Biogr. 1251 a Wolf, Joh.,

— Selbständigkeit suche ich, denn ohne Selbständigkeit kann ich weder ein Christ werden noch sein. — Der Einzige, dessen Schüler ich bin, ist Jesus Christus, dem ich mein inneres Leben verdanke.

Joh. Wolf.

Johannes Wolf.

Ein Schweizerischer Studirender

der Theologie

in seinem Bildungsgange

dargestellt

von

Joseph Scherrer,

Katecheten.

Zürich,

S. Höhr.

1840.

R.

156.B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei Zürcher und Furrer.

Dem

Zürcherischen Zofingerverein

in

dankbarer Erinnerung

in ihm verlebter, fruchtbarer Stunden

gewidmet

vom

Verfasser.

Zofinger!

Schreibt die verzögerte Ausführung des theuern Auftrages, den ihr mir schon letzten Frühling ertheilt habt, dem Drange nun schon verflossener Zeiten und Umstände zu, welche das Herz des Verfassers persönlich getroffen.

Als ich in dem Nachlasse unseres seligen Freundes beinahe dessen ganze Geistesentwicklung in einer

solchen Vollständigkeit niedergelegt sah, wie wohl nicht so leicht eine solche schriftlich zu finden wäre, da dachte ich zuerst an euch. Ihr sahet die Meisten von des Seligen begeistertem Wesen nur so viel, als sich in eurer Gesellschaft zu erschließen vermochte; ihr sahet Vieles und Schönes an ihm, aber nicht die Hälfte des ganzen Menschen; sollte nun die Darlegung dieser edeln Seele, die bei all ihrem Schaffen so wenig sich ganz herauszustellen vermochte, für euch nicht vom höchsten Interesse sein? Sollte sie nicht manchen aus euch fördern, manche Krise beschleunigen und zu höhern Stufen euch geleiten? Dieser Gedanke machte euern Auftrag mir theuer.

Ich dachte weiter an die Tausende, welche die peinlichen Zweifel, in die die Zeit sie geworfen, nicht zu lösen, ja nicht einmal als bloßen Uebergang zu erkennen vermögen, sondern in ihnen

als auf einem sehr aufgeklärten und würdigen Standpunkte geflissentlich verharren und jeden Fortschritt über ihre Stufe hinaus als einen Rückschritt betrachten; sollte nicht, dachte ich, mancher von diesen, wenn er die eigenen Zweifel alle in einem andern Gemüthe wogen, sich aber fortentwickeln, nach Klarheit und freudigem Glauben hinzielen sähe und zwar an einem edeln, vaterländischen, emporstrebenden Charakter, sollte er dann nicht selber auch in Fluß gerathen, zu Muth und Demuth geführt werden? Das glaubte ich. Und sollte unser Freund, dessen Vorbereitung zur Wirksamkeit gerade auf diese Christen schon so weit gediehen war, fruchtlos für das Reich Gottes dahingegangen sein? Nein, sagte ich; was ihm nicht durch die Predigt zu wirken vergönnt war, das soll nun durch die Darlegung des früh vollendeten ganzen Jugendlebens geschehn, — sein Ster-

ben soll Leben werden so viel als möglich. Bei solchen Gedanken war mir die Uebergabe des Büchleins in den Buchhandel ganz gelegen.

Damit unterstellt sich nun aber die kleine Schrift manchen Urtheilen, auf die sie anfangs nicht gezählt. Den Nachlaß des Seligen, der mit unbedingtem Vertrauen zu meiner Verfügung gestellt wurde, die Briefe desselben, die mit gleicher Bereitwilligkeit von dessen Freunden mir sind anvertraut und die wichtigen mündlichen Mittheilungen, die mir von ihnen über ihr Verhältniß zu Wolf sind gemacht worden, habe ich auf eine Weise benutzt und in das Ganze verwoben, welche zur richtigen Auffassung und Beurtheilung eine Liebe und Einsicht verlangt, wie sie nicht überall vorhanden ist und auf die ich jetzt doch zählen muß. Wenn nun Jemand den Umfang tadeln wollte, zu dem die Darstellung doch nur eines Jünglings-

lebens angeschwollen und die Aufnahme von Gedanken, die man — ich weiß nicht zum Heile wofür — lieber verschwiegen wünschte, so bedenke man hiegegen nur Zweierlei. Einmal, daß das Leben eines vollendeten Mannes, weil dessen Charakter sich in festen Thaten ausgeprägt, weit gedrängter sich erschöpfen läßt, während das Jünglingsleben nur in seiner Entwicklung seine Bedeutung hat und daher mit all seinen Mittelgliedern dargestellt sein will; und was weggewünschte Gedanken betrifft, so wird der Einsichtsvolle wahrnehmen, daß diese eben nicht als absolute Wahrheiten, sondern gerade in ihrer ausgebildetsten Gestalt vielmehr als Zustände und Stufen erscheinen, bei denen von dem Denkenden nicht kann stehen geblieben, sondern über die hinaus und weiter gegangen werden muß.

Wie sehr ich übrigens die Unvollkommenheit

des Ganzen empfinden müsse, das mögt ihr aus dem Ideale erkennen, das mir aus der Bearbeitung der Biographie allmälig aufgeschwebt ist. Wie der Mensch aus Leib und Seele besteht, der Leib und die ganze äußere Haltung des Menschen unter mannigfaltigen äußern Einflüssen sich allmälig festgestaltet, die freiere Seele dagegen beweglich in ihr Gedankenspiel sich ergießt, also sollte vom Biographen die nur langsam sich umgestaltende Außenseite mit festen Zügen hingezeichnet, das innere Seelenleben dagegen nach seiner eigenthümlichen Freiheit und Gedankenbewegung wo möglich aus dessen eigenen Worten erkannt werden, die in aphoristischer Form psychologisch eingereiht würden. Selten wird das Material für solche Behandlung vollständig vorhanden sein und es springt in die Augen, daß hiebei das Größte auf der Konstruktion des Ganzen bis in die einzelnen

Theile hinaus beruht, diese Konstruktion selber aber auf der ganzen Auffassung und Poesie des Verfassers. Indem nun auch in diesem Büchlein die Aphorismen in solchem Sinne sind zu ordnen versucht worden, eignet es sich theils zum Studium des Charakters unsers Freundes, wobei sich, bei aller Unvollkommenheit der Darstellung, noch mancher Stoff zu interessantem Nachdenken bieten möchte, theils zu aphoristischer Lektüre einzelner erfrischender Erinnerungsworte desselben. Die in einem Anhange abgedruckten Reden und Predigten sind — Blüthen, welche den Denkstein über dem Grabe des Seligen am schönsten zieren. Die Silhouette, wenige Monate vor dem Tode Wolfs verfertigt, wird von allen, die ihn kannten, als sehr gut getroffen gefunden und eurer Liebe eine freundliche Erinnerung gewähren.

Der uns aber den Theuern zu sich genommen,

möge dieser wunderbar liebevolle Gott, was der Jüngling als Mann einst wirken gewollt, ihn irgendwie nun wirken lassen als vollendeten Jüngling, dadurch, daß sein kurzes aber edles Leben die Samenkörner auswerfe in eure und Vieler Herzen. Gott segne euren Bund für das Vaterland und das Reich Gottes.

Zürich, den 14. Februar 1840.

Der Verfasser.

Inhalt.

Johannes Wolf.

	Seite
Anlage	1
Zweifel	1
Charakter	34
Theologische Fortbildung	98
Familie	135
Vollendung	141

Blüthen

aus Wolfs geistlichen und weltlichen Reden.

Zofingerrede. Den 22. September 1836 . . 209

	Seite
Ueber Schlachtenfeiern. Den 22. Dezember 1836	244
Adventsvortrag. Den 21. November 1838 .	251
Neujahrspredigt. Den 2. Januar 1839 . .	266

Johannes Wolf.

Anlage.

In dem freundlichen Pfarrhause zu Fällanden, auf der östlichen Seite des Zürichberges, wurde den 23. Januar 1813, unter dem Geläute der Mittagsglocke, dem sel. Herrn Pfarrer Joh. Wolf ein wimmerndes Knäbchen geboren, einer dreiunddreißigjährigen Mutter, Regula Goßweiler von Zürich, der erste Sohn, und zweien Schwesterchen, einem neunjährigen und einem zweijährigen, der erste Bruder. Dieser war unser Freund Johannes Wolf. Drei Jahre später gab ihm Gott zu seinen Schwestern noch einen Bruder an die Seite, und in einer obern Stube wohnte eine geistreiche, ernste und gottesfürchtige Großmutter, die gerne als die Krone des Hauses verehrt wurde.

Der kleine Wolf war, indem er allmälig heranwuchs, ein mageres, bleiches, spitziges, in allen seinen Gliedern und Bewegungen scharf zugemessenes Knäbchen, das häufig weinte und seine Umgebungen nicht zum besten unterhielt; er war linkisch, schüchtern, schwach, und dennoch voll heftiger Empfindlichkeit. Aber die freundlich religiöse Liebe der Mutter und die ernste Zucht und Regelmäßigkeit des

Hauses befruchteten sein gutmüthiges Herz zu sanfter Liebe gegen seine Hausgenossen, zu sittsamer Ehrfurcht gegen jeden höhern Willen und zu einem heiligen Unterscheiden zwischen Gut und Bös. Der leicht erregbare Knabe faßte alle nähern Gegenstände scharf und fest auf, und jede neue Entdeckung im Hause, waren's nun Geräthe, Gemälde, Thiere oder Menschen, überraschte und schüchterte ihn anfänglich ein. Mit großer Genauigkeit wußte er sich später vieler Kleinigkeiten, bis in's zweite Jahr, zu erinnern.

Schon in frühen Jahren wurde er an irgend ein regelmäßiges Tagewerk gewöhnt; und sobald immer sein Alter es erlaubte, mußte er zur Großmutter hinaufwandern, um von ihr in den ersten Elementen unterrichtet zu werden. Denn kein Kind im Pfarrhause wurde in der Alltagsschule, sondern alle von Vater oder Großmutter unterrichtet. Droben nun, bei der letztern, war's dem Kleinen wohl; gemächlich lernte er da den Katechismus, Bibelsprüche und Lieder auswendig; der Fleiß wurde von der ernsten Frau mit Vorlesen von biblischen Erzählungen, von Schweizergeschichten, Reisebeschreibungen und wol auch mit andern Süßigkeiten belohnt, und außerdem sah er hier schönere Geräthschaften und Gemälde, hörte mit Freude ein lustiges Kanarienvögelchen singen und mit Wonne zuweilen die liebe Großmutter auf dem Klavier spielen. Die Krone des Tages war die schöne Sitte, daß die Kinder jeden Abend der Großmutter vor dem Schlafengehen Lieder und Gebete aufsagten, wobei sich Jean besonders durch sein treuherziges, schönes Hersagen derselben lieb machte. Unartigkeiten wurden jedes Mal mit Ausschluß von dieser geweihten Stunde empfindlich gestraft. Nichts aber prägte den Zöglingen einen heiligern Sinn für sittlichen Ernst in das Herz, als wenn die verehrte Großmutter am Sylvesterabend

sie zur Selbstprüfung anführte, mit ihnen ihr ganzes Benehmen durchging, und jedes Einzelne auf seine eigensten Fehler aufmerksam machte, und mit der ganzen Weisheit ihrer Liebe heilige Entschlüsse für das neue Jahr in ihnen erweckte.

Wolf's Vater, ein kräftiger, vielbeschäftigter Mann, gehörte zu denjenigen Vätern, welche, einst selbst vernachläßigt, was sie sind, durch kräftigen Willen und viele beschwerliche Umwege geworden sind, und daher die Ihrigen auf leichtern Wegen zu größern Resultaten zu fördern wünschen. Es war ohne weitere Verabredung angenommen, daß der älteste Sohn Pfarrer werde, und frühe mußte der Kleine im Studirzimmer Schönschreiben und deutsche Grammatik, und später die lateinische und griechische Sprache erlernen. Da sollte er nun fleißig sein, und die ernste Zucht des strengen Vaters brachte dem gehorsamen Knaben frühe die Grammatik, einen großen Reichthum lateinischer und griechischer Wörter und viele Uebung im Uebersetzen bei, so daß er von Freunden und Verwandten immer als ein fleißiger und geschickter Knabe gelobt wurde. Indessen, sein Fleiß war eine Frucht frommer Ehrfurcht, und wenn er dann, buchstäblich im Schweiße seines Angesichtes, auf einem durch Folianten erhöheten Stuhle vor dem Tische saß, so pflegte er sich, während die Lippen sich bewegten, mit seiner Phantasie der Obhut des genauen Vaters zu entziehen und sich in schönern Regionen zu ergehen, oder wenn dieser Audienz ertheilte, mit seinen Blicken sich in's Freie hinauszuwagen; ganz gelungen aber war die Sache erst dann, wenn er in die Wohnstube ziehen mußte und ihm von der lieben Mutter wieder Hausarbeiten übertragen wurden, die er, auch die unwichtigsten, stets mit dem heiligsten Pflichteifer verrichtete.

Immerhin blieb dem Knaben, auch bei regelmäßiger Tagesordnung, viele Zeit, in der sein eigenster Sinn sich entwickeln konnte. Wenn er Morgens von sieben oder acht Uhr und Nachmittags bis vier oder fünf Uhr fleißig gewesen, so waren die übrigen Stunden andern Geschäften gewidmet, an die sich immer das freie Spiel anschloß. Da hatte er denn eine bedeutend ältere Schwester neben sich, für die jüngern Geschwister Beispiel und Aufseherin, zu der der Kleine eine ehrfurchtsvolle Liebe empfand; ferner ein ungefähr um ein Jahr älteres Schwesterchen, wegen seiner Heftigkeit mit dem empfindlichen Bruder in manchen Streit verflochten, an welcher dieser seine jugendliche Kraft und sein Selbstgefühl entwickelte; endlich ein um mehrere Jahre jüngeres Brüderchen, an dessen Kindlichkeit die harmlose Unschuld und das Gefühl der Ueberlegenheit sich im ältern nähren konnte. Ein ernster häuslicher Sinn der Eltern schlang um diese Geschwister zarte und feste Bande, und um so herzlicher mußten diese sich umfassen, als sie von der übrigen Dorfjugend abgeschlossen lebten und höchstens Ein kräftiger Knabe im Pfarrhause befreundet war, der die zarteren Geschwister vor den rohen Kindern außer dem Pfarrhofe väterlich beschützte. Der herzlich häusliche Sinn machte den kleinen Jean früh zum Dichter. In Reimen pflegte er seinen Eltern und Geschwistern an Neujahrs- und Namenstagen zu gratuliren und sein Verhältniß zu ihnen zu veredeln. An Reni, sein älteres Schwesterchen richtete er einst folgendes Gedicht:

1. Ach, liebes Reni, zürne nicht,
Wann Dir das Verschen nicht gefällt.
Gewiß, am Willen fehlt's mir nicht;
Daran fehlt's, daß mir nichts einfällt.

2. Liebes Reni, gieb mir die Hand,
Daß wir jetzt nicht mehr zanken wollen;
Das Streiten nimmt sonst überhand,
Und dann thun wir nicht, wie wir sollen.

3. Liebes Reni, wir wollen erfüllen,
Was ist uns're lieben Eltern Willen.
Ja, Geschwisterliebe!
Das sind der Tugend Triebe!
Gieb mir einen Kuß darauf!

Reichlich wurde nun auch von den Eltern für Spielstoff gesorgt, der sich an der fruchtbaren Lebendigkeit des kleinen Kreises vervielfachte. Im Winter bemahlte man große Papierbogen, die man an einander verhandelte, stellte bleierne Soldaten zu ernstem Schlachtgetümmel in die Reihe, richtete aus seinem Bauholz große Gebäude auf; bisweilen las die älteste Schwester aus einem Buche vor, oder jedes Einzelne erbaute sich aus Lienhard und Gertrud, oder aus Tausend und Einer Nacht, oder aus der Genovefa, welche Geschichten unsern kleinen Freund oft zu Thränen rührten und zu den herrlichsten Träumen anregten. Wenn man aber schon im Winter sich mit Lust bisweilen gemeinsam im Schnee herumtummelte, so ging mit dem Frühling für alle ein ganz neues Leben auf, und in Jean entwickelte sich frei sein eigenstes Talent. Er baute sich neben seinem kleinen Erdäpfelacker ein Gebäude, in dessen Keller er die Frucht versorgte, verfertigte sich allerlei Werkzeuge, mit denen er jedes Material erfinderisch zu etwas Neuem umgestaltete, und im Pfarrhause gab es kein Hausgeschäft, und im Bereiche der Pfarrgüter kein Feldgeschäft, wobei er nicht seinen Antheil gehabt hätte. Er wurde Allen Alles,

denn an Nichts ließ sich sein mechanisches Talent unversucht. Man durchschweifte dann die so schönen, zum Theil romantischen Umgebungen des Dorfes, unternahm bisweilen — jedesmal eine große Lust — bei Besuchen aus der Stadt oder an Sonntagen mit den Eltern größere Spaziergänge, welche das Gefühl der Freiheit stärkten und den mechanischen Trieb durch jede Erscheinung reizten. Die Glanzpunkte des Jahres aber blieben immer die Namenstage, Neujahr und Ostern, an welchen man Geschenke erhielt, die auf lange Zeit Stoff zu vielfachem Austausche darboten.

Sittlich fromm bildete sich so an dem häuslichen Leben des Knaben ernster Sinn. Bei all seiner Heftigkeit besaß er ein gutes und weiches Herz; er hatte auch seinen Beitrag an die Griechensteuer gegeben; seine Frömmigkeit hatte aus den biblischen Erzählungen kräftige Nahrung gezogen, und der Knabe bedauerte Zweifler jeder Art — nur wenn man von Gottes Allmacht sprach, blitzte ihm etwa durch den Kopf, ob denn Gott auch etwas Geschehenes ungeschehen machen könne. Bei all dem besaß er große Wißbegierde und einen offenen Sinn für alles Mögliche, und da nun bis in sein zwölftes Jahr bei Hause das Mögliche in der Erziehung geleistet worden, galt es die gelehrtere Vorbereitung auf den geistlichen Stand durch die Stadtschulen.

Es war gegen Ende Dezembers 1824, als der Vater den Knaben nach der Stadt begleitete und ihn den großentheils befreundeten Lehrern empfahl. War es ihm schon auf den Abschied bange gewesen, so begann nun in Zürich, wiewol er bei einem Onkel wohnte, für den Häuslichen und Schüchternen in mancher Beziehung eine unheimliche Zeit. Was lustig und frei sich früher in ihm entwickelt hatte, das wurde in den drei Jahren, welche er in der sogenann=

ten Gelehrtenschule zubrachte, entschieden zurückgedrängt, ja wo möglich zernichtet; denn mit empörendem Leichtsinn machten kräftigere Mitschüler sein schwächliches Wesen sich zu Spaß und Freude. Seine tüchtige philologische Vorbereitung, in der er's beinahe allen andern zuvorthat, konnte ihm unter den frischen Stadtknaben unmöglich die jugendliche Gewandtheit und Unerschrockenheit ersetzen, welche zur Theilnahme an solcher Geselligkeit befähigt; und wenn auch sein Fleiß und sein ordentliches Betragen ihm die Lehrer gewogen und freundlich machte, so mußte ihn das zwar im Guten befestigen, aber konnte unmöglich in diesem Alter ihm das Herz zu einer wohlthuenden Zutraulichkeit gegen sie aufschließen; sondern bei der heftigen Empfindlichkeit seines Wesens und bei seiner Pietät mußte das Verhältniß zu Schülern und Lehrern ihn ganz in sich selber zurückdrängen und seine furchtsame Unbeholfenheit nur noch erhöhen. So nahm er denn an den Belustigungen der Mitschüler zwar Theil, wie es die Sitte mit sich brachte; aber mehr nur äußerlich, denn seiner wurde stets gespottet. Seine größte Freude waren Briefe von Hause, die ihn oft zu Thränen rührten; vor Allem aber die Besuche der Seinigen, wozu er jeden Ferientag benutzte. Oft sandte er seine Gefühle in Verschen heim, welche später, bei mehrerer Bekanntschaft mit den Alten, zu ernsten Hexametern kultivirt, seine überfließende Herzlichkeit beinahe komisch ausdrückten. Was ihn aber innerlich gegen alles äußere Ungemach stählte, das war sein Fleiß, vor Allem aber der liebe Gott selber, zu dem ihn nun die Noth zum ersten Mal von Herzen beten lehrte. Er betete inbrünstig um Beistand im Kampfe gegen seine angeborenen Fehler, die ihm nur immer überhand zu nehmen schienen.

Nachdem ihm im Frühling 1827 sein Vater plötzlich

gestorben, wurde ihm dieser auf langehin das Wesen seiner sehnsuchtsvollsten, heiligsten und läuterndsten Liebe; als einige Monate später sich die Seinigen auch in der Stadt niederließen, so fand er nun auch hier seine Heimath, und sein Wesen begann wieder freier aufzuathmen; und als zwei Jahre später die verehrte Großmutter und sein liebes Reni auch heimgegangen waren, und nur noch die älteste Schwester und sein jüngerer Bruder ihm blieben, da warf sich seine ganze Liebe auf seine theure, herrliche Mutter, der er nun mit seinen Geschwistern alles zu werden wünschte. In einem Geburtstagswunsche (1829) redete er sie also an:

Nimm zum schwachen Zeichen der kindlichen Lieb' deiner Kinder
Dies kleine Geschenk — ach! für so Vieles so Nichts!
Wahrlich, nicht wagten wir es, so Geringes dir zu erbieten,
Wüßten wir nicht gewiß, daß auf den Willen du siehst,
Nicht auf die Gabe, die ja auch bei dem freudigsten Willen
Oft nicht gerathen kann, wenn sie den Zweck nur erreicht!

Neben diesem erneuerten häuslichen Leben verbesserten sich auch allmälig seine äußern Verhältnisse. Mit Neujahr 1828 trat er in das Collegium humanitatis hinüber, in dessen zweijährigem Kurse besonders Philologie getrieben wurde. Zwar war er nun hier Kustos (Aufseher der Schule), und solche Stellung konnte in dem Gewissenhaften einen etwas schülerhaften Anstand verlängern; allein mit dem Eintritt in diese Klasse begann das Studentenleben, das man allgemein durch einen etwas burschikosen Ton an den Tag legen zu müssen glaubte, und durch eine gewisse Unabhängigkeit, welche man sowol gegen ältere Mitschüler, als auch gegen die Lehrer sich zu erringen strebte. Dieß wirkte auch auf Wolf und riß ihn

allmälig aus seiner frühern Schüchternheit heraus; was von derbern Belustigungen nicht gegen die Pietät verstieß, das machte er unter Anführung Anderer treuherzig mit, und suchte wirklich selber, auch äußerlich freier zu werden. So fand er schon jetzt so viele Freude am Turnen, daß er im Garten hinter seinem Hanse, zu eigener Uebung, ein Reck aufrichten ließ, und mit einigen Freunden machte er kleine Schweizerreisen. Zugleich begann er im ersten Jahre dieses Schulkurses Zigarren zu rauchen, und im zweiten hielt er sich schon eine Pfeife.

Die äußere Freiheit wirkte allmälig auch die innere; neben seinen philologischen Studien, zu welchen ihn besonders die Schule veranlaßte, begann er nun auch, deutsche Klassiker zu lesen (er hatte sich in dieser Zeit Schiller und Lessing angeschafft). Das Urtheilen über seine Lehrer, wozu ihn seine Umgebungen anführten, leitete ihn auch zu Urtheilen über die Bücher und zu freier Produktivität. So hatte er als der gelehrtere, fünfzehnjährige Bruder mit seiner sechszehnjährigen Schwester einen gar gelehrten Briefwechsel geführt, in welchem er etwa über Gelesenes, z. B. in Klopstock's Messiade, oder über Rezensionen im Morgenblatt seine Ansichten, und über die Schreibweise seiner Korrespondentin belehrende Rügen mittheilte. Vorzüglich aber veranlaßte ihn ein literarisches Kränzchen, zu dem er sich mit einigen begabteren Mitschülern regelmäßig vereinigte, zu mehreren Aufsätzen, besonders geschichtlicher Natur, und zu einem größern Gedichte von ungefähr dreihundert Hexametern, in dem er mit der drolligsten Laune und derbem Witz die Hergänge in einer verwahrloseten Schule schilderte. Die Halle'sche Literaturzeitung, die dem gelehrten Kreise unter die Augen gekommen war, wurde auch bisweilen gelesen, sagte aber nicht zu.

Im Januar 1828 fünfzehn Jahre alt, ließ sich Wolf auf folgende Weihnachten zum heil. Abendmahle vorbereiten. Wenn die religiöse Entwickelung eines jeden Menschen an sich etwas Geheimnißvolles ist, und nicht leicht bei Jemandem ganz bestimmt angegeben werden kann, was die religiöse Anlage in der Jugend besonders gefördert, so ist solches mit dem Konfirmationsunterrichte noch um so mehr der Fall, als dieser in eine schon an sich so entwickelungsschwangere Periode fällt. Soll nun dieser Unterricht die bisherige Frömmigkeit und Religionserkenntniß zu einem Brennpunkte vereinigen, und zur Seele aller künftigen Entwicklungen machen, so wird die Wirkung sich an den verschiedenen Zöglingen sehr unterscheiden. Wer keine wissenschaftliche Bildung genießt, bei dem kann solch ein Unterricht, wenn anders die übrigen Bedingungen gegeben sind, ganz entschieden auf das Göttliche hinlenken und das Heiligthum des Lebens begründen. In dem Begabteren wird die Anschauung des frommen Religionslehrers allmälig die geheimnißvolle Seele des Verstandes werden, und ihn gleichsam für die Zukunft erleuchten. Wo Pietät vorhanden ist, wird namentlich das Konfirmationsgelübde seine große Wirkung thun, und eine Religion der Ehrfurcht entstehen. Wo aber die Grundlagen zu wissenschaftlicher Bildung schon gelegt sind, und weiter auf ihnen fortgebaut werden soll, da erhält dieser letzte Religionsunterricht gewöhnlich eine andere Bedeutung. Die klassische Bildung des Alterthums, welche man sich in diesen Jahren aneignet, und die lebendige Verstandesthätigkeit, zu welcher der ganze Schulunterricht anregt, muß wohl, wo nicht eine ganze Lehrerschaft vom lebendigen Christenthum durchdrungen ist, von der christlichen Denk- und Empfindungsweise theils abziehen, theils dieselbe einer Ver-

standesprüfung unterziehen, und mit der Zeit die Zweifel herbeiführen. In dem Alter nun, da man gewöhnlich diesen Unterricht empfängt, ziehen Ahnungen von einer neuen Welt durch den Jüngling; der Reichthum des irdischen Lebens entfaltet sich in und außer ihm, und der kindliche Glaube isolirt sich immer mehr zu einer Einzelheit in seinem Gemüthe. So wie nun das Christenthum selbst, das doch durch ein Pfingstfest unter den Menschen ist eingeführt worden, dennoch durch allen Zweifel und Unglauben hat hindurchgehen müssen, so wird auch kein Religionsunterricht, welcher Art er auch sei, den disponirten Zögling dessen ganz entheben können; aber es wird vor allem darauf ankommen, daß die ewige Lebenswahrheit des Christenthums mit der ganzen Macht der Selbsterfahrung dargelegt, ihre tiefere Einheit mit dem kindlichen Glauben ahnen gelassen, dieser in die Erfahrungen des Jünglings hinübergezogen, und mit der Zuversicht auf die Probehaltigkeit seiner ewigen Wahrheit im erwachsenen Alter gestärkt werde. Die Hauptsache wird dann gewonnen sein, während die künftige Entwicklung im Einzelnen durch die theologische Bildung des Religionslehrers erleichtert oder erschwert werden kann.

Unser Freund nun hatte bisher nur lebendige Frömmigkeit und Pietät geathmet; ein ernst christlicher Sinn herrschte in seiner Familie; sein Vater selbst war, wenn auch entschieden, doch in keinerlei Weise schroff gewesen; auf rationalistischen Grundlagen hatte der ernst sittliche Mann glaubensvoll gepredigt. Des Knaben religiöse Entwicklung hatte also gegen keine starre Orthodoxie in seinen Verhältnissen zu reagiren. Seit er bei den Seinigen in der Stadt wohnte, hatte er einen etwas frei denkenden Tischgenossen, der ihm bisweilen Einzelnes mittheilte. In der

Schule wurde das neue Testament von einem Rationalisten ausgelegt. Dies blieb nicht ohne Wirkung in ihm; es entstanden Zweifel, namentlich an historischen Punkten der Religion, die ihn sehr beängstigten, denn er wagte weder zu forschen, noch sich Andern zu entdecken, und wußte selbst nicht, auf welcher Seite die Wahrheit lag. Der Konfirmationsunterricht nun, den er von einem sehr beliebten und frommen Lehrer genoß, drang mit milder Entschiedenheit auf den Glauben an eine höhere Offenbarung in Jesus Christus, wies auf dessen menschliche Würde und Hoheit hin, legte kein besonderes Gewicht auf die Dogmen, ließ sie jedoch ehrfurchtsvoll stehen, ohne ihren tiefern Zusammenhang nachzuweisen; überall wurde die menschliche Schwäche aufgedeckt, und der Glaube als ein Bedürfniß unserer Natur hingestellt; durch das Ganze aber wehte ein edler und ächt religiöser Sinn. Dieser Unterricht der Konfirmation selbst machte tiefen Eindruck auf Wolf, brachte aber, je ähnlicher ihr Geist und Sinn den frühern Einflüssen auf ihn war, um so weniger eigenthümliche Wirkung hervor. Ihre Bedeutung war für einmal die, daß er den Glauben mehr oder weniger für eine Christenpflicht hielt, und treuherzig der Meinung war, es sei besser, zu viel als zu wenig zu glauben. Die Zweifel erschienen ihm nun, zumal er die Mittel weder zu ihrer Vertheidigung noch zu ihrer Ueberwindung besaß, oft als Sünde, und er legte sie daher, vertrauend auf die Zeit und spätere theologische Bildung, allmälig mit wundersamer Ruhe auf die Seite, und ging in seinen Studien den Weg, den die Schule ihm vorzeichnete.

Da er solide philologische Grundlagen schon von Hause her hatte, und in Zürich selbst immer Philologie am eifrigsten betrieben wurde, so wandte sich auch sein Privatfleiß

neben der Geschichte auf die Lektüre lateinischer, am liebsten griechischer Klassiker, und als ihm das Hebräische geläufiger war, auf die Bibel. Im Jahr 1830 war er in die erste Klasse des Karolinums übergetreten, wo die philologische Schulbildung vollendet werden sollte, und im J. 1831 in die sogenannte philosophische Klasse, wo in zwei Jahren die philosophischen Fächer, Welt- und Kirchengeschichte und Exegese vorgetragen wurden. Da nun von oben kein philosophischer Zug unter die Züricher Studirenden gebracht werden konnte, so beschäftigte Wolf sich in dieser Zeit besonders mit Philologie, namentlich mit Plato und Thucydides, und in der Bibel mit den kleinen Propheten. Wiewohl von der Schule die Privatzeit des Einzelnen besonders in diesen zwei Jahren zu wenig in Anspruch genommen und für die eigentliche Gymnasialbildung wenig gethan wurde, so war doch solche Zeit für kräftige Eigenthümlichkeiten eine erwünschte Lage; sie konnten sich — wenn es gelang — sich aus sich selbst bilden. Wolf gehörte durchaus unter diese; und wie er in seinem Tagebuche, das er seit einigen Jahren bis Anfangs 1832 führte, sich an jedem Jahresschlusse wie über den Werth seiner Lehrer, so über seine eigenen Fortschritte die ernsteste Rechenschaft gab, so schrieb er sich 1831 am Anfang seines philosophischen Kurses einen Plan nieder, in dem er Alles, von der wissenschaftlichen und Charakter-Bildung bis zur Kultivirung seines Aeußern und der Kräftigung des Körpers, mit festem Willen umfaßte. Seine wissenschaftliche oder Geistesbildung zerlegte er sich in Gedächtniß- und Stylübungen, allgemeine Geschmacksbildung, Philologie, in welcher er sich wohl vor Pedanterie hüten wollte, in Philosophie vor allem, welch' letztere er besonders zur gründlichen Vorbereitung für die Theologie betrieb.

Diese hatte er sich schon jetzt als das erste und wichtigste Fach vorangestellt, denn von ihr erwarteten stille Zweifel immer noch die einstige Lösung. Eine ächt historische Behandlung der Bibel, erwartete er, werde allen Kampf zwischen blindem Glauben und den Zweifeln des eigenen Nachdenkens, alle geheime Angst, allen finstern Kummer verscheuchen. Und als Ideal eines Predigers erschien ihm derjenige, der die protestantische Lehre ohne alle fremdartige Beimischung, ohne Verdrehung, ohne zerstörende Weglassung des Individuellen der Christusreligion vollständig und rein aus dem neuen Testamente schöpfte. Der freisinnige Theologe unserer Zeit werde die unveräußerlichen Rechte der Vernunft in Glaubenssachen und die durch die Reformatoren erstrittene Freiheit fest behaupten, aber mit der tiefsten Ehrfurcht für das göttliche Offenbarungslicht. Solche Gedanken hatte sich der achtzehnjährige Jüngling von Lehrern oder aus Büchern angeeignet; denn sie setzen durchgekämpfte und zur Ruhe gekommene Zweifel voraus; unserm Freunde aber stand diese Zeit erst noch bevor, und so wurde jenes Ideal zur Weissagung auf seine Zukunft.

Im Februar 1830 hatte sich Wolf, dem Zuge einer tiefen Sehnsucht folgend, in den Zofinger Verein aufnehmen lassen. In Zürich war diese Gesellschaft der natürliche Sammelplatz aller ehrenhaften Studirenden, und ihr Einfluß daher groß. Ein ernster und etwas väterlicher Ton wurde hier von den durch Zahl und Geist herrschenden Theologen gehandhabt; ihre durch viele Klassen hinauf erlebte Weisheit verlangte und erhielt unbedingte Anerkennung, und in dem jugendlichen Verein galt Ehrfurcht gegen die ältern Mitglieder wie eine Tugend. Aber der Eintretende ahnte, daß er hier in das Heiligthum einer höhern Bestim-

mung eingeführt, und sein jugendliches Streben mit der ganzen künftigen Wirksamkeit für ein theures Vaterland verbunden würde. Wolf fand gleich anfangs den eigentlichen Zweck des Vereins darin, daß die Studirenden der verschiedenen Kantone einander näher gebracht, und dadurch dem Vaterland eine festere Zukunft bereitet werden sollte. Aber ein Verein von Jünglingen wird auch von jeglicher Gegenwart ergriffen. So als im Winter 1830 eine allgemeine Begeisterung in der Noth des Vaterlandes aufflammte, verwandelte sich die patriarchalische Haltung des Vereines in eine kriegerische; der Zofinger Verein beschloß den 31. Dezember, während andere Sektionen mit Aehnlichem umgingen, von sich aus eine Freischaar zu stiften, — dem bedrängten Vaterlande zur Neujahrsgabe. Wolf wurde mächtig von der allgemeinen Begeisterung mitergriffen, und war auch bei der Sache; und obgleich Andere wegen des zögernden Eintretens der Tagsatzung, und weil die Gefahr ohne Ausbruch vorüberging, erkalteten und zurücktraten, so hielt er unter den Waffenübungen aus, bis die Stiftung nach einem halben Jahre sich selber auflöste. Diese That für das damals bedrängte Gemeinwesen riß den Schüchternen vollends in die Gegenwart, und als das Große und Begeisternde allmälig aus den Verhältnissen verschwunden war, zum Theil auch in das Interesse des spätern Parteiwesens hinein. Da er tief im Zürcherischen Familienleben wurzelte, und voll sittlicher Begeisterung war, so sah er bald mit herzzerschneidendem Jammer in unsittlichen Tendenzen des politischen Systems den Untergang des Vaterlandes; und im Zofinger Verein, als die ultraliberalen Zof. Gesellschaften von Luzern und Lausanne gegen die aristokratischen von Basel und Neuenburg auftraten, und auch der Züricherſche Verein sich für das eine

oder andere System erklären sollte, da suchte er, wie die große Mehrheit der übrigen Mitglieder, mit heiliger Entschiedenheit vom Zof. Verein jede politische Tendenz, und zumal die damalige Freisinnigkeit, fern zu halten, die, wie es schien, nur in einem unerquicklichen politischen Räsonnement bestand.

Zweifel.

Die jugendliche Thatkraft, welche durch die bürgerlichen Erschütterungen für das Vaterland war geweckt worden, machte sich nun auch für das innerste Heiligthum des Geistes geltend. Der frommerzogene und bewährte Knabe, der schon bei der Konfirmation Manches hingenommen, nur weil er lieber zu viel als zu wenig glauben wollte, fühlte nach und nach die Macht niedergeschlagener Zweifel; rationalistische Lehrer brachten unbemerkt immer mehreren Stoff für Unruhe in den fleißigen Schüler; der übernatürliche Charakter der Religion glänzte aus der schwindenden Jugendwelt am schärfsten noch auf die Person des Stifters herüber und um die Gottheit Jesu Christi, in Gestalt der schroffsten Orthodoxie, handelte es sich jetzt; er gedachte daher nach einem großen Plane die messianischen Stellen des alten, dann das neue Testament, und endlich die Kirchengeschichte zu durchlesen. Blitze aus Herder zündeten ihm aber von dem bedächtlichen historischen Plane zu den tieferen Gegensätzen, die zuerst durch eigenes Denken mußten durchgekämpft und deren Versöhnung die Grundlage

zu den vorgenommenen historischen Untersuchungen erst noch werden mußte. Nun regte es sich auf allen Seiten von Gedanken; die Zeit der Zweifel war gekommen.

Ein Zusammentreffen mit einem jüngeren und im Zweifeln schon weiter vorgerückten Altersgenossen im Frühling 1832 brachte den Guten zum muthigeren Ergreifen des Herandrängenden; er dachte nun den folgenden Tag über menschliche Freiheit und göttliche Vorsehung nach und kam durch Erwägung ihres gegenseitigen Verhältnisses zu der furchtbaren Erkenntniß, daß die Konsequenz der einen der Atheismus, der andern die Prädestination sei. Nun wankte der sittliche Boden des aufstrebenden Jünglings und jetzt war von keiner Ruhe mehr die Rede, es handelte sich um die eigenste geistige Selbsterhaltung. Das Recht der neu angebrochenen Welt gegen die alte, der ganze künftige Lebensberuf war in Frage gestellt. Jener zweifelnde Altersgenosse, von nun an sein Vertrauter, hatte beim Ausbruch seiner eigenen Zweifel sich nicht besser zu helfen gewußt, als daß er sich einem hochgeachteten Manne mitgetheilt; von diesem waren, wenn auch die Zweifel nicht gehoben, doch ihre Schrecken und ihre Angst verscheucht worden. Sobald Wolf von diesem Wohlthäter seines Freundes gehört, wagte auch er sich demselben anzuvertrauen, und um seine Zweifel freier in ihrer Vernünftigkeit vortragen zu können, legte er sie dem Manne in einem schriftlichen Aufsatze vor. Vor allem wahrte er der Vernunft, als einer hohen Gottesgabe und einer in allen andern Dingen so entscheidenden Richterin, das Recht, auch in der Religion mitzureden; das Verbot ihrer Anwendung gerade in Beziehung auf das Höchste würde sie in aller Entwickelung hemmen. Wie die Aussprüche des göttlichen Gewissens alle Prüfung aushalten, also werde es doch auch sein mit denen

der Religion. Und wenn nun große Denker, und endlich auch Jesus Christus, die früher rohen Religionen veredelt haben, „ist es dann wohl irreligiös, oder nicht vielmehr die religiöseste, Gott vertrauendste Ansicht, es werde einst eine Zeit kommen, wo die christliche Religion für unser ausgebildetes Geschlecht nicht mehr in allen Theilen hinreicht, und wo dann Gott ihm eine neue geben werde? Die Menschheit rang und forschte, bis sie endlich das Christenthum erhielt, und nun sollten wir aufhören, fortzubilden und fortzuringen?" Dem nach Prinzipien ringenden Zweifler scheint die Vernunft das Uebersinnliche nicht erreichen, und bei demselben der Glaube beginnen zu müssen, welcher, um nicht phantastisch zu werden, sich auch immer auf Vernunftgründe zu stützen habe. Das von der Vernunft Gebilligte werde Allgemeingültigkeit ansprechen können, während der Glaube, mehr subjektiv, die im Einzelnen eigenthümliche Gestaltung des gemeinsam Vernünftigen sei. Glaube und Vernunft aber seien sich gegenseitig unentbehrlich, und das Herrliche das, daß Gott den Menschen durch die Vernunft zum Glauben führe. — Wolf erhielt manche einzelne Bemerkungen über seine Gedanken; was aber aufs Wohlthätigste bei ihm entschied, das war die freundliche Aufnahme der Zweifel selbst, und die Aussage des verehrten Mannes, daß er selbst Aehnliches durchgemacht, daß jeder Glaube sich auf Vernunft stützen, und jeder ächte Theologe einmal zweifeln und durch eigenes Prüfen zum Glauben kommen müsse.

Nun durcheilten die beiden Freunde alle Spaziergänge, um gemeinschaftlich die neue Welt, die in ihnen angebrochen, in ihrem ganzen Umfange und in ihrem Rechte für den künftigen Beruf zu begreifen. Die Spaziergänge thaten wohl; Herder'sche Kulturgedanken wurden hier eifrig ver-

arbeitet, und fanden in den jungen Gemüthern einen fruchtbaren Boden. Wolf fing nun an, mit heiliger Wahrheitsliebe das alte und neue Testament zu durchforschen, und in einem Kollektaneenhefte sich jegliches bedeutsamere Gespräch und eigene Gedanken niederzuschreiben; die frühere Angst des Zweiflers verwandelte sich in ein männliches Interesse, überall für seine freien Ansichten Berechtigung und Belege zu finden, und er pflegte daher Bücher und Kollegien mit einem Späherblicke in diesem Sinne zu würdigen und auszubeuten. Große Gedanken zündeten bei ihm in Form einzelner Behauptungen, und so suchte er denn auch bei jeglichem Zusammentreffen mit Andern eine Menge wichtiger Fragepunkte, um deren Entscheidung sich ihm das Allgemeine drehte, zur Besprechung bereit zu halten, so daß sich sein Gespräch leicht in Einzelheiten verlor, und nur der Liebende die belebende Idee im Hintergrunde erblickte. Ein Blick in Schleiermacher's Monologen weckte wundersam sein Wesen, und er schrieb gegen Ende des Jahres 1832, im Rechtsgefühle seines errungenen neuen Zustandes, für den Zof. Verein einen Aufsatz über die Individualität, ohne philosophische Schärfe und Zusammenhang zwar, aber voll aphoristischer Gedanken und naiver Beobachtungen. Das Lob weckte den ganzen Jüngling auf, und bestärkte seine Gelübde, die Wahrheit selbstständig zu suchen.

Die im Frühling 1833 gestiftete Zürcherische Universität empfing so an ihm einen selbstständigen Jünger, der um seines Herzens und seines Lebensberufes willen nach Wissenschaft und Wahrheit dürstete. Wie belebten ihn doch die ernsten Meister der Kritik und Exegese, die an der neuen Schule lehrten; und die schönen Vorträge Herbartischer Philosophie streuten manchen Samen in eine Seele, die von den höchsten Interessen des Menschen so mächtig zum

Denken war aufgeregt worden; aber er hatte zuviel selber schon gedacht, als daß Ein Lehrer ausschließenden Einfluß auf ihn gewonnen hätte; im Gegentheil, er benutzte selbstständig, was ihm diente, und schrieb mit seiner zierlichen Hand weniger des Lehrers Wissenschaft nach, als vielmehr aphoristisch und körnig das, was er bedurfte und billigte, so daß systematische Vorträge sich in seinen Heften ganz wunderlich ausnahmen; ja er entsetzte sich mit dem entschiedensten Selbstgefühl ob gar zu abweichender Ansichten, und persifflirte humoristisch zumal philosophische Gedanken, die im Systeme dem gesunden Menschenverstand zu entfernt lagen; und auf der andern Seite, sobald er eine ihm selber gar zu verwandte Richtung wahrnahm, da fürchtete er eifersüchtig sogleich für seine Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit, und setzte sich, während er fleißig seine Hefte schrieb, in stete Opposition zum Lehrer, und gelangte erst dann zur Ruhe, wenn er einzelne Streitpunkte herausgefunden hatte. Es entschied bei ihm stets die Persönlicheit, und den persönlichen Verkehr der ihn am meisten anregenden Lehrer, vor allem aber das Gespräch seiner Altersgenossen, beutete er aufs sorgfältigste aus.

Ueber einen Gegenstand, der immer mehr das Thema seines Redens und Handelns wurde, hielt unser Freund 1833 in der Nähe seines Geburtsortes seine erste Predigt: über die christliche Liebe. Wiewohl nun diese erste Probe ihn ermuthigen durfte, und er sehr viel produktiven Trieb hatte, so predigte er doch nur selten und nothgedrungen, weil ihm das Predigen bei seinen tausend ungelösten Fragen gewissenlos schien, und er davon für seine freie Wissenschaftlichkeit fürchtete. Die in einander verwobenen philosophischen und historischen Elemente seiner ersten Zweifel schieden sich immer mehr zu selbstständigen Arbeiten aus;

Exegese blieb immer der wichtigste Gegenstand im Privatfleiß des frühern Philologen, zumal dieser Zweig von der theologischen Fakultät am ausgezeichnetsten vorgetragen wurde; daneben aber drängten den Plan- und Fragenreichen immer einzelne philosophische und allgemeinere theologische Materien zu freier Produktion theils für den Zof. Verein, theils für eigene Aufklärung. So war ihm eine Vieles entscheidende Frage, was des Menschen Bestimmung sei; und wie er nun in dem Aufblühen und Niederwelken der einzelnen Völker ein großartiges Fortschreiten der ganzen Menschheit zu entdecken wußte, so hielt er ebenfalls unendliches Fortschreiten für die Bestimmung des einzelnen Menschen, welcher sich in steter eigener Ausbildung und im Wirken auf Andere vollendete: und diese Gedanken arbeitete er mit großer Beredsamkeit und Wärme zu einem, wie es immer seine Sitte war, umfangreichen Aufsatze aus, und legte darin seine ganze jugendliche, ins Unendliche strebende, edle Seele nieder. Solcher Schwung machte ihn dann auch kecker im theologischen Denken, und wie er denn ernst auf ein endliches Ziel darin hinsteuerte, so stellte er in einem kleinen Heftchen, in Form von Paragraphen, „unumstößliche theologische Sätze" auf, welche sich vorzüglich auf das Verhältniß der Vorsehung zum Christenthum bezogen, und in eine Masse von Fragen ausliefen. Im Jahr 1834 schrieb er sich auf ähnliche Weise seine Gedanken über die Göttlichkeit der Bibel nieder, und durchging mit großem exegetischen Ernste die messianischen Stellen des alten Testaments, wobei er, wie ein selbstständiger Autor, namentlich Hengstenberg's Willkürlichkeiten mit Hitzig'scher Energie, und als des letztern bester Schüler, zurückwies. Mit dem Fleiße der Biene saugte Wolf auf jeder Blume, und mit seiner strebsamen Seele suchte er in jeder Entwicklung Re-

sultate sich festzustellen, auf deren Stufen er weiter zur endlichen Wahrheit emporstiege.

November 1832.

An S. Ob ich ein Freund der alten Literatur und Kunst sei? Von der ersten verstehe ich leider eben nicht viel; doch liebe ich sie in der zweiten, wenn je Einer, besonders die griechische. Da hat man an den Griechen die lebendigen Originale vor sich, denen man den Schweiß und das Feilen und Glätten ihrer Nachahmer nicht ansieht. Ich lese gegenwärtig im Thucydides, dessen kühne Kraft und Wahrheitsliebe ich immer mehr bewundere; besonders seine Reden sind so großartig und eigenthümlich; da drängt ein Gedanke den andern, daß der Leser ihnen oft nicht zu folgen vermag. Es ist zwar wohl möglich, daß seine oft dunkle Kürze etwas Unnatürliches hat, aber seine Kraft und überraschende Schnelligkeit reißt mich oft unwiderstehlich fort. Im Demosthenes las ich ein Paar kleine Reden; der begeisterte Fluß derselben entzückt mich, aber man fühlt bei ihm schon sein reizbares Zeitalter, wo er nicht alles frisch heraussagen und manches nur zart berühren darf. Da habe ich denn doch die freie Größe des Thucydides noch lieber, der uns jeden Zug in voller Stärke gibt. Demosthenes ist mehr für fein fühlende Gemüther, Thucydides für starke.

*

Ueber die Individualität. Ohne Individualität ist auch keine Nationalität möglich.

*

Ohne Nationalität ist keine Sittenreinheit, aber auch keine Vaterlandsliebe.

Die Individualität ist die Bedingung des steten Vorwärtsschreitens der Menschheit.

*

Wer seiner Eigenthümlichkeit folgt, der bildet sich auch im Sittlichen eigene Grundsätze; auch hier gewinnt er eine innere Einheit, einen festen harmonischen Charakter.

*

In der Religion ist die Individualität nicht genug anerkannt. Rationalismus und Mysticismus stehen sich hier gegenüber; beide haben ihre Quelle in ganz verschiedenen Seelenvermögen des Menschen, der erste im Verstand, der zweite im Gefühl. Je nach dem Verhältniß derselben im Einzelnen zu einander, neigt sich der eine mehr zum Mystiker, der andere mehr zum Rationalisten.

*

Daraus erhellt, daß die Religion etwas Subjektives ist.

*

Seit Freiheit vom Glaubenszwange herrscht, hat beinahe jeder ächt protestantische Theologe seinen eigenen Glauben aus eigener Forschung gebildet, je nach seiner persönlichen Individualität.

*

20. Februar 1833.

An S. Jedenfalls glaube ich, der historische Theil der christlichen Glaubenslehre ist nicht der wesentliche.

*

1833.

Kollektaneen der Theologie. Luk. 8, 43—46. Dieß kann nicht wahr sein. Denn so würde Christus zu einem Konduktor herabgewürdigt, der maschinenmäßig

Funken von sich gibt, (ohne es hindern zu können) wenn man ihn berührt.

*

Was wir als wahr und nothwendig durch unsere Vernunft erkannt haben, das sollen wir mit dem Gefühl warm umfassen (glauben).

*

Die Johannisjünger hielten den Täufer für einen Aeon. Diese Apotheose lag im damaligen Zeitgeiste. Warum dürfte man hievon nicht auch auf Christus schließen? Durch das Auftreten zweier Propheten, Johannes und Jesu, waren die Juden aufgeregt und empfänglich für Wunderbares. Diese Aufgeregtheit des Zeitalters zeigt sich auch darin, daß sich so bald verschiedene Philosopheme, wie die der Gnostiker u. s. w. über Christus bildeten. Auch daraus dürfen wir glauben, auch von den Aposteln sei Christus nicht ganz unbefangen aufgefaßt worden.

*

Die zur Zeit Christi verbreitete Logosidee trug gewiß viel dazu bei, daß man Christus nach seinem Tode als den Vermittler zwischen Gott und Menschen ansah.

*

Ich wäre geneigt, wenn das neue Testament mir es erlaubt, anzunehmen, Jesus habe keine eigene Religion stiften, sondern nur die religiösen Begriffe seines eigenen Volkes reinigen wollen. Zog er doch jährlich zum Pascha und feierte alles Jüdische mit! — Ferner: erst nach seinem Tode habe sich das Christenthum durch die Verfolgungen seiner Anhänger zu einer eigenen Religion gebildet, da diese, von den Juden ganz getrennt, nun ihren eigenen Gottesdienst halten mußten ... Paulus besonders,

indem er Heidengemeinden stiftete und das Judenthum angriff und sich eine christliche Dogmatik bildete, bildete das Christenthum zu einer eigenen Religion aus.

*

20. Februar 1833.

An S. Ich habe Schleiermachers Monologen gelesen. So viel ich jetzt beurtheilen kann, gefällt mir seine Idee wohl, den Menschen als freien und unendlichen Geist der Zeit und Welt gegenüber zu stellen; sie ergriff mich mächtig und muß Jeden ergreifen, der in sich etwas Edleres erblickt und dieß auszubilden sucht. Jedenfalls, wie er selbst in der Vorrede sagt, ist diese Idee der religiösen Ansicht von der Abhängigkeit des Menschen von Gott nicht entgegen, beide Vorstellungen betrachten die Menschen von ganz verschiedenen Verhältnissen. Aber nun abgesehen von der Idee selbst, ihre Darstellung, der Stil, die ganze äußere Form des Büchleins ist so niedlich; die Sprache kommt mir zwar zuweilen etwas geschraubt vor, aber auch nur zuerst; es herrscht eine solche Harmonie, ich möchte fast sagen, ein Rhythmus und eine Melodie in den Worten, die mich ganz bezaubert; und dann das ruhige liebevolle Gemüth, aus dem diese „Neujahrsgabe“ (ja gewiß muß der einen neuen Lebensabschnitt beginnen, der dieses Büchlein gelesen und seine Ideen in sich aufgenommen) hervorgegangen sein muß.

*

März 1833.

An A. Liebe und Vernunft zusammen sind das Wesen des Menschen. Und doch müssen sie eine Vereinigung haben im Innersten des Menschen; es muß eine Grundkraft für diese Zweige sein. Aber diese finde ich mir immer verborgen.

1833.

Unumstößliche theologische Sätze. Vorsehung und Freiheit mit einander zu vereinigen, ist vergeblicher Versuch. Wir können die Vereinigung bloß ahnen, nicht erklären; denn wir sehen nur die Folgen, nicht den Akt selbst, weil alles Uebersinnliche unsern Sinnen entrückt ist. Wie die Vorsehung in unsre Freiheit eingreift, ist ein Räthsel; daß sie es thue, hell wie der Tag.

*

Von dem Satze, daß das Christenthum eine göttliche Anstalt sei, ist ganz unabhängig die Frage, ob Jesus Christus ein Gott war.

*

In der Geschichte der Menschheit ist das Christenthum wie alles, was entscheidend die menschliche Geschichte bestimmt, von ewigen Folgen, auch wenn es selbst nicht ewig dauert, indem es mit der Umgestaltung Eines Jahrhunderts auf die Bildung aller folgenden einwirkt und sie bedingt; darum ist auch das Christenthum eine göttliche Anstalt.

*

Ob das Christenthum noch einer höhern Vollkommenheit fähig sei? — Jedenfalls müßte das Christenthum jeder neuen Religion zu Grunde liegen, so aber, daß es weiter ausgebildet und vervollständigt wird. Eben weil die Grundbegriffe des Christenthums so rein sind, konnte es so lange sich erhalten, — und wir können uns keine edleren Grundbegriffe denken, als diese. — Nichtssagend ist der Einwurf: Wir könnten ja nichts oder nur Außerwesentliches am Christenthum aussetzen. Denn was wußten die Juden am Mosaismus auszusetzen, ehe Christus auftrat?

Das ist freche Verwegenheit, wenn wir glauben, wir stehen auf der obersten Stufe der Menschheit, — und nichts Höheres lasse sich (in religiöser Beziehung) mehr erringen. Dann müßte die Geschichte zu Ende sein, welche doch eben so unendlich dauert, als die Möglichkeit der Ausbildung unendlich ist.

*

November 1833.

Ueber die Bestimmung des Menschen. Ob es überhaupt möglich sei, daß die Sittlichkeit für immer zurückweiche, während der Geist immer vorwärts eilt? — Ich kann es nicht glauben; alle wahre Sittlichkeit entspringt aus der Erkenntniß des Geistes.

*

Am Widerstande, an der Reibung ungleicher Geister und Völker ziehen die Geister und Völker sich groß.

*

1833.

Unumstößliche theologische Sätze. Die Fragen wegen Jesu Christi Göttlichkeit sind: Wofür hielt sich Christus selbst? Wofür halten ihn die Apostel (Paulus, Petrus, Johannes)? Wofür halten ihn die Synoptiker, die Offenbarung Johannis und der Hebräerbrief?

Wann und wie bildete sich diese Idee in der christlichen Kirche aus?

Wofür hielten ihn die ersten Christenparteien, und welche hat die meiste Autorität?

Kann man sich erklären, wie diese Idee bei den Christen erst nachher entstehen konnte?

Hängt sie mit der Trinität zusammen?

Wofür hielten ihn die Reformatoren und einzelne Sekten des Mittelalters?

Kann die Vernunft sich eine Vereinigung des wahren Gottes und des wahren Menschen denken?

Kann man den wahren Menschen in Christus aufgeben, um den wahren Gott zu behalten?

Konnte kein bloßer Mensch das thun, was Jesus Christus that hinsichtlich seiner Lehre, seines Charakters, seiner Thaten?

Sind aber alle diese Thaten außer Zweifel? Folgt aus der Wunderthätigkeit Jesu seine Göttlichkeit? Thut Gott ein unnöthiges Wunder?

*

Weitere Fragen: Sprechen alle christliche Lehren die Vernunft an?

Sind die apostolischen Lehren alle christlich (Prädestination, jüngstes Gericht, Teufel, Engel)?

Kann aber solcher Zweifel Einfluß haben auf die Entscheidung der Hauptfrage (von der Göttlichkeit Jesu)?

Konnte Gott die Menschen auch Falsches lehren (wie den Mosaismus)?

Kann man die Möglichkeit der Wunder läugnen?

Kann man die Nothwendigkeit beweisen?

Kann man solche Wunder, wie man etwa thut, vergleichen mit den täglichen (d. h. den Naturgesetzen)?

Kann man die Möglichkeit läugnen, daß Gott auf die Erde kam?

Aber entspricht das den reinen Begriffen des Christenthums von Gott? Und hätte er dann wahrer Mensch sein können?

Wenn Christus Stellen des alten Testaments auf sich

bezieht, die nicht auf ihn gehen, beweist dies seine Menschheit, oder ist es bloße Accommodation?

*

Januar 1834.

Ueber die Göttlichkeit der Bibel. Ich betrachte die Bibel durchaus und einzig nur als menschliches Buch. Sie ist ein freies Produkt des freien menschlichen Geistes, dessen Gebieter die Vernunft, Wahrheit und Ueberzeugung ist, aber nicht inspirirt vom göttlichen Geiste, mit Unterdrückung des menschlichen Zuthuns und der menschlichen Freiheit, — nicht wirkliche Worte Gottes, dem Schreiber unbewußt in die Feder diktirt, nicht ein zu Fleisch und Schrift gewordener Mund Gottes, sondern allen Gebrechen des menschlichen Geistes unterworfen. Meine Gründe sind folgende: Schon a priori streitet Gottes Weisheit, die Geschichte der Menschheit und die menschliche Freiheit gegen die Annahme, daß Gott überhaupt ein Buch den Menschen gebe, das nicht von menschlichem Geiste geschrieben, sondern wie ein eisernes Gebot einem unvernünftigen Geschöpfe vorgesetzt sei. Gott hat den Menschen selbstständig und zu allmäliger Weiterbildung geschaffen. Auch a posteriori, bei einem Blicke in die Bibel selbst wird jene Ansicht widerlegt: 1) Vieles in der Bibel, besonders im alten Testamente, ist durch physikalische und historische Gründe als falsch erwiesen, — was nicht gegen die Ehrwürdigkeit der Autoren, wohl aber gegen die Inspiration der Bibel beweist. Man sagt, Gott habe sich in solchen Sachen den menschlichen Ansichten accommodirt. Ja, Gott kann sich wohl der menschlichen Fassungskraft accommodiren, nicht aber Grundfalsches lehren. 2) Vieles ist lückenhaft, widersprechend, verloren. Sollte Gott die Genesis aus mehrern Urkunden zusammen-

geschrieben haben? Soll er Auszüge aus größern historischen Werken, soll Gott Briefe verfertigt haben, welche nur die weitere Ausführung Anderer sind? Wie abgeschmackt! Vieles ist Gottes unwürdig, und klar, daß Gott nicht während 3000 Jahren so manchmal seine Feder ansetzte, Aechtes und Unächtes zusammenwarf, Historisches, Poetisches, Prophetisches, Gotteslästerungen und Gotteserhebungen zusammenschrieb. — Es ist vielmehr eine wahre Gotteslästerung, wenn man die Bibel als Gottes Werk ausgibt. — Einzelne Propheten können gleichwohl von Gott inspirirt sein, nur nicht die ganze Bibel. Diese aber ist jedenfalls auch ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung, und ihre Autorität ist also gar nicht umgestoßen. Nur daß wir Alles im Lichte der historischen Kritik prüfen können, und nicht glauben müssen, daß Gott die Wörter in die Feder diktirte, wie die allwissenden Orthodoxen wissen.

*

Februar 1834.

Ueber die griechischen und römischen Historiker. Mit welcher wundervollen Feinheit zeichnet Thucydides das eigenste Wesen der Redner; hier sehen wir das rasche Ungestüm und den stolzen Trotz der Athener, Sparta's kalte Besonnenheit neben dem stürmischen Kriegereifer seiner Jünglinge, den bittern Haß der Gegner, die ängstliche Beredsamkeit der Flehenden, die lakonische Kraft der Heerführer, das hinreißende Feuer eines Perikles, das lärmende Stürmen eines Kleon.

*

1834.

Ueber die messianischen Stellen des alten Testaments. Die Seher und Propheten können von Gott inspirirt und begeistert sein, ohne daß die Dichter oder

die Geschichtschreiber sammt ihren schriftlichen Produkten inspirirt sein müssen.

*

Wo keine entscheidenden Gründe für die Messianität einer Stelle da sind, so ist dieß schon ein halber Beweis dagegen.

*

Die allegorische Erklärungsart Hengstenberg's ist mir ein wahrer Gräuel und eine unverzeihliche Willkür.

*

Neutestamentliche Anwendungen alttestamentlicher Verheißungen beweisen nicht für ihre Messianität.

*

Ihr frommer Glaube machte die Propheten zu dem, was sie waren; in diesem Glauben sahen sie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vor sich; sie hofften fest zu Gott, daß er die Nationalverheißungen erfüllen werde, und im Unglück des Volkes erhob sich ihr Glaube nur desto stärker. Ihre zuversichtlichen Hoffnungen, die sich auf uralte Nationalverheißungen gründeten, erfüllten sie mit wahrhaft göttlichem Geiste; insofern waren sie wahrhaft gottbegeisterte Männer. Ihre Hoffnungen wurden herrlich erfüllt, obschon in noch weit edlerem Sinne, als sie es selbst erwarteten; aber dieß beweist nicht die Inspiration der Propheten. Nein, jede Hoffnung, welche uns der Glaube an eine moralische Weltordnung, an Gott und an die Vorsehung einflößt, ist Wahrheit und muß — ob früher oder später, das gilt dem Edlen gleichviel — einmal in Erfüllung gehen, nur oft noch viel reiner und edler, als wir selbst geglaubt haben. . . Dem Volke allerdings können die Propheten als Männer erscheinen, die mit übernatürlichen

Kräften ausgerüstet seien; denn sie enthüllten ja göttliche Wahrheit. Und wirklich hat es beinahe etwas Uebermenschliches, ungebeugt durch die härtesten Unglücksfälle, erhaben über alles Irdische und Vergängliche, mitten im Strome des unaufhaltsam einbrechenden Sturmes festzustehen wie ein Fels, an dem die Wogen vergebens sich brechen; mit heiterem Auge und frohem Blick hinauszuschauen durch den düstern Nebel in die glanzvolle Zukunft; nicht zu verlieren den Glauben an Gottes Verheißungen, und wenn schon Himmel und Erde zusammenzustürzen scheinen.

Charakter.

Je mehr die Zweifel zur Sache ruhigen Nachdenkens geworden waren, desto mehr wurden andere Gegenstände wieder Herzenssache. Wolf lebte in der Schule mit einigen treuen, von früher Jugend an ihn geknüpften Freunden; 1832 hatte er auch in Zofingen einen feurigen, genialen Freund gefunden; mit dem trat er in die erste eigentliche Korrespondenz, in welcher er, beinahe vornehm, in gedankenreicher Sprache über alte Literatur, über das Theater, über den Selbstmord sich gerne besprach; was nun aber immer mehr sein Herz erfüllte, das war der Zofingerverein selbst. Wenn nun auch hier den Ungelenken und äußerlich Unkräftigen noch mancher Spott traf, so begann er nun doch schon in seinem Innern vom Verein als Ganzem getragen und genährt zu werden. Er war alle Jahre an die Feste nach Zofingen gewandert, — er hat bis ins Jahr 1836 keines unbesucht gelassen, — hier trafen aus allen Gauen des Vaterlandes je die edelsten Studirenden zusammen und wie befangen und schüchtern

Wolf auch das erste Mal hier gewesen, hier ging ihm, am Sammelplatze so mancher Kantonaleigenthümlichkeiten und Individualitäten, sein Sinn für das ganze Vaterland und in diesem seine eigenste Selbstständigkeit auf. Das Zofingerfest war ihm ein Heiligthum, ihn deuchte, hier würden Freundschaften für das Wohl des Vaterlandes geschlossen und wie ihm der Besuch dieser Feste die höchste Wonne und Nahrung brachte, so war er ihm auch die heiligste Pflicht für sich und für Andere. Dieses Gesammtbild war nun die Quelle seiner steten Begeisterung, und wenn dann auch bei Hause die Zusammenkünfte nicht immer dem Urbilde entsprachen und er mit seiner Person nicht viel wirken konnte, so wurde ihm seine Theilnahme am einzelnen Verein, weil er ein Glied des theuern Ganzen war, bedeutungsvoll und heilig. Das erste Erforderniß eines tüchtigen Zofingers war ihm damals sittliche Reinheit und weil die Bildung der Freischaar manche fremde Elemente in die Gesellschaft eingeführt und diese durch die politischen Zerwürfnisse in die feindseligsten Parteien gespalten war, so forderte er, der äußerlich Unscheinbare, 1832 in schriftlichem Worte, mit bitterem Ernste den ganzen Verein zu größerer Gewissenhaftigkeit in den Wahlen auf. Er mußte Eindruck gemacht haben, denn in demselben Jahre wählte ihn die Gesellschaft zu einem Korrespondenten.

Jetzt hatte der Schüchterne für sein inneres Leben einen Kanal gefunden; außer jenem Zweifelsgenossen hatte er noch keinen Freund besessen, mit dem er über höhere Gegenstände frei sich hätte besprechen können, und der Zofingerverein selbst führte ihm Anfangs weniger Einzelne zu, mit denen er in ein näheres Verhältniß getreten wäre, sondern ihn begeisterte er als ideales Ganze; und dann,

wenn er in diesem Sinne reden wollte, so hemmte ihn sein ganzes Aeußere, seine Ungewandtheit in der Sprache, ihm zersetzte sich alles in prosaische Einzelnheiten und er konnte in keiner Weise für eine Idee begeistern; nur aus seinem lebhaften Auge und in einzelnen schroffen Kraftäußerungen funkelte das Höhere, was sich ihm nicht in organischer Rede darlegen wollte. Nun war er das schriftliche Organ einer ganzen Gesellschaft und am Schriftworte gerade entwickelte sich seine Seele. Was nun seine Briefe auszeichnete, das war nicht Originalität, nicht geistreiche Darstellung, sondern Seelenadel, biederer Kampf gegen alles Gemeine, und in allem, was er schrieb, ein gewisser rednerischer Schwung, eine edle Wärme, die ein heiliges Feuer in ihm verrieth. Seine Briefe schilderten häufig die schlimmen Zustände des Vereines in grellen Zügen, entwickelten die Idee des Zofingervereins, um auf alle Seiten für das Ganze zu begeistern; in einer geistreichen Korrespondenz mit St. Gallen, von wo aus die Bedeutung des Zof. Vereins auf die Jugend wollte beschränkt werden, bemühte er sich 1834 treuherzig, dessen Bedeutung und Einfluß für das ganze Leben nachzuweisen, und einer andern neugestifteten Sektion suchte er als das ernste Organ einer ältern Sektion auf die beredteste und schönste Weise Muth zu eigenthümlicher Erfassung des Vereinszweckes einzuflößen. Neben seiner Korrespondenz lieferte er aber auch über philosophische oder historische Gegenstände, am liebsten über alte Literatur und Geschichte manche größere Aufsätze; historische Untersuchungen gelangen ihm immer am besten; denn das Einzelne, wofür sich sein Sinn interessirte, stellte sich in seiner Darstellung immer in einer höhern Allgemeinheit für Alle faßlich dar; behandelte er dagegen philosophische Gegenstände, so war es

ihm weniger gegeben, diese konsequent zu durchdringen, sondern wenn er eine Idee, in der er die Entscheidung mancher andern ihm wichtigen Fragen ahnte, entwickeln wollte, so war dieß nicht eine Entwicklung des Gegenstandes aus sich selber, sondern er suchte aus dem gesunden Menschenverstande oder der Geschichte Belege herbei, worin sich jene Idee als das Höhere und Allgemeinere nachweisen ließ; die philosophische Entwicklung verwandelte sich durchaus in eine rhetorische, erobernde Darstellung. Gerade deßwegen aber wurden seine Aufsätze immer so gerne angehört; es lag ein wundersamer Kontrast zwischen seiner unkräftigen äußern Persönlichkeit und der hinreißenden Gewalt seiner geschriebenen Rede, und daher geschah es beinahe immer, daß er weit mehr leistete, als man von ihm zu erwarten gewohnt war.

Auf seinen Ernst und seine Tüchtigkeit konnte man immerhin gefaßt sein; aber an gewöhnlichen Studentenbelustigungen, wiewohl er bisweilen ganz drollig auch daran Theil nahm, blieb er doch eigentlich passiv, pflegte gutmüthig mitzulachen und obgleich kein Sänger, mitzusingen; aber man fühlte es ihm an, daß er nicht in seinem Elemente war; um so mehr überraschte daher an dem ernsten treuherzigen Forscher der ausgezeichnete Humor und die Ironie, welche er zuweilen in kleineren Erzeugnissen in den Vereinsblättern zu Tage legte. Aber auch all dieser Humor athmete nur Gutherzigkeit und Spaß und war wohl das Erzeugniß einer geistigen Kraft, welche größer war, als die Aufgabe, die ihr bisher geworden. Dieser Humor zeigte sich in komischen Darstellungen philosophischer Ideen, die sein gesunder Verstand sich nicht aneignen konnte, oder in Erzählung von Studentenstreichen, an denen er keinen Theil hatte nehmen wollen, und zu all

diesen Stücken paßte ganz trefflich für den so oft immer noch Verspotteten der fingirte Name Lykophron.

---

9. Oktober 1832.

Als Korrespondent des Zofingervereins nach Chur. Das weiß ich, daß damals, als man noch nicht eine genaue Bestimmung des Zwecks des Zof. Vereins hatte, die schönsten Zeiten unseres Bundes waren, weil alle ihn lebhaft fühlten, nämlich die Annäherung der verschiedenen Kantone, welche, nicht in Jünglingen vorbereitet, bei Männern nicht mehr so leicht ist.

*

20. Nov. 1833.

Nach St. Gallen. Daran dürfen wir nimmer zweifeln, daß der Zof. Verein einst auch etwas zur Eintracht des Vaterlandes beitragen könne; viel herrlicher Same streut sich in das offene Gemüth des Jünglings, der weithin wuchern wird im Laufe der Zeit; am Rheine und an der Rhone sind jetzt gleichgesinnte Herzen, die auch im Mannesalter einander erkennen werden.

*

10. Dezember 1833.

Der neu entdeckte Stein der Weisen... In der erhabenen Stille der Nacht, bei düsterem Fackelschimmer, öffnete der Weise mir die Augen und löste mir das Räthsel, und noch bin ich erfüllt von der ätherischen Verklärung, die seine Worte in mein Innerstes senkten: „Nicht die Vernunft, sprach er, nicht die sittliche Freiheit sind das Wesen des Menschen, nicht die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit! sondern Hände und Sprache.

Das ist es, was den Menschen zum Menschen macht; Vernunft und Freiheit haben auch die Thiere. Hat man nicht Thiere, welche zu bewunderswürdiger Weisheit aufgebildet wurden?" Hier schwieg der Weise, — ich küßte den Saum seines Gewandes und entfernte mich schweigend; mein volles Herz konnte erst in frischer Luft wieder zu sich selbst kommen .... Erlaubt mir, Freunde, auf Weniges euch aufmerksam zu machen, was aus jenem Orakel mir zu folgen scheint. — Wenn der Mensch, dachte ich, erst durch Geselligkeit seine Vernunft erhält, wenn schon Thiere durch Umgang mit uns sich über die niedrigsten Menschenklassen erhoben haben, — sollte es da nicht möglich sein, die Thiere noch höher zu stellen, sie Menschen gleich zu machen? Denn, um mit jenem Weisen ganz analog zu schließen, — haben nicht schon viele Thiere besser reden gelernt, als die jüngsten Menschen? Sagen doch die Durchgründer thierischer Leichname, daß kein Organ zur Sprache ihnen mangle! Wie, wenn man durch größern Fleiß die Thiere noch besser reden lehrte, — müßte dann nicht auch in sie die Vernunft eindringen? — Da fuhr mir wie ein Blitzstrahl in die Seele jene Eselin Bileams; da haben wir es ja in der Bibel, und ich Thor konnte nicht schon lange daran denken. — Aber, durchschauerte es mich, was hilft alles dieses? Die Thiere haben ja keine Hände. — Bald kam ich indeß auch hier aufs Wesen. Ich dachte, — und es schien mir, als werde dieser Gedanke von der unsichtbaren Hand meines Weisen mir ins Herz gelegt — wenn es glaublich ist, daß die Vernunft erst aus der Sprache entstanden ist, ist es denn nicht weit glaublicher, daß, allen Behauptungen der Mediziner zuwider, daß aus den Füßen Hände werden können

und daß unsere eigenen Hände vor Jahrtausenden Füße gewesen? Haben ja doch viele Thiere mit ihren Füßen, ja sogar mit ihren Schnäbeln weit Künstlicheres zu Stande gebracht, als die Menschen! — Ja wohl, die Thiere werden schon noch Hände bekommen. Und ihr, die ihr nicht nur zwei Hände habt, wie wir armen Menschen, die ihr jetzt schon vier Hände habt, du göttergleiches Affengeschlecht, das du also auch einer doppelt so großen Vervollkommnung fähig bist, als wir zweihändige Geschöpfe, umarme mich als deinen Bruder, komm herab von deinen Bäumen und wandre in unsre Städte und Schulen und lerne da reden! Und ihr Thiere alle, ihr Vögel nnd Fische, ihr Schlangen und Gewürme, kommt her, lernet reden und ihr werdet weise sein! — Haben wir denn nicht bereits unter uns die Erstlinge so vieler Thiergeschlechter, die durch hohe Weisheit sich hoch über die Menschen gestellt haben? Haben denn nicht die Pferde und Löwen ihren Hippias und Leontiades, haben denn nicht die Hunde ihren Diogenes, die Wölfe ihren Christian und Friedrich August? Und wer wollte sie alle zählen, die schon heraufgetaucht sind aus dem zahllosen Thiergeschlecht in die Reihe der Geistesheroen! — Schon haben wir in London und Zürich Institute für Hunde; und die Zeit wird noch kommen, wo Hunde am Staatsruder sitzen, wo Affen die philosophischen Schätze uns weisen, wo Würmer und Motten die römischen Werke nicht mehr barbarisch zernagen, sondern studiren werden. – Sagt an, ist das nicht die tiefste Weisheit — ist das nicht der ächte Stein der Weisen? Der kann nicht nur Blei und Eisen zu Golde machen; nein hier ist mehr als Lullus und Baco; der kann Affen und Esel zu Geistern machen.

20. Juni 1834.

Nach St. Gallen. Wenn ich wüßte, daß meine Hoffnung auf die Zukunft meiner Manneswirksamkeit nur ein Traum war, der in der Fieberhitze dem Gehirn entsprang, dann könnte ich mich jener nicht mehr freuen, ich könnte nur stumm da sitzen und weinen. Aber ich glaube es nicht, weil ich es nicht will und nicht kann. Wer den Blick auf die Wirklichkeit ob seinen Idealen nicht verliert, der wird nicht nur trugvolle Sonnenbilder schaffen, — der glaubt nicht nur an eine Jugend von 20 Jahren. Sollte es denn dem feurigen Geiste unmöglich sein, bis ins Alter jung zu bleiben, – unmöglich, die grauen Haare zu sehen? Muß denn nothwendig die begeisterte Idee im kalten Egoismus der Welt untergehen? Wenn dieß unvermeidlich ist, dann fahre auch du hin, Zofingerverein; du warst auch so ein goldner Jugendtraum, — dir weihe ich noch eine warme Thräne, ehe du etwa aufhörst, mir lieb zu sein, ehe ich etwa aufhöre, an dich zu glauben. – Der Zofinger muß schon jetzt streben, die Zukunft zu schaffen; denn nur in der Zukunft kann er seine Ideen und Gefühle zur That bringen.

*

20. November 1834.

Nach Aarau. Wir sollen uns durch keine spezielle Zweckbestimmung binden, denn wir suchen eigentlich im Vereine immer das, was uns jedesmal als das Schönste erscheint, und gerade diese völlige Freiheit, dieses mannigfaltige Streben und Ringen gibt ihm immer neue Gestalt, seine Kraft richtet sich immer nach neuen Seiten; mag dann der allgemeine Grundzug unsers Lebens jeden Augenblick eine andere Form erhalten, er bleibt doch immer derselbe und durchdringt jede einzelne Lebensäußerung mit seinem Gepräge.

Der Einfluß des Zof. Vereins ist nicht zu berechnen! Er geht unendlich weiter als sein erster Zweck. Denn dieser ist die Vereinigung selbst; aber in der Vereinigung kann man das Verschiedenartigste treiben, je nach dem Triebe eines Jeden; so Lausanne treibt Religion, andere treiben Wissenschaftlichkeit, andere Scherz, aber die Hauptsache ist das Zusammensein, — dieses pflanzt die Liebe und diese muß in Allen sein.

Das Vaterland aber liebte Wolf auch in seinen Bergen; die Schweizer-Alpen zu durchwandern, das war seine entschiedenste Leidenschaft. Da droben in der großen Gebirgsnatur fand er die Freiheit ausgesprochen, welche zu üben seine innerste Seele schmachtete, und die seine befangene Persönlichkeit ihm verweigerte. Von seinem fünfzehnten Jahre an hatte er jährlich kleinere oder größere Schweizerreisen, entweder mit Freunden oder mit seiner Schwester und seinem Bruder, unternommen; er pflegte mitten im Winter sich seine Reiseplane auf der Karte zu machen, sie umzuändern und zu vervollkommnen, und später dann lieferte er den Seinigen — für ihn selber die Wollust der Erinnerung — die umfassendsten und fleißigsten Beschreibungen. Nichts glich seinem Wonnegefühl, als wenn er, die Stadt im Rücken, auf dem Albis hineinschaute in die freie und ahnungsvolle Gebirgswelt; vom lieblichen Rigi bis hinein in die geheimnißvoll erhabenen Bernerfirnen zog ihn dann eine mächtige Sehnsucht. Nun pflegte auch seine Persönlichkeit sich freier zu entwickeln; immer voran war er, da-

mit man immer weiter und weiter hineinkomme in die Berge und in das Land der Einfachheit und Treue; da war es ihm eine Lust, mit allen Leuten anzuknüpfen, treuherzig aus ihnen ihre Landessitte und Denkweise herauszulocken, und ihre verschiedenen Dialekte zu vergleichen. O wie freute ihn, wo er sie noch antraf, die alterthümliche Biederkeit. Und dann pflegte er in den Herbergen sich gerne an die Spitze der Gesellschaft zu stellen, zu befehlen und zu bezahlen; auf der Straße war er der Wegweiser, und verlangte, zumal von seinen Geschwistern, Folgsamkeit; nichts konnte ihn so verdrießen, als wenn wegen Müdigkeit oder Lässigkeit eines Reisegenossen ein schöner Punkt oder ein erhabener Moment mußte aufgeopfert werden, und recht ironisch war ihm zu Muthe, wenn Mitreisende, ohne sich umzusehen, voran trabten, während er jeden Felsen, jeden Wasserfall, jede Flur bewunderte. Recht in seinem Elemente war er aber erst tief in den Bergen, auf den hohen Alpen; und wiewohl er mit starkem Schwindel behaftet war, so war er auch an strengern und gefährlicheren Passagen der Erste; stand ein schöner Berg vor ihm, so war kein Warten's mehr; er mußte sogleich erstiegen sein; „ich gehe unterdessen voraus, kommt ihr nur nach", pflegte er dann den Andern zu sagen; — von hastiger Sehnsucht auf den nächsten, für Schwindel oft gefährlichen, Pfaden geführt, eilte er dann den Andern aus den Augen, und rastete nicht, bis er lange der Erste oben auf dem Gipfel war. Stand er nun einsam da droben in der unbegrenzten Fernsicht, über ihm der blaue Himmel hochgewölbt, und ringsumher die Gletscher ruhig an die Berge angelagert, und die stolz emporstarrenden Gebirgszacken hinter einander aufgeschichtet, da war es ihm, als wäre er dem Himmel näher, als fühlte er das Walten

eines höhern Geistes, der tief ihm in die Seele redete, und seine geheimste Sehnsucht verstände. Wen hörte er reden in der Einsamkeit? Es war der freie Gott in der Natur; so schien mächtig in den gewaltigen Schöpfungen dessen innerstes Wesen ausgesprochen, und die Luft war so rein, und der Raum so unendlich, für neue solche thatenvolle und frische Machtworte. Ha, so seine Seele auszuströmen, so sein tiefstes Wesen herauszusprechen, das dünkte Wolf so groß, so selig, so erstrebenswerth; wenn einer so reden könnte, der schien ihm ein vollkommener Mann. Er athmete neue Kraft und Liebe; Alles klang wieder in seiner guten strebsamen Seele. — War er dann wieder in Zürich, wieder unter den Menschen, die mit ihren Eindrücken ihn beherrschten, wieder gebunden in Allem, dann stand er oft stille auf der Limmatbrücke, und schaute nach den Firnen, oder er bestieg wohl hundertmal mit Freunden oder Geschwistern den Uto, sah die Sonne sinken und die Berge sich röthen; — dort lag die Stätte seiner Freiheit und Ahnung, — es war ein schöner Sonnenuntergang gewesen, und vom Berge nahm er nur die Sehnsucht mit sich in die Stadt zurück.

Mit Januar 1835 hatte Wolf sein zweiundzwanzigstes Jahr zurückgelegt; am Neujahrstage hatten sich die zwei Freunde reiflich über die gegenseitigen Zustände besprochen, jeder dem andern sein ganzes Wesen eröffnet. Wolf wurde ernst gestimmt; er blickte hinter sich und fand, daß er noch nichts gewirkt, blickte in sich und sah keine Kraft, keine Originalität, keine Festigkeit, keine eigenen Gedanken, im Gegentheil Schwäche, Eigensucht, Hang zum Schlendrian; zugleich sah er durch das Kraftgefühl, das sich in ihm regte, die ihm, wie es schien, so nöthige Bescheidenheit gefährdet. „Mir bleibt“, sagte er, „nichts, dessen ich

mich rühmen könnte, als die Einsicht in diese Unvollkommenheit, und das stete unerschrockene Ringen nach Höherem.“ Mit solchen Gedanken eröffnete unser Freund ein Tagebuch, das er, weil er solches beinahe drei Jahre unterlassen hatte, von Neuem wieder begann, und in dem er von nun an all sein Denken und Thun mit der schärfsten Selbstbeobachtung niedergeschrieben hat. Das war es eben; die Kraft, welche ihm innewohnte und sich nicht geltend machen konnte gegen Andere, warf sich nun auf sich selber und drohte, wenn sie nicht nach außen wirken könnte, sich in sich selber zu verzehren. Aber die Natur erfocht sich den Sieg. Er hatte seit dem Anfange seines Aufenthaltes in Zürich als ein fleißiger Schüler eifrig an dem Turnen Theil genommen, ja sogar schon in seinem siebzehnten Jahre Billard gespielt, und sich am Schlusse des Jahres gewissenhaft auch über diese Punkte Rechenschaft gegeben. Das Turnen nun, das in Zürich einst mit Begeisterung war aufgenommen worden, war gegenwärtig ganz zerfallen; von den 165 Hochschülern turnten nur 9, von der ganzen obern Kantonsschule nur 25, und die jüngern Knaben turnten unter den damaligen Einrichtungen nur mit Widerwillen und gezwungen. Der Turner selbst aber wurde gespottet, sie wurden als Schwärmer betrachtet, im Zofingerverein auch nicht einmal mehr Turnlieder gesungen. Wollte unser Freund etwas zu dessen Gunsten vorbringen, und Andere dafür gewinnen, so zeugte sein schmächtiges und ungewandtes Wesen nicht sehr für die angepriesene Sache. Wolf trauerte darüber; er fühlte an sich selbst die Wohlthat des Turnens; ihn jammerte die Kleinlichkeit des Vaterlandes, und er fand den Grund derselben in dessen entnervten Söhnen. Er hatte schon früher, und auch seit ihre Leitung einem öffentlichen Turnlehrer war anvertraut

worden, unter den Knaben vorgeturnt; unter diesen war es ihm am wohlsten; sie liebten den Unschuldigen und Guten; er suchte sie für das Turnen zu begeistern, — aber er allein vermochte Nichts. Er sah, daß die Studirenden zuerst wieder für die Sache müßten gewonnen sein; an den Zofinger Verein, der doch ein vaterländischer Verein war, wünschte er sich zu wenden; aber wie durfte er seinen schwachen Kräften zutrauen, den allgemeinen Spott zu überwinden? Indessen war ihm die Sache zu wichtig für das Vaterland, als daß er sich nicht verpflichtet fühlte, Alles zu wagen; er schrieb sich daher einige Worte über das Turnen nieder; es sollte keine Abhandlung, kein Aufsatz über das Turnen sein, sondern er wollte sich unmittelbar an seine Leute wenden, wie er sie kannte mit allen ihren Vorurtheilen. Während er diese Worte niederschrieb, wurde er immer begeisterter, immer heiliger trat das Vaterland vor seine Seele, und er wünschte das Turnen in der ganzen Schweiz in einen allgemeinen Schwung zu bringen. Erst von seinem Freunde aufgemuntert, immer noch zweifelnd am Erfolg, und von der Erfolglosigkeit Alles fürchtend, trat er endlich am 6. März im Zof. Verein, mit „einigen Worten über das Turnen" hervor. Viele lachten, als er das Thema ankündigte; aber Wolf begann seine Rede also:

„— Ich könnte nun eigentlich voraussetzen, daß in unsern Tagen die Nothwendigkeit des Turnens an und für sich anerkannt sei; da jedoch häufig über Turner gespottet wird, auch ohne daß diese dazu den geringsten Anlaß geben, so muß man wohl anders schließen; denn mag der Spott auch nur Scherz sein, so wird man doch theils über nichts zu spotten geneigt sein, wovon man wirklich überzeugt ist, theils über nichts zu spotten wagen, dessen Werth

auch im Ernste zu läugnen man sich schämen würde. — Die Nothwendigkeit des Turnens gründet sich auf den Zustand unserer Zeit. Es ist für Jeden, der die Geschichte kennt, eine ausgemachte Sache, daß die Kraft der Ahnen aus unserm Mark gewichen ist. Ich bin keiner von denen, welche unsere Vorväter als Riesen und Heroen darstellen; aber ich denke sie mir so recht lebhaft, wie sie voll Kampflust hinauszogen, Tag und Nacht im Freien lagen, festen Blickes den Streichen der Morgensterne und Flammberge entgegen sahen, und denke mir dann uns an ihrer Stelle; ich denke mir die alten Zürcherinnen in den Waffen, und neben ihnen die Dämchen unserer Zeit, welche es für eine Mode und daher für eine Ehre halten, über schwache Nerven zu klagen, um nur für recht fein und zart gelten zu können. Und das allerschlimmste Zeichen unserer Zeit ist das, daß Viele unter uns, wenn irgend Einer etwas Hohes, Kräftiges verlangt oder ausspricht, wenn Einer Begeisterung und muthige Thatenlust zeigt, und feurig über dieß oder jenes spricht, — daß dann Viele über ihn nur spotten, und ihm gar nichts Höheres zutrauen können. Wahrlich, in solchen ist auch kein Funke von Kraft, die die Flamme in Andern nicht zu begreifen vermögen. So waren unsere Väter nicht! — Doch ihr sagt: das ist ja eine Sache des Muthes, und nicht der Körperstärke. Ihr habt Recht; aber Muth und Stärke sind so an einander geknüpft, daß sie entweder beisammen oder gar nicht vorhanden sind. Und diese Verweichlichung, ist sie etwa eine unvermeidliche Entwickelung der Zeiten, der wir nicht ausweichen können? Nein, sage ich euch, das ist die Schuld von uns, die wir aus lächerlicher Modesucht und weibischer Aengstlichkeit unsern Körper fast mit Fleiß zu Grunde richten! Es ist eine Schuld unserer Eltern und Voreltern,

wenn ihr wollt. Aber wir sind schuld, wenn das Vaterland an unsern Kindern ein noch schwächeres Geschlecht findet; wir sind schuld, wenn wir im 50sten Jahre, und unsere Kinder im 40sten abgelebte Greise sind, — wir, wenn die Hälfte von uns eines frühen Todes stirbt, und die andere Hälfte ein verächtliches Leben dahin schleppt; wir, wenn der sieche Körper auch die Seele ansteckt, daß sie sich nicht mehr frei, stark und gesund fühlt! — O es ist etwas Köstliches um das Gefühl der Gesundheit! Ja, Zofinger, die ihr euch rühmet, das Vaterland zum Zweck eurer Bestrebungen gesetzt zu haben, weidet euer vaterländisches Gefühl an dem fürchterlichen Gedanken, daß ihr durch eigene Schuld — denket es im vollsten Sinne des Wortes — durch eigene Schuld dem Vaterlande ein entnervtes Geschlecht darbietet, das da die Helden der Vorzeit an Werken aufwiegen will!

„Ich weiß wohl, was ihr denket: das sei eine vollständige Uebertreibung. Ich denke nach, ich zähle den Rest von alter Kraft in unsern Adern; zehnmal überdenke ich meine Worte, ob in ihnen eine Uebertreibung sei, — und ich sage mit der Gewißheit eines ruhig gewonnenen Satzes: Wir sind ein entnervtes Geschlecht. Ich wandle unter dem Volke, das seine Herden weidet und seine Felder baut, und dem unsere Ahnen gleich waren an Kraft; ich kehre zurück in die Städte und sage: Wir sind ein entnervtes Geschlecht. — Ich sehe die Weiber in ihre Korsette geschnürt, und wie alle die systematischen Schwächungsmaschinen heißen; die Kinder in ihren Pelzen, die Jünglinge nach einem Regentage voll Husten und Schnupfen; ich sehe die Mütter zittern, wenn die Söhne an die rauhe Luft hinaustreten; ich sehe alle die Nervenkrankheiten, Augenkrankheiten, Kopf-, Magen- und Brustkrank-

heiten unserer Städte; ich denke an unsere Ahnen, und sage mit*) blutendem Herzen: Wir sind ein entnervtes Geschlecht! — Ja, ihr Menschen dieses Geschlechtes, nur immer mehr euch selbst und Alle, die ihr könnt, verzärtelt, und der Fluch der siechen, nie lebensfrohen Kinder kommt auf euch, auf euch der Fluch des schändlich betrogenen Vaterlandes!

„Doch es sind Viele, welche im Gefühle ihrer geistigen Kraft die körperliche verschmähen, weil sie keinen Unterschied zu machen wissen zwischen Kraft und Rohheit. Aber ihre geistige Kraft wird hinwelken; denn ohne einen gesunden Körper gibt es auch keine gesunde Seele. Wohl kann im kranken Körper ein feiner, gelehrter Geist sich bilden, aber kein starker und nüchterner, ohne den jener ein Wicht ist. Eine freie und gesunde Seele kann im Studirzimmer nicht angelernt, sie kann nur verlernt werden; aber in der freien Natur, da wird sie stark und groß gezogen; und das frische, frohe Lebensgefühl, das Gefühl der Gesundheit, des Muthes, der Kraft, diese Bedingung des wahren Lebens erreichet ihr nicht zwischen den Mauern und hinter dem Tische. — Wohlan, sagt mir, welche haben größer und kräftiger gehandelt in Krieg und Frieden, welche kühner und offener, unsere starken Ahnen oder ihre schwachen Enkel? Aus welcher Zeit stammen die Kraftgestalten der Gelehrten, welche Bahn brachen für Jahrhunderte? die großen Geister, denen Tausende nachfolgten? Jene große

*) Da Wolf während dieser Schilderung Lachen vernahm, so veränderte er im Zorne das geschriebene Wort mündlich also: „und ich sage nicht mit Lachen, aber mit blutendem Herzen ɩc.“ Das wirkte, — das Lachen verstummte.

Zeit, wo die Kraft sich ihrer selbst bewußt ward, haben unsere Väter nicht mehr gesehen. Was unsere geschäftige Zeit schreibt und spricht und thut, das ist nichts gegen die Thaten jener Zeit; denn die Schwäche des Körpers hat auch das geistige Treiben unserer Zeit schwach, unkräftig und zaghaft gemacht; sie lernt mit eisernem Fleiße, was die Geister vor ihr geschaffen und gedacht, — aber wo ist das Eigene, das sie geschaffen? wo ist etwas Kühnes, etwas Großes? Ihr ganzes Treiben ist kleinlich und verächtlich. Und so ist es einem jeden Volke ergangen; sein Höhepunkt war immer da, wo körperliche und geistige und sittliche Kraft beisammen waren. Ohne Kraftgefühl und Ausdauer ist nichts Großes ausgeführt, dem Vaterlande und der Wissenschaft nichts Bedeutendes geleistet worden, — und entnervte Völker sind in das größte Unglück, das den Menschen treffen kann, in ein dumpfes Zurückschreiten des Geistes hineingerathen. Aber ihr habt nicht genug an dem furchtbaren Beispiele der Griechen und Römer, um zu schauen, wie ein entkräftetes Geschlecht auch nichts geistig Großes hervorzubringen vermag; ihr wollt an euerer eigenen Geschichte diese schauerliche Erfahrung machen.

„Es wird Niemand läugnen, daß die größere Kultur durch ihre Folgen nothwendig die Körperkraft vermindert, und daß unser Zeitalter unmöglich so kräftig sein kann, wie frühere Zeitalter. Aber es mußte ein großer Mann sein, welcher, während tausend Andere sich dem vernichtenden Gedanken hingaben, das Vorhandene sei nun einmal nicht mehr zu ändern, — welcher zuerst es dachte und aussprach: „Es sei möglich, daß ein geschwächtes Volk wieder zu Kraft gelange, daß die Söhne stärker werden, als die Väter; man müsse, statt zu klagen, dem

Uebel wehren, und wenn es unmöglich sei, das Verlorene ganz herzustellen, wenigstens das Mögliche versuchen; denn der Mensch müsse glauben, daß Gott sein Schicksal in seine Hand gelegt habe, und wenn dieß auch nicht wäre, so müßte er dennoch darnach handeln." Sein Wort ergriff verwandte Geister, man begann durch systematische Leibesübungen den Körper zu stärken, d. h. zu turnen. Es war nur eine alte Sache, aber in einer neuen Gestalt; denn der Körper hat immer sein Recht verlangt, und die Leibesübungen sind so alt als die Menschheit. Wo immer ein Volk seine rohe Lebensart verließ, die körperliche Thätigkeit in den Hintergrund trat und Luxus und Schwäche erzeugte, da begannen immer künstliche Leibesübungen. So thaten es die Griechen in ihren Gymnasien; ja selbst die rohen Spartaner fanden es für nöthig, systematisch ihren Leib abzuhärten, und in nichts Anderem bestanden ja die hellenischen Spiele, deren Sieg den höchsten menschlichen Ruhm brachte. Und die Römer mit ihrem ernsten Sinne, die schon als Knaben wie Männer dachten, — meinet ihr, sie haben nur zur Belustigung in der Tiber geschwommen, und auf dem Marsfelde den Ball geworfen? So machten es auch die neuern Völker; als höhere Geisteskultur in Deutschland die Rohheit und mit ihr die körperliche Stärke zurück drängte, da trieb man schon zu Anfang des 16ten Jahrhunderts mancherlei kunstlose Uebungen, um den Körper zu stärken, Schwimmen, Reiten, Holzspalten und Sägen, muntere Spiele im Freien, Alles bloß um der gesunden körperlichen Bewegung willen; und das waren meistens gelehrte Leute, die ihre Zeit sonst noch zu brauchen wußten, hätten sie nicht die Nothwendigkeit solcher Uebungen eingesehen.

„Worin besteht nun aber der Unterschied des Turnens

von allen obgenannten einzelnen Uebungen, so daß jenes durch die letztern niemals ersetzt werden kann? Es ist nichts anderes, als die größere, und zwar unendlich größere Vielseitigkeit der Uebung. Das Reiten und Fechten und alles Einzelne wirkt auch nur auf einzelne Theile des Körpers und nur unvollständig; und dieß ist auch der Grund, warum man meinen sollte, ihr würdet das Bessere und Vollständigere dem Mangelhaften vorziehen. Besonders wird bei dem, was ihr statt des Turnens treibt, die Brust zu wenig gestärkt, und doch liegt unsere Zeit gerade an Brustübeln so krank darnieder. Aber der Turner will nicht nur Einen Theil des Körpers stärken, sondern alle, die Brust, die Muskeln der Arme und Beine, und den ganzen Leib. Er will nicht nur Stärke, sondern auch Gewandtheit, Ausdauer, Abhärtung der Haut; er will ein gesundes Kraftgefühl, Muth und Selbstvertrauen und Seelenstärke. Wer wollte Alles aufzählen, was das Turnen schafft? — Eben wegen dieser Vielseitigkeit des Turnens ist es auch für Keinen entbehrlich; es soll so wenig geläugnet werden, daß man ohne das Turnen gesund und stark sein könne, als daß man ohne den Zofingerverein den Zofinger-Sinn besitzen könne; Viele von euch besaßen ihn schon vorher, aber er ist im Zofingerverein noch edler und größer geworden, und ihr habt in ihm Vieles gefunden, das ihr vorher gar nicht ahntet, das ihr nur darum nicht vermißtet, weil ihr es nicht kanntet. So ist es auch mit dem Turnen. Außerdem aber hält sich Mancher für gesund und stark, der sich selbst mit falschem Scheine täuscht; er vertraut darauf, daß er fett und groß ist, und und weiß nicht, daß die Fettigkeit gerade ein Zeichen von Schwäche ist. Er meint Alles wagen zu können, überall auszuharren; aber er erliegt dem ersten Anstoß, er hat

keine Ausdauer, seine ganze Kraft war ein aufflackerndes Feuer. Oder seine Stärke ist eine plumpe, deren sein schwächerer, aber gewandter Gegner spottet; er weiß sie nie zu brauchen, nie zu lenken; er geht einher, gebogen wie ein Greis; seine Stärke erregt Gelächter. Meint ihr, ein solcher könne bei seiner Stärke das Turnen entbehren?

„Ihr könntet mir entgegnen, ob denn das Turnen wirklich alles das leiste, was ich von ihm rühme. Ich sage mit der vollsten Gewißheit und aus Erfahrung: Ja. Nicht nur ich, sondern Viele verdanken dem Turnen ihre Gesundheit und Stärke; ich kenne viele zarte, kränkelnde Knaben, die durchs Turnen gesund wurden; Viele waren schon vorher stark, aber ihre Stärke war plump; mit gebogenen Rücken gingen sie einher, langsam und phlegmatisch war ihr Blut, ihre Reden, ihr Thun; erst das Turnen gab ihnen das wahre Leben, erst das Turnen Gewandtheit, und lehrte sie ihre Kraft gebrauchen. Und wer alles dieses schon besaß, der erhöhte es noch, gewann Ausdauer, Muth und Kraftgefühl; und das Gefühl der Kraft, Freunde, das erst bringt die rechte Kraft in Leib und Seele. Es sind freilich solche, welche meinen, die Turner wollen nun mit Einem Schlage ganz andere Menschen sein, etwa Heroen, die allen Stürmen trotzen. Solche Meinungen, verzeiht es mir, sind Albernheiten, und Albernheit ist der Spott, der sich etwa darauf gründet. Aber so viel ist wahr, daß die Turner mehr Selbstgefühl haben, mehr Ausdauer, daß sie nicht sogleich klagen und hinter den Ofen sitzen, und sich immer mehr verzärteln. Ihr Wahlspruch ist die frische Luft, die Mutter des Lebens. — Und wollt ihr erkennen, wie das Turnen auch den Geist stark und kühn macht, so blickt hin auf Passow und Theodor Körner; wenn Passow kein Feuer und keine Ausdauer hat,

so hat sie Keiner; aber er hat auch wie mit einem Flammenschwerte dreingeschlagen fürs Turnen. Die Scharen der Freiwilligen unter Lützow, welche auf den Wahlplätzen von Berlin bis Paris den Tod fürs Vaterland starben, waren dem Hauptkerne nach Turner; sie hatten nicht am Vaterland und deutscher Kraft verzweifelt; unter ihnen waren Friesen und Körner, die Frühgefallenen, unter ihnen Jahn, dessen kühner Geist alles Undeutsche zerschmetternd angriff. Aber unter Euch sind Viele, die an der Schweizer Kraft verzweifeln, und weil sie in sich Nichts fühlen, meinen, das Vaterland sei verloren.

„Es war zu Ende des vorigen Jahrhunderts, da das Turnen zuerst in kleinen Kreisen begonnen wurde. Die Sache fand anfangs viele Gegner; man erkannte nicht, daß nur die Form eine neue sei; man sah nur eine gefährliche Neuerung, man sah schon im Geiste die Arme und Beine der Kinder zerschmettert. Da trat Jahn auf und brach Bahn; im Uebermaß des ersten Feuers wurden sogar die Gegner gereizt. Es wurde für und gegen geschrieben, es wurde die Wichtigkeit des Turnens auch in psychologischer und moralischer Hinsicht bewiesen. Sein Werth ward allmälig anerkannt, mehrere Länder führten das Turnen öffentlich in ihre Schulen ein, Dänemark sogar in alle Dorfschulen; und wo die Anstalten wieder untergegangen, da geschah es nur aus politischer Furcht, weil die Turner kühner und freier wurden, und zu denken und zu sagen wagten, was Andere nicht dachten. Auch in Zürich drang das Turnen ein; Männer, wie Hofrath Horner und Professor Orelli erhoben sich mit kräftiger Stimme gegen die beschränkten Vorurtheile, welche endlich dem bewährten Erfolge wichen. Mit Liebe und Begeisterung ergriffen die Studenten in denselben Jahren,

wo der Zofingerverein gestiftet wurde, auch das Turnen und jetzt sind wir bereits so weit, daß, nachdem das Gute allgemein anerkannt, alle äußern Schwierigkeiten überwunden sind, die Studenten selbst das Turnen wieder für unnütz halten. Es gab eine Zeit, wo ganze Klassen, wo fast die ganze Studentenschaft turnte; und jetzt turnen aus der ganzen obern Kantonsschule etwa 25, von den 160 Studenten der Hochschule etwa 12 oder 15, von den Medizinern, die doch am besten wissen sollten, was dem Körper noth thut, Keiner, auch nicht Einer! Solche Fortschritte sind unter uns geschehen. Und worin liegt der Grund dieser Abneigung?"

Und nachdem er nun alle einzelnen Gründe gegen das Turnen in ihrer ganzen Nichtigkeit dargestellt und auch nicht Einem mehr einen Ausweg gelassen, schloß er seine Rede also: „Wenn ich mir den Zofingerverein denke, der über die meisten der Schweizerischen Studienanstalten ausgebreitet ist, — o was könnte dieser hierin nicht leisten! — Zofinger, ich beschwöre euch bei dem Heile unsers Vaterlandes, diese Bitte zu bedenken, auf die Allgemeinheit des Turnens auf alle Weise hinzuwirken. Versöhnet euch mit dem Turnen, anerkennt seinen Werth auch dann, wenn ihr nicht selbst Turner seid; wirket in Zürich und überall für seine Verbreitung unter Studirenden und Nichtstudirenden und schützet gerade den edelsten Theil des Volkes, in dessen Händen das künftige Schicksal des Vaterlandes steht, vor Entnervung."

Wolfs Entrüstung war mit seiner Stimme bis ans Ende gestiegen, er warf unmuthig das Papier auf den Tisch und saß im Gefühle, daß nun alles verloren sei, in den Sessel zurück. Lautes Klatschen, das nun erscholl,

verstand er als ein Lob, daß er frei seiner Ueberzeugung ein Opfer gebracht. Als nun aber einer nach dem andern sich erhob und seinen Beitritt zur Turngesellschaft erklärte, andere sich über ihr bisheriges Ausbleiben entschuldigten und viele in inniger Freude ihm die Hand drückten, und die ganze Gesellschaft die Turnlieder wieder anstimmte, da ward ihm so zu Muthe, daß ihm dieser Abend als der seligste seines ganzen Lebens erschienen ist. Nun galt es, den Frühling und die Begeisterung zu einem thatkräftigen Aufschwung zu benutzen. Tags darauf rang ihm sein Freund die Rede zum Drucke ab, — die Schüchternheit hatte sich lange gesträubt, aber die Einsicht, daß der Druck ein Mittel zum Zwecke sei, und — die Gewalt des Freundes entschieden. Wolf hatte nun für sein Streben den Gegenstand gefunden, seine Sehnsucht verschwand, er lebte nun der Gegenwart, denn sein innerstes Wünschen hatte in der Begeisterung, die er in Andern angefacht, Gestalt gewonnen und vom Aufschwunge, den er bewirkt, wurde er nun bald selber getragen.

Das Werk, das er nun eben so eifrig als glücklich ausführte, stellte sich ihm also. In Zürich hatte seit 1819 eine Turngesellschaft bestanden; Mitglieder waren Studirende und Nichtstudirende, welche das sechszehnte Altersjahr zurückgelegt. Einer Gesellschaft jüngerer Knaben wurde von diesen ältern Turnern vorgeturnt. Im Jahr 1833 war bei der Reorganisation des höhern Unterrichtswesens das Turnen an der obern und untern Kantonsschule zu einem Theil der öffentlichen Erziehung gemacht worden. Ein besonderer Turnlehrer wurde nun angestellt; dieser leitete auf dem der ältern Gesellschaft angehörigen Turnplatze die gymnastischen Uebungen der Knaben, die sich

nun unter einander selbst vorturnen mußten. Der Eifer wich, denn die Freiheit war verschwunden, in der sich die Knaben unter der Leitung der Studirenden gefühlt. Nun hatte Wolf längst erkannt, daß hier vor allem der Eifer müßte angefacht, hier ein tüchtiger Nachwuchs bereitet werden, wenn der ältern Turngesellschaft auf die Dauer sollte geholfen werden. Zu diesem Zwecke setzte er sich nun mit Herrn Schott, dem damaligen Turnlehrer, in Verbindung und fand an diesem den eifrigsten Beförderer und Rathgeber für seine Plane. Hauptsache war ihm, daß wieder Studenten den Knaben vorturnten und diesen die Uebungen durch Spiele und Turnfahrten zur Freude uud zur Sache eigener Wahl machten. Schnell waren vierzehn Vorturner gesammelt und durch ein Zirkular an die Eltern der Turnplatz mit Knaben gefüllt, deren anschwellende Schar man nun an mehrern Wochentagen auf dem Uebungsplatze turnen und mit freudigem Gesang in die Stadt zurückziehen sah. Bald war es so weit gebracht, daß durch eine Uebereinkunft mit dem hohen Erziehungsrathe und durch wohlwollende Resignation des bisherigen Turnlehrers für einen Staatsbeitrag die Leitung der Knaben der ältern Turngesellschaft förmlich überlassen wurde. Nun wandte man sich auch, weil für den steigenden Eifer an der Sache der bisherige Turnplatz zu enge zu werden drohte, an dieselbe Behörde mit der Bitte um einen größern und fand viel guten Willen und Hoffnung auf die Zukunft. An der Spitze der Turngesellschaft, zu deren Präsidenten er bald nach seinem Auftreten war gewählt worden, bestürmte Wolf mit Besuchen alle einflußreichen Männer und als er bemerkte, daß viele Knaben durch zu große Schulpensen von dem Turnen abgehalten würden, da wandte man sich

mit einer Petition sogar an die Lehrer der Kantonsschule, daß sie bei ihren Aufgaben die Turntage berücksichtigen, bisweilen zu Turnfahrten Ferien geben und auch den Gesang zu solchen Zwecken noch mehr heben möchten. Wolfs Rede hatte so sehr auf alle Seiten gewirkt, daß er mit Allem durchdrang. Und um das Turnen auch durch Gesang überall heimisch zu machen, so bildete er mit einigen Freunden aus 132 Liedern ein „Liederbuch für turnende Schweizerknaben", das 1837 im Druck erschien und alsbald in mehrere Schulen eingeführt wurde.

Mit dieser Reformation des Knabenturnens hatte Wolf erst den Grund für seine weitern Plane gelegt und glaubte dadurch auch diese für alle Zukunft gesichert. Auch in der ältern Gesellschaft hatte seine Rede einen allgemeinen Eifer erweckt; beinahe alle Zofinger, auch die Ungelenkesten, erschienen allmälig auf dem Uebungsplatze, das Turnen war durchaus zur Ehrensache geworden. Wie sehr er Anfangs von der Wirkung seiner Rede war überrascht worden, so wirkte sie ihm doch bald nicht mehr genug für seine sich immer steigernden Plane. Er trieb und begeisterte daher überall, wo ihm Gelegenheit wurde, und er selbst erschien, bis ein langwieriges Halsübel ihm Schonung gebot, um dadurch den Eifer rege zu erhalten, beinahe regelmäßig alle Tage auf dem Turnplatze. Aber nun lag ihm noch Eine Idee am Herzen, welche ihm die höchste Blüthe alles Turnens zu bedingen schien. Nicht bloß nämlich sollten die turnenden Knaben unter der Leitung der ältern Turngesellschaft stehen, sondern es sollten beide, Aeltere und Jüngere, zu gleicher Zeit auf dem gleichen Platze turnen, — dadurch sollte der Eifer der Knaben entflammt, dadurch auf sie sittlich eingewirkt, dadurch der Kastengeist zerstört, dadurch eine ganze Generation mit

sich selber bekannt gemacht werden. Diese Idee theilte er, weil er großen Widerstand erwartete, bald nach dem 6. März nur einigen Freunden mit, er durchdachte sie von allen Seiten, ihre Ausführung schien ihm schwierig; er wollte über den Sommer den allgemeinen Eifer steigern, ein tüchtiges Vorturnergeschlecht heranwachsen lassen und dann im Herbst in einer Turnversammlung seine Idee auf Einen Schlag durchsetzen. Im September trug er sie einer Turnversammlung vor, man erhob sich dafür und dagegen und es wurde eine Kommission zu näherer Prüfung des Gedankens niedergesetzt. Wolf gewann bis auf Eines alle Mitglieder der Kommission. Unterdessen aber hatte sich auf die nächste Turnversammlung im November eine große Opposition gebildet, denn mancher Aeltere fürchtete neben den Knaben auf dem Turnplatze die Achtung zu verlieren und viele redeten von einem dießfallsigen Austritt aus dem Vereine. Obwohl nun, wie unsern Freund deuchte, alle tüchtigern Geister für seine Sache gewonnen waren, so glaubte er doch von einer nur kleinen Majorität einst zu wenig Hülfe für die Ausführung erwarten zu können und daher, nachdem von der Kommission über seinen Vorschlag günstig war referirt worden, erklärte er auf eine heftige Weise, daß er denselben für einmal zurückziehe. „Ich hatte geglaubt, sagte er unter Anderm, Diejenigen, welche einer Idee fähig sind, dafür begeistern zu können, und dieß ist mir gelungen; aber ich hatte geglaubt, daß auch die ganze Gesellschaft sich zu etwas Großem erheben könne, und hierin habe ich mich getäuscht. Es entstanden zwei Parteien, die eine ging aus von einem Zutrauen zu den Knaben, von einem Zutrauen zu der Gesellschaft, von einem Zutrauen zu ihrer eigenen sittlichen Kraft, — die andere ging aus von einem Mißtrauen gegen die Knaben, von

einem Mißtrauen gegen die Gesellschaft, von einem Mißtrauen in ihre sittliche Kraft; welche von beiden der Erfolg gerechtfertigt hätte, das hätte die Zukunft gezeigt . . . Genug ich ziehe meinen Vorschlag zurück, – aber ich erkläre, daß es mich schmerzt; denn es ist das erste Mal, daß ich mich in den Gesinnungen der Gesellschaft getäuscht habe." Also konnte nun schon der einst Schüchterne eine Gesellschaft anreden, ohne sie zu beleidigen. Er wollte seinen Vorschlag auf bessere Zeiten versparen, — um so leichter, als doch vor dessen Ausführung ein größerer Turnplatz von den Behörden erkämpft sein mußte. Immerhin war Wolf stets voll Dank gegen Gott erfüllt für das Viele, das ihm von allen Seiten gelang, und zu bewundern war an ihm die Emsigkeit und zugleich die Ausdauer, mit der er beinahe drei Jahre lang die Sache in Zürich im Ganzen und Einzelnen unabläßig betrieb.

Aber die Blüthe des Turnens in seiner Vaterstadt war nur ein Glied, wenn auch ein Hauptglied seiner Bestrebungen für dasselbe; er konnte nicht ruhen, bis er die Sache im ganzen Vaterlande anerkannt und ihre Durchführung gesichert wußte. Dazu diente ihm nun sein gedrucktes Turnerwort trefflich, welches gar bald auch ins Französische übersetzt in allen Städten der Schweiz wirkte. Er selbst schrieb im Zofinger Verein nach allen Seiten; ihm war es darum zu thun, daß in allen kleinern und größern Schweizerstädten Turngesellschaften aus Studirenden und Nichtstudirenden entstehen und Nichts glich seiner Freude, wenn er irgendwo einen Sieg errungen sah. Für sein vaterländisches Bestreben fand er nun schon schöne Anknüpfungspunkte; seit 1832 hatten nämlich die Turngesellschaften von Aarau, Bern, Basel und Zürich einen schweizerischen Turnverein gestiftet und jährlich wurde

in einer der Bundesstädte ein schweizerisches Turnfest gefeiert. In Aarau, Zürich und Bern waren bisher schon solche Feste gefeiert worden, sie weckten den Eifer ungemein und beförderten die weitere Ausbreitung des Turnens. Für den letzten Zweck war nun Wolf am thätigsten; mit dem heiligsten Eifer wanderte er im Frühling 1835 mit einer Schar Zürcher-Turner an das Fest nach Basel, seine Rede war hier schon bekannt geworden, er sprach und begeisterte so viel ihm möglich war für seine Idee und trug sich beim Wetturnen, wobei er sich besonders durch Kraftübungen hervorthat, einen Kranz davon. Er wünschte nicht nur, daß überall Turnanstalten bestehen, sondern daß sich freie Privatgesellschaften an den schweizerischen Turnverein anschließen, und das geschah denn auch bald in Solothurn, Chur, Schaffhausen, Luzern und wurde auch in den französischen Kantonen gehofft. Es lag ihm alles an der Unabhängigkeit des Turnens, indem dasselbe besser als unter aller öffentlichen Vorsorge, weil es so ein erzwungenes werden konnte, in der Freiheit gedeihe, und daß es bei solcher Freiheit und als Privatsache nie mehr zerfalle, dafür baute er auf die innere Wahrheit und Gewalt der Idee. Und wie seine Gesellschaft in Zürich alle die wohlwollenden Unterstützungen, früher besonders des Stadtrathes und später auch des Erziehungsrathes und der Regierung verschmäht hätte, wenn nicht der Turngesellschaft ihre völlige Freiheit und Unabhängigkeit gelassen worden wäre, so wachte Wolf nun auch auf das eifersüchtigste über diese Freiheit des schweizerischen Turnvereins. Als daher im Frühling 1836 die argauische Sektion wieder ein gemeinsames Fest anordnen sollte, und nun die dortige Erziehungsbehörde, wahrscheinlich aus der besten Absicht, um es recht glänzend zu machen, die Anordnung

desselben nicht dem dortigen Turnverein überlassen, sondern selbst übernehmen wollte, so erklärte sich Wolf aufs entschiedenste gegen diesen Eingriff in die Freiheit der schweizerischen Turngesellschaft. Von Zürich aus wurden alle Sektionen aufgefordert, an keinem argauischen Turnfeste, das von den Behörden ausginge, Theil zu nehmen, und als nun die argauischen Turner als Glieder des schweizerischen Turnvereins mit dem Gehorsam gegen ihre Oberbehörde ins Gedränge kamen, so eilte Wolf selbst nach Aarau, drang bei dem Rektor mit Festigkeit auf eine offene Erklärung, ob das Fest von den Behörden oder den Turnern ausgehe, und als er stets ausweichenden Bescheid erhielt und eine Versammlung der Turner, der er selbst beiwohnte, mit einer kleinen Mehrheit sich den Obern fügen wollte, da eilte er nach Zürich zurück, besammelte schleunigst den Turnrath, schlug vor, das Fest trotz der kurzen Vorbereitungszeit in Zürich zu halten; auch die Turnversammlung erhob begeistert den Vorschlag zum Beschluß und alle Sektionen wurden nach Zürich eingeladen. So wurde das Fest in Aarau für dießmal vereitelt und die Freiheit des Turnvereins siegreich gegen die öffentliche Staatsobhut behauptet. Das Fest aber in Zürich gelang, es wurde von einer größern Anzahl als je bisher besucht. Wolf, von allen geliebt und geachtet, stellte als Zweck des Vereines die Hebung und Verbreitung des Turnens unter den jungen Schweizern auf und erhielt beim öffentlichen Mittagsmahl ein begeistertes Lebehoch für seine großen um das Turnen erworbenen Verdienste.

Bei allem Lobe, das ihm zuströmte, namentlich für sein Turnwort und dann für seine Bestrebungen, pflegte Wolf doch nie auf seinen Lorbeern zu ruhen; die Wirklichkeit blieb immer hinter dem Ideal zurück und wenn der

Eifer an dem einen oder andern Orte ermatten wollte, so bot er beharrlich alle Mittel zu neuer Belebung auf. Den ganzen Aufschwung fühlte er aufs lebendigste als *sein* Werk, als seinen besonnen und beharrlich durchgeführten Plan; denn er war sich bewußt, auch die Gehülfen, die ihm zur Seite gestanden, erst selbst sich geschaffen zu haben. Je mehr er aber dieses sich selber sagte, desto ernster war er auf die Zeit bedacht, da er selber nicht mehr die Seele des Ganzen sein könnte. Zunächst wegen seiner Examengeschäfte, dann aber auch, um selber noch den Fortgang der Sache in andern Händen zu sehen und zu befestigen, legte er im Frühling 1837 sein Präsidium nieder, übte aber stets als Turnrath und später auch noch als bloßes Mitglied der Gesellschaft eine gewisse Herrschaft über den Verein aus und donnerte allfällige Gegner seiner Ideen nicht übel zu Boden. Jedenfalls aber gedachte er, einst von der Universität zurückgekehrt, auch Männer zum Turnen zu sammeln und mit aller Kraft auf die Verbreitung desselben im ganzen Volke hinzuwirken. Denn davon war er fest überzeugt, daß unsere Zeit für ihre Gebrechen auch ihre *eigenthümlichen* Heilmittel haben müsse und daß auch die rohe Kraft des Landmanns zum freieren Werkzeug des Geistes gebildet werden müsse. Unendlich freute es ihn daher, als das Turnen auch im Seminar zu Küsnacht eingeführt und am Jugendfest zu Thalweil Turnspiele gemacht wurden. Vor allem aber baute er für die Zukunft auf die niegesehene Blüthe, zu der er das Turnen unter den Knaben gebracht hatte. Dazu hatte er Alles aufgeboten, hatte durch häufige Turnfahrten, Turnfeste, größere Reischen, durch Spiele auf dem Platze und bei aller Ordnung durch größtmögliche Freiheit die Sache ihnen unvergeßlich und zur höchsten Freude zu machen gesucht.

Und es war ihm in hohem Grade gelungen; denn ihn selber zog es immer unwiderstehlich zu den Knaben hin; wohl manches Spiel hatte er mit ihnen gemacht, manchen Berg mit ihnen erstiegen, und wenn er dann etwa mit Einigen ein Reischen unternahm, so war es ihnen wohl und frei zu Muthe unter seiner liebevollen Zucht; denn auf der Reise konnte er, um was es ihm am meisten zu thun war, das Turnen in seinem lebensvollen Zusammenhange mit dem ganzen Menschen betreiben; es war ihm dann selig zu Muthe, je an den rüstigsten Knaben das Schöne und Höhere eigenthümlich aufkeimen zu sehen, oder es an der Natur zu wecken und zu bilden. Die tieferen Blicke, die ihm da in manches Gemüth zu thun gelang, veredelten das ganze Verhältniß und gründeten seinen geistigen Einfluß tiefer. Wie ihm dann aber reine Gegenliebe ein Bedürfniß und die Sorge für das Turnen eine heilige Lebensaufgabe war, so suchte er, um seiner Sache auch in der Zukunft so sicher als möglich zu sein, einzelne ausgezeichnete Knaben unzertrennlich an sich zu fesseln; er verband sich dieselben, ehe sie noch seiner Freundschaft fähig waren, damit die junge Liebe zu seiner Person sie einst zu selbstständigen Stützen seines Werkes bilde. Auf diese Weise hatte er bei aller Wehmuth, mit der ihn die kommende Trennung von dem theuren Geschäfte erfüllte, sich einen heitern Blick in die Zukunft bereitet.

Ehe wir nun das Walten unsers Freundes im Zofingerverein betrachten, wollen wir über diese ernsten und folgereichen Bestrebungen das Tagebuch und einige Briefe Wolfs eröffnen.

---

1. März 1835.

Tagebuch. (Einige Tage bevor er sein Turnwort im Zof. Verein vorlas.) Arbeit, saure Arbeit wird es kosten, aber auf dem Spiele steht das Wohl des Vaterlandes. Ich habe oft gedacht und dabei getrauert — die Einseitigkeit ist falsch, — und doch geschieht alles Große nur durch Einseitigkeit; wie kann ich je etwas Großes schaffen? Dann habe ich gewünscht, einen Gegenstand zu finden, den ich mir zu meiner Wirksamkeit ausläse, eine Idee, die ich zu verwirklichen trachtete, für die ich kämpfte, an der ich meine Kraft versuchte. — Ich habe sie gefunden! Es ist das Turnen, dieses will ich verbreiten in der ganzen Schweiz, unter Jung und Alt, unter Studenten und Nichtstudenten! Niemand kämpft für dieses verwaiste Kind, — ich will es thun und nicht nachlassen, bis der Sieg vollständig errungen und gewahrt ist! – Als ich diesen Plan gefaßt, da ward mir wohl, ich fühlte alle Kraft in mir gesteigert, – sie hatte ihren Mittelpunct gefunden.

*

10. März.

Mich sehnt ungeheuer, bis die Broschüre (im Druck) erscheint und ich verspreche mir viel davon; daß trotz meiner Scheue sich doch mein Ehrgeiz etwa heimlich freut, muß ich leider oft wahrnehmen.

*

13. März.

Immer fasse ich Vorsätze für meine Studien und führe sie nicht aus; so geht es mir mit dem Englischen, Französischen 2c.

*

19. März.

Im Namen des Zof. Vereins an die Lausannersektion.

Wir leben in einer Zeit, welche überall das Geistige hervorsucht, nur diesem Werth beilegt, nur für dieses die Völker zu begeistern sich bestrebt. Das Bestreben ist edel, — denn der Geist ist es, der die Welt regieren soll und je höher der Sinn fürs Geistige in den Völkern steigt, desto edler wird die Menschheit. Aber die Geschichte lehrt, daß ein körperlich geschwächtes Volk auch geistig nichts hervorzubringen vermag. Die Seele soll sich nicht vom Körper abhängig machen, — aber sie ist vom Schöpfer selbst so innig mit ihm verbunden, daß keiner sie von einander zu reißen vermag. — Ein schwacher Körper beherrscht die Seele und drückt alles Geistige nieder, — nur ein gesunder Körper kann von dem Geiste beherrscht werden. — Sagt mir, warum spielt unser Volk keine ruhmwürdigere Rolle? Hat es denn nicht eine Bildung und Freiheiten, wie es sie noch nie gesehen? Und diese Bildung, diese Freiheit, warum macht sie nicht das Volk sich aufraffen, warum weckt sie nicht in seiner Brust die Flamme der Kraft und Begeisterung, daß es Großes schaffe und ein Denkmal hinterlasse, daß auch dieses Geschlecht einst da gewesen? Ich sage euch, darum seht ihr nichts von diesem Großen, weil die, von denen die Kraft des Volkes ausgeht, um die Herzen zu entzünden, weil die Führer des Volkes, der edelste und gebildetste Theil desselben verweichlicht ist, keine Kraft und keinen Drang zu Großem in sich fühlt... Die Begeisterung dieser Zeit ist eine Begeisterung für Worte ohne Thatkraft und ohne Muth, ein Prahlen ohne Werke. Das Große, das geschaffen wird, wird durch lange Federkriege, durch Tücken und Listen aller Art hervorgebracht, — nicht offen und frei wie damals, da fester Wille Weniger den Geboten der Tyrannei und Hierarchie trotzte. Diesen festen Willen, der durch

Felsen sich Bahn haut, kennen wir nicht mehr, — unsre Zeit gibt nach und sucht durch Worte und Verträge, was ehemals die Kraft that. — Wir wissen es, Lausanner: Ihr seid in Eurer Sektion von heiliger Gluth ergriffen, — das Vaterland schwebt vor eurem Blicke, es winkt euch zu Thaten, ihm habt ihr eure Jugendkraft geweiht, ihm wollt ihr euer Leben opfern. Aber wenn ihr nicht zuerst den Grund leget, ohne welchen Alles wankt und fällt, nachdem es einen Augenblick geglänzt, — so werdet ihr einst eure Jugendkraft umsonst verschwendet haben, ihr werdet unmuthig und mit düsterm Grame das Werkzeug aus der Hand legen, mit dem Gefühle, ein schönes Leben — verloren zu haben. Ihr habet Ideen gebildet, Pläne gefaßt, welche würdig waren, das Vaterland zu beglücken; aber ihr hattet euch über euer ganzes Ideal getäuscht, weil ihr dabei auf etwas zähltet, das nicht vorhanden war, — auf die Kraft eurer Bürger. Ergreifet daher die gymnastischen Uebungen, macht den Körper und mit ihm die Seele stark und frei, und vertraut nicht auf eure Stärke, die keine ist.

*

28. März 1835.

Tagebuch. Fast täglich erscheint mir die Entnervung unserer Zeit schrecklicher und meine Broschüre wahrer.

*

4. April.

Ueberall wird die Broschüre gerühmt und belebt den Eifer der Turner; wenn sie nur um sich frißt, auch die Gegner ansteckt und Flammen über die ganze Stadt regnet.

*

8 April.

Je mehr ich fühle, daß ich nur allein dastehe, desto mehr fühle ich mich und meine Kraft und den Trieb, die

Massen zu beleben. Alle meine Kräfte will ich aufbieten, um die Turngesellschaft zu bewegen, — aufraffen will ich meine Kraft, jede Nerve sei ein Held. Ich will und es gelinge! Aber die Sache ist schwierig und nur du, o Gott! machst meinen Willen zur That!

*

9. April 1835.

O die Verbreitung des Turnens ist das einzige Heilmittel gegen die Gebrechen unsrer verfeinerten Zeit! Diese Verbreitung sei einer der Hauptzwecke meines ganzen Lebens. Alle Hoffnung beruht auf dem aufwachsenden Geschlecht und ich will treiben und stoßen und drücken, bis es geht, wohin ich es führe.

*

12. April.

Ich versäume ob meiner praktischen Turnbestrebungen oft meine Studien und tröste mich dann freilich, daß es nicht aufs viele Lernen ankomme; aber ich will gleichwohl tüchtig und eifrig studiren! — Alles, was ich geworden bin, bin ich entweder durch mich selbst oder durch den Umgang mit Studenten geworden.

*

15. April.

Die Aufregung des Turnens muß in Zürich noch vergrößert werden. Es muß Begeisterung unter die Knaben gebracht werden, die Vorturner müssen liebevoll die Knaben heranziehen, aber imponiren, ihnen noch ehe sie darum bitten, Freuden verschaffen, der Geist der Freude und Lustigkeit muß auf dem Platze herrschen, aber der sittliche Einfluß auf die Knaben soll auch bei Turnspielen und Turnfahrten nicht vernachläßigt werden.

*

11. Mai.

Die Monate März, April und Mai gehören zu den schönsten meines Lebens, sie sind die Erstlinge meines thätigen Wirkens! Accipio omen, proh Iovem maxumum optumum.

*

16. Mai.

O Gott, hilf meinen Planen; mit Freude kann ich rückwärts blicken auf das, was ich bisher gethan und darum blicke ich auch mit Freude und Muth vorwärts. — Nur Kraft und Energie gezeigt überall!

*

21. Juni.

Ich habe seit ein Paar Monaten angefangen, eine weit öffentlichere Rolle zu spielen und hatte davon Freude, wie noch nie von etwas Selbstgewirktem. Aber meine sittliche Beschaffenheit ist leider wohl im Streben, aber nicht im Erreichen fortgeschritten. — Gott hat mich stets über Verdienen gesegnet; darum Dank ihm, feuriges Gottvertrauen, Muth, Begeisterung, Kraftgefühl und Kraftanstrengung; jede Nerve sei ein Held. — Aber bescheiden und demüthig, ohne Eigennutz und Ehrgeiz!

*

3. Juli.

Geist und Körper lassen sich nur in der Theorie trennen. Gott schafft gewiß nicht eine Zweiheit, sondern eine Einheit im Menschen und dieß Gefühl besitzt auch ein Jeder. Darum glaube ich aber auch an eine Auferstehung des Leibes, oder vielmehr eines Leibes; denn eine Seele ohne den Körper kann sich der Mensch nicht denken.

5. Februar 1836.

Das Meiste von meiner glücklichen Umwandlung im letzten Jahre habe ich N. zu verdanken, theils durch seinen Druck meiner Broschüre, theils durch seinen persönlichen Umgang überhaupt; freilich habe ich die Ideen, die mich erfüllen, nicht von ihm erhalten, — wohl aber den Trieb zu handeln und die Entschiedenheit meines Wesens, ohne die jene Ideen für mich todt geblieben wären.

*

12. Februar.

Wer den Körper über dem Geist verachtet, der verachtet Gott, der ihn geschaffen hat.

*

12. März.

Es ist sehr unweise, wenn der Staat jedes schöne, freie Bestreben sogleich unter seine unmittelbare Leitung nehmen will; er soll nicht bloß Werkzeuge wollen, sondern ein freies, begeistertes, selbstständiges Wirken heimlich unterstützen, — er soll die Kraft regen und nähren, nicht unterdrücken.

*

24. April.

Immer deutlicher ist es mir allmälig geworden, daß das Turnen durchaus nach und nach auch unter dem Landvolke eingeführt werden muß, und daß es hier beinahe so nöthig ist als in den Städten; denn eine so rohe Kraft, ein solches Vorherrschen des Körpers über den Geist macht eben so sehr eine systematische Ausbildung des Körpers nothwendig, als das gänzliche Unterdrücktsein des Körpers durch den Geist.

31. Mai.

An N. Erst nach deiner Abreise aus dem Vaterlande fühlte ich deinen Verlust lebhaft, da ich Alles wieder überdachte, was hinter uns liegt; — und doch hat er mir genützt, denn ich bin dadurch selbstständiger geworden; du warst und bist der Einzige, vor dem ich Nichts geheim hielt, vor dem ich auch diejenigen Schwächen, die ich selbst fühlte, nie zu verbergen suchte, dem ich mein ganzes inneres Leben, alle meine Pläne und Absichten offenbarte, ohne dessen Rath und Zustimmung ich selten Etwas that, — und wärest du ein Jahr, nur 8 Monate früher von Zürich fort, es hätte mir ungeheuer geschadet. Ich rede offen zu dir, wie du zu mir; du bist mir unersetzlich, und ich habe keinen andern, der mir so nahe steht und dem ich Alles anvertraue. Deine Abreise veränderte viel; ich mußte oft handeln, ohne mich vorher mit Jemandem zu berathen, denn wenn ich auch Einzelne hatte, mit denen ich über einzelne Punkte mich berieth, so hatte ich doch Keinen, mit dem ich in Allem zusammengetroffen wäre; — es blieben nur einzelne Anknüpfungspunkte. Das führte mich zur Selbstständigkeit, die ich eigentlich nicht hatte, so lange du in Zürich warest.

*

Wir werden einst zusammenwirken, schwerlich auf dieselbe Weise, aber nach Einem Ziele. Dieser Gedanke hat mich schon oft so eigentlich erlabt, wenn ich fühle, daß ich jetzt allein dastehe, ohne einen wahren Freund; ja ich habe freilich viele Freunde, ich kann Niemand hassen, ich muß Alles lieben, aber dennoch gebe ich mich nicht an Alles hin. Ich glaube, meine Liebe entspringt, wenigstens zum Theil, aus dem unwiderstehlichen Triebe, zu wirken, —

und ich darf bei Gott bezeugen, es liegt hinter diesem Triebe kein Ehrgeiz, — ich habe mich schon oft geprüft, und ich habe nur in einzelnen Augenblicken Ehrgeiz, den ich jedesmal wie einen Satan verscheuche; sondern es ist, — ich kann es nicht anders sagen, als es ist ein Trieb; erklären kann ich ihn nicht, ich glaube, er ist dem menschlichen Wesen natürlich.

*

14. Oktober.

Tagebuch. L. erzählte mir heute, der 70jährige Jahn trage sich immer noch ganz studentenmäßig (oder vielmehr altdeutsch), mit langem weißem Barte, deutschem Rocke und übergelitztem Hemdkragen; er habe letzthin in einer Broschüre den rasenden Vorschlag gemacht, die herrlichen Weinberge am Rhein auszureuten, und das ganze Land 30 Meilen weit vom Rheine einwärts mit dichter Waldung zu besetzen, um das Eindringen in Deutschland für immer zu verleiden. Der hat also doch wirklich einen glühenden Franzosenhaß! Je nun, ein wenig Franzosenhaß ist etwas sehr Gutes.

*

6. Nov. 1836.

An J. Für einen spekulativen Kopf ist es schwer, in in der Wirklichkeit zu leben und zu wirken. Ich für mich habe vielleicht gerade den entgegengesetzten Fehler; ich habe einen ungeheuren Drang, auf Andere zu wirken und das, was ich einmal für gut und wahr erfunden, auch in Anderer Herzen hinüberzutragen; ja oft im Kolleg, wenn ein Professor, der z. B. Mitglied der Synode ist, nachweist, wie dieses oder jenes anders sein sollte, so denke ich sogleich: Nun warum sucht er es denn nicht auszuführen, warum stellt er das nur so in der Theorie auf, vor einem Haufen

Studenten? Dagegen mangelt mir durchaus ein tieferes, streng philosophisches Denken; ich kann so wenig eigentlich philosophiren, daß ich es nicht einmal an Andern liebe. Ich gehe durchaus immer von der Wirklichkeit aus, — selbst meine Ideale gründen sich auf diese, indem ich an Einzelnen sehe, was der Mensch sein kann, und von einzelnem Gegebenen aus, dieses durch's ganze Wesen des Menschen durchführend, auf solches gelange, das dann freilich in der Wirklichkeit noch nicht da ist, aber werden kann; und daß dieses dann werde, darnach strebe ich mit allen Kräften, und darauf gründet sich mein Drang, zu wirken. Ich betrachte den Menschen nicht als Etwas, das unter der Idee steht, sondern als Etwas, in dem die Idee zur That werden kann, sobald alles das muthig und kräftig zertrümmert wird, was dieser Idee widerstrebt. Aber eben bei diesem praktischen Sinne fehlt mir der wahrhaft philosophische, ich habe höchstens Logik und Konsequenz, — aber ein Philosoph, namentlich ein Metaphysiker, wäre ich nie geworden.

*

13. März 1837.

Tagebuch. Wir (zwei Freunde) gestanden einander, daß wir ungeheuer auf einander eingewirkt haben, — besonders er auf mich. O er ist mein bester, tiefster, unersetzlichster Freund; er hat mein Kraftgefühl aufgeregt, mich zu Thaten begeistert, mich zu einer sittlichen Kraft erhoben, die ich aus mir nicht gefunden hätte.

*

24. April.

O Gott, es ist süß, es ist eine Wohlthat für ein Herz, das wirken muß, wenn es sagen kann: Das ist mein Werk.

Bis auf einen gewissen Grad kann der Mensch seinen Charakter darlegen in seinen Thaten, das vollkommene Verständniß aber seines innersten und ganzen Wesens liegt in seiner unmittelbaren Persönlichkeit. In seiner Wirksamkeit für das Turnen hatte der mannigfach gehemmte Wolf einen Theil seines Wesens darstellen können; Emsigkeit und Ausdauer, und ebenso Begeisterung hatten ihm nie gefehlt; aber jene war kleinlich und schülerhaft, diese zu allgemein und sublim gewesen, so daß beide kaum sich zu einem Werke vereinigen mochten, und er immer von der Welt getrennt geblieben war. Die Begeisterung nun, die er im Zof. Verein für das Turnen angefacht, war ihm das Mittelglied zwischen Sehnsucht und That geworden; in der sichtbaren Blüthe des Turnens bestand nun sein Werk, in ihm fand er einen Theil seiner Persönlichkeit verwirklicht, ihm wendete er daher alle seine Liebe zu, es verlangte seine fortgesetzte Thätigkeit und fesselte ihn an die Verhältnisse. Seine Begeisterung war wirklicher und seine Emsigkeit edler geworden, beides aber an etwas außer ihm; seine äußere Persönlichkeit selbst war nicht umgewandelt worden.

Wolf hatte nun auch im Zof. Verein, dem er so viel verdankte, seine Stellung einzunehmen; die Wirksamkeit dieser Gesellschaft besteht nun aber nicht in derartigen Thaten, wie Wolf sie für das Turnen ausgeführt, sondern ihr Werk besteht darin, daß sie vaterländische Gesinnung in die Talente und Bestrebungen des Jünglings hineinpflanzt. Diese Gesinnung, welche im Zof. Verein herrscht, ist die frische Luft desselben, und je kräftiger der Einzelne irgend geistiges Jugendleben aus sich in denselben haucht, desto mehr athmet er von jener Lebensgesinnung in sich hinein. In dem Zof. Verein, der sich zuerst für die

Sache hatte begeistern lassen, wurzelte die vaterländische Gesinnung, die den Bestrebungen Wolf's erst die höhere Weihe gab. In diesem Vereine, in welchem das unmittelbare Leben seine höchste Bedeutung hat, beruht das Meiste auf ausgezeichneten Persönlichkeiten; Wolf hatte bisher sich immer zu wenig geben können, wie er eigentlich war, und das Uebermaß seiner ungebrauchten Kraft erzeugte seine humoristischen Produktionen. Mit dem glücklichen 6ten März wendete sich das Verhältniß; von jetzt an wurde er mehr und mehr geachtet, und wenn früher seine tüchtigen Arbeiten immer mehr oder weniger an ihm überrascht hatten, so setzte man nun umgekehrt gerne in seinem Wesen mehr voraus, als dasselbe unmittelbar aussprach. Das fühlte man ihm an und wußte es auch sonst, daß eine Idee sich seiner bemächtigt hatte, und darum wurde er im Herbste desselben Jahres auch vom Zof. Verein zu seinem Präsidenten erwählt.

Dieser Wahl freute er sich innig, denn im Zofinger-Verein hatte er das Heiligste gefunden, ihm traute er das Größte zu, und daß er auch da wirken könnte, verbürgte ihm der Sinn seiner übrigen Handlungen. „O himmlischer Vater", betete er an jenem Abende, „ohne dich ist alles Streben eitel; gib mir Gesundheit, gib mir einen christlichen Sinn, gib mir Kraft, im Turnen, im Zofingerverein und in den Studien alles zu thun, was irgendwie nützlich und eine Tugend ist; stehe mir bei in meinem heißen Streben, o Vater, wenn es dein Wille ist!" Und er fühlte es noch tiefer, als er es beten konnte, wie viel, wie vielleicht Unerreichbares seine neue Stellung von ihm verlangte; denn in ihr galt es, nicht Etwas außer ihm Liegendes, sondern seine Persönlichkeit selber zur That seines innersten Wesens zu machen, und einer ganzen Gesellschaft

mit seinem innern Leben zu imponiren. Aber unser Freund paßte ganz, wie er war, für die damaligen Zustände des Vereins. Seit nämlich dieser 1832 durch Entfernung derjenigen Partei, welche ihm die politische Tendenz der Zeit hatte geben wollen, wieder freie Hand gewonnen, mußte er selbst nun eine Tendenz suchen; es entstand so eine wissenschaftliche Periode und eine juristische, in welcher man sich besonders mit Festsetzung seines Zweckes und seiner Organisation beschäftigte; trotz aller Versuche kam man nie in das rechte Geleise, und es entstand immer wieder eine unzufriedene Partei, die über den ganzen Verein ein Unbehagen brachte. Diese Unzufriedenheit, immer aus einer einzelnen Tendenz entstanden, die nicht alle befriedigen konnte, hatte in dem letzten Jahre so ziemlich bewältigt, wenn auch nicht ganz verscheucht werden können, und es dämmerte allmälig das Bewußtsein, daß im Zof. Verein jede Individualität ganz sich sollte aussprechen können. Und gerade dazu hatte der Verein in unserm Freunde den rechten für seine Leitung gefunden.

Wolf verdankte mit klarem Bewußtsein seine individuelle Kraft dem Zof. Verein, besaß selbst aber nicht diejenige Macht und Gewandtheit der Persönlichkeit, womit er einen solchen Verein hätte beherrschen und eine gewisse Tendenz ihm geben können. Und wiewohl er durch diese Stellung sich mächtig aufgefordert fühlte, sein ganzes Wesen herausstellen und imponiren zu können, so fand er dennoch die Aufgabe seines Präsidiums nicht darin. Als er seine erste Sitzung eröffnete, stellte er als Ideal dem Zofingerverein eine Gesellschaft vor, in welcher kein Einzelner über alle hervorrage, sondern alle nach individuellen Kräften zum Gesammtleben beitragen; jeder sollte eine Tendenz verfolgen und wenn er ihre Bedeutung für das Vater=

land, dessen Gedanke die Grundgesinnung des Zofinger-vereines sei, zur Anerkennung bringen könnte, so sollte er die eifrige Theilnahme von der ganzen Gesellschaft erwarten dürfen. Was aber den einzelnen Sitzungen die Farbe gäbe, das sollte einzig die Erinnerung ans Zofingerfest und an die gegenseitige Freundschaft und das wieder der schönste Abend sein, wo aus aller Augen leuchtete: „Wir sitzen so traulich beisammen und haben einander so lieb.“ Lauter Gesang erscholl, als Wolf seine Gedanken kund gegeben, denn er hatte mit seinen einfachen Worten die edelsten Gefühle der Zofinger getroffen.

Während nun unser Freund in seinem Präsidium immer gleichsam sich selber suchte, sich selber, sein Innerstes zur Erscheinung zu bringen suchte und ihm dieses nie ganz gelingen wollte, so gelang es gerade deßwegen dem Verein um so besser, sich unter solch einem Präsidenten frei zu bewegen und seinen innern Bestand in frischer Lebendigkeit an den Tag zu legen. Denn da mehrere ältere Mitglieder, gebildet noch von der frühern kampfvollen Zeit und einflußreich durch ihre Persönlichkeit im Verein, abgetreten waren, so lebte nun ein ganz neues Geschlecht auf, viele jüngere Individualitäten thaten sich mit einzelnen Bestrebungen kund, die Abende wurden herrlich und das Jahr der Traulichkeit war endlich auch für die Zürchersche Sektion gekommen. Wolf war glücklich bei solchen Wahrnehmungen und je weniger er durch seine unmittelbare Persönlichkeit wirken konnte, desto mehr fühlte er sich gedrungen, mit großen Entwürfen hervorzutreten, welche alle aus der vaterländischen Tendenz des Zof. Vereins hervorzugehen schienen. Dazu gehörte nun vor Allem die Erweiterung seiner eigenen Sektion; der Zof. Verein soll überall, wo er ist, herrschen, alle in sich vereinigen um des Vaterlands

willen; darum suchte er der Gesellschaft, die unter den übrigen Studirenden immer noch als aristokratisch galt, einen bessern Klang zu verschaffen; sehr erwünscht war ihm daher der Beschluß, daß auch Industrieschüler, welche sich der Wissenschaft widmeten, in den Zofingerverein sollten aufgenommen werden, und tief verletzte ihn ein Antrag, daß alle Jüngern ausgeschlossen werden und nur Studirende der Hochschule Theil nehmen sollten; denn er hatte es selbst erfahren, wie wohlthätig der Zof. Verein der ersten Jugendkraft ist. Aber auch um die Stiftung neuer Sektionen in Kantonen, wo noch keine solchen bestanden, war es ihm zu thun; darum korrespondirte er mit Studirenden in Luzern; als er dort einige Anknüpfungspunkte fand, veranlaßte er den Verein zu einer förmlichen Aufforderung an dieselbe, und als der Luzernersche Erziehungsrath, der für die Stiftung eines neuen Vereins angefragt werden mußte, Schwierigkeiten machte, kam die Zürchersche Sektion selber mit einem Bittschreiben bei dieser Behörde ein. Vor allem aber lag Wolf das Turnen am Herzen; er hätte das als die schönste und größte That seiner Jugend betrachtet, wenn er die Jünglinge seines Vaterlandes für das Turnen begeistern und schon in seinen Altersgenossen und persönlichen Freunden der Zukunft ein kraftvolleres und sittlicheres Geschlecht hätte bereiten können. Er hatte persönlich schon früher sein Turnerwort mit einer kräftigen Aufforderung an mehrere Sektionen nicht ohne Erfolg gesendet; aber nun er an der Spitze der Turngesellschaft und des Zof. Vereins zugleich stand, legte er das höchste Gewicht darauf, daß eine ganze Zofingersektion das Turnen als Zofingersache erkläre und er drang in Zürich mit dem Vorschlage durch, daß der Verein von sich aus alle andern Sektionen zur Beförderung dieser Angelegen-

heit auffordere. Und begeistert stellte er nun seinen Brüdern in den andern Kantonen in einem Zirkulare die Verbreitung des Turnens als die natürlichste und schönste That des Zof. Vereines dar.

So hatte Wolf im Zof. Vereine zu handeln gesucht. Zum Schönsten aber wurde er berufen, als ihn derselbe auf das Zofingerfest 1836 zu seinem Redner bezeichnete. Diese Wahl erfreute ihn sehr, denn wie Vieles er auch sonst auszurichten sich bemühte, seine größte Kraft war doch immer sein geschriebenes Wort. Er war sogleich entschieden, daß er über die Bedeutung des Zof. Vereins für das Vaterland sprechen werde. Ungemein ergriff ihn der Gedanke, einmal zu den edelsten Jünglingen seines Vaterlandes reden zu können; alles, was er je Großes und Schönes über den Gegenstand gedacht, das strömte ihm nun in mächtigem Guß durch die Feder zu einer gewaltigen Rede, die er am Morgen des Reisetages nach Zofingen noch vollendete. Er hatte sich längst gefreut, seitdem er so wirksam unter den Studirenden aufgetreten, sie Alle in Zofingen wieder zu sehen und zu begeistern für seine Ideen; und nun, da ihm vergönnt war, zu Allen zu reden, verbot ihm ein langwieriges Halsübel, seine Freunde dorthin zu begleiten; das schmerzte ihn tief, es war das erste Mal, daß er ein Fest nicht besuchte und wundersam war ihm zu Muthe, als er die jubelnden Zofinger im Schiffe die Limmat hinabgleiten sah; der seine Rede in der Tasche hatte, um sie an seiner Stelle vorzulesen, war auch unter ihnen. Wolf hatte viel Freude an seiner Rede, sie schien ihm gelungen; er glaubte, dem Zofingerverein könnte keine größere und schönere Aufgabe gestellt werden, als er es in seiner Rede gethan, denn als die That der jugendlichen Vaterlandsliebe hatte er aufgestellt, daß die

jungen Zofinger das Schweizervolk zu Einem Volke machten. Er war sehr gespannt auf den Hergang am Feste, und vorzüglich auf das Schicksal seines Produktes; er ging daher am Tage der Rückkehr seinen Freunden ein Paar Stunden entgegen; sie freuten sich alle, da sie ihn erblickten; es schien ihm, als ob man ihm mit mehr Achtung, mit schönerer Liebe begegnete, — seine Rede hatte ungeheuern Eindruck gemacht und war nach Aller Aussage an dem schönen Feste das Schönste gewesen und ihr Druck in deutscher und französischer Sprache beschlossen worden. Das überstieg die kühnsten Erwartungen unsers Freundes und sein freudiger Stolz bestand nun darin, daß er es also sei, der das Bewußtsein des Zof. Vereins über sein Wesen und seine Aufgabe auszusprechen und zu bestimmen vermocht habe und er hoffte, daß dieses Zeugniß desselben vielleicht auch noch in weitern Kreisen Gutes wirken könnte. Ihm selber aber eröffneten solche Erfolge immer frohere Zuversicht auf sein Mannesalter.

In der ersten Sitzung nach dem Feste legte Wolf sein Präsidium nieder; er wurde in seinen letzten Worten zutraulich mit der Gesellschaft, der Druck seiner Rede verbürgte ihm, daß nicht bloß der Verein in seinem Herzen, sondern im Vereine auch seine eigene Heimath sei. Also sprach er: „Vor allem aus muß ich jetzt dem Zof. Verein danken für alles, was ich ihm schuldig bin. Wie ungeheuer groß diese Schuld ist, weiß Keiner von Euch. Ich bin nicht der Erste, der es ausspricht, seine Vaterlandsliebe, eine heiße, glühende Vaterlandsliebe dem Zof. Verein zu verdanken; aber mir hat er noch mehr geleistet als nur dieses. Es kann freilich Niemand sagen, wie er sich in andern Verhältnissen als den bestehenden ausgebildet hätte, und so weiß auch ich nicht, was ich ohne den Zof. Verein geworden wäre;

aber wenn ich an meine innere Entwicklung denke, so scheint es mir manchmal, als habe ich dem Zof. Verein alles zu verdanken, was etwa Gutes an mir ist. Ich war kaum siebzehn Jahre alt, als ich in den Zof. Verein trat; ich hatte keinen Vater mehr, der Zof. Verein vertrat mir Vaterstelle, und ich darf es bei Gott bezeugen, daß seit meinen ersten Athemzügen kein Einfluß wichtiger und größer für mich gewesen ist, als der Einfluß des Zof. Vereins; ich habe es erfahren, welcher Raub das einem jugendlichen Gemüthe wäre, wenn man es noch Jahre lang von dieser Wohlthat ausschließen wollte. — Ohne einen festen Haltpunkt in meinem Wesen, verachtet, verstoßen von meinen Kameraden, unter denen ich täglich lebte, zurückgescheucht in das Innerste meiner Seele, oft schwermüthig über erlittene Kränkungen, verwundet in Allem, was in mir war, so hat mich der Zof. Verein aufgenommen, und was ich geworden, das hat er mittelbar oder unmittelbar in mir gewirkt. Ihm verdanke ich meine ganze Entwicklung und wenn ich ihm auch verdanke, muthig und kräftig für Etwas aufzutreten, so ist das wahrlich nicht das Geringste. Erwartet von mir keine einzelnen Geständnisse, aber ich wiederhole es auf das feierlichste, daß nichts Gutes ist, von dem ich glauben könnte, es ohne den Zof. Verein ebenso zu besitzen, und nichts Schlechtes an mir, wovon der Zof. Verein schuld wäre . . . Ich kann euch nicht schildern, was ich gegen den Zof. Verein fühle; wahrlich, das könnte ich nicht; aber mein glühender Dank soll darin bestehen, niemals demjenigen untreu zu werden, was dieser Verein in mir zum Bewußtsein gebracht hat. Ich werde niemals aufhören, Zofinger zu sein, und wenn ich auch ganz allein stehen müßte, niemals bis zum letzten Augenblicke meines Lebens, das gelobe ich, so

gewiß als ich hoffe, ein Mann zu werden.“ Und damit recht Viele so seltener Wohlthaten theilhaftig würden, so forderte er begeistert alle auf, thätig und produktiv zu sein für den Zof. Verein, auch auf die Gefahr hin, daß sie wie er selbst, ihre Endexamen ein Jahr später machen könnten; denn das bilde tiefer als das ununterbrochene Lernen und Aufspeichern von allerlei Kenntnißlein. Und dann konnte er diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne auch noch zum Turnen zu ermahnen, selbst auf die Gefahr, hören zu müssen, das sei sein Steckenpferd. „Das Turnen ist aber so wenig mein Steckenpferd, als der Zof. Verein mein Steckenpferd ist; aber beide sind mir so wichtig, daß ich so lange für sie kämpfen werde, bis ich entweder durchgedrungen bin, oder man mich mit Gewalt daran hindert ... O meine Freunde! ihr möget turnen oder nicht, es wird gleichwohl durchdringen, es wird gleichwohl in seinem Werth anerkannt, und von den Erziehungsbehörden immer allgemeiner eingeführt werden. Aber euch ziemt es nicht, dahinten zu bleiben, während die Zeit vorwärts schreitet. Diese Schande wäre zu groß für Studirende und namentlich für die Zofinger, hinter ihrer Zeit zurück zu bleiben, in einem Punkte, der so wichtig ist für unser Vaterland.“ Ueber die Stellung, die er während des Jahres eingenommen, äußerte er sich also: „Der Präsident braucht nicht derjenige zu sein, der geistig über allen andern steht, — das hat auch meistens auf eine freie Entwicklung des Vereinslebens gerade niederdrückend gewirkt, der Präsident, als solcher, braucht kein ausgezeichnetes Talent zu sein. Dieser Gedanke hat mich in meinem Amte oft ermuthigt, und wenn ich zuweilen zu bemerken glaubte, daß das Leben unsrer Sektion schöner als zuvor emporblühe, so schrieb ich es nicht selten auch dem Umstande

zu, daß kein Präsident da sei, der durch seine geistige Ueberlegenheit die freie Entwicklung jenes Lebens niederdrücke und hemme."

Nachdem Wolf auf diese Weise in die freie Stellung eines gewöhnlichen Mitgliedes der Gesellschaft zurückgetreten war, begann nun erst seine größte Wirksamkeit. Ihm war nun wohler und freier zu Muthe; er wollte, da er in seiner gedruckten Rede den Sinn des Zof. Vereins getroffen, nun mit seinem ganzen Wesen auch noch auf denselben einwirken. Zu diesem Zwecke stiftete er mit einigen andern Mitgliedern ein „Zofingerblatt", in welchem Erscheinungen, Diskussionen oder schriftliche Erzeugnisse im Vereine offen beurtheilt, zugleich aber auch neue Gedanken für dessen Leben und äußere Gestaltung sollten ausgesprochen werden. Seiner Idee nach konnte daher dieses Blatt den entscheidendsten Einfluß auf die Gesellschaft üben, das geschriebene Wort war zudem die günstigste Form für die Wirksamkeit Wolfs und sein Name nunmehr schon eine große Autorität und seine Art zu schreiben die liebste Gestalt, in welcher der Zof. Verein seine eigenen Gedanken vernahm. Wirklich gedieh denn auch das Blatt in hohem Grade; der Stifter gab demselben durch häufige Beiträge seine projektirte Haltung, irrthümliche Bestrebungen wurden mit muthiger Liebe bekämpft, Aufkeimendes freudig begrüßt und in einer Beurtheilung von drei Briefen, welche jeder eigenthümlich in jugendlicher Schönheit das Wesen der schweizerischen Nationalität dargestellt, ein treffliches Muster nicht bloß negativer, sondern auch positiver Kritik geliefert; er hatte darin seine tiefste Anschauung über sein Vaterland niedergelegt. Wolf gedachte zugleich durch Aufsätze auch Kirchliches zum Gegenstande offener Besprechung zu machen, fand aber keine Zeit dazu.

Ueberhaupt war er immer voller Plane, voll frischer Eindrücke, voll Urtheil und der Zof. Verein lag immer in seiner Seele und an ihm entwickelten sich ihre tiefsten Falten.

---

6. Januar 1835.

Das Beste, was in mir ist, verdanke ich doch mittelbar oder unmittelbar dem Zof. Verein und überhaupt dem Umgang mit meinen Mitstudirenden. – Das Anregen ist aber auch die Hauptsache für jeden denkenden Geist.

*

16. Januar.

Im Tagebuch. Den Zweck des Zof. Vereins sprechen sie (im Jahresbericht) nirgends aus; aber nach alter Zofingersitte leuchtet derselbe aus dem ganzen Geiste des Berichtes hervor: Schweizerfreundschaft.

*

7. November.

Das Leben soll im Zof. Verein viel freier sein, seit ich Präsident bin, weil ich mit meiner Individualität den Verein nicht so darniederdrücke.

*

15. Januar 1836.

Ich sollte (im Zof. Verein) immer mehr imponiren, mehr tief und geistig alles auffassen, nach einem festen, konsequenten Plan wirken; und zum Voraus die Ausführung berechnen, damit mein Reden geistiger und tiefer erscheine. Das war Os. Stärke.

*

12. Februar.

Jede Partei, wenn sie ihre Meinung verfechten will, muß sie aus den Prinzipien unsers Vereines herleiten.

19. September.

Ich habe beim Niederschreiben meiner Zofingerrede zum ersten Mal einen gewissen Stolz gefühlt, einem solchen Vereine nicht nur anzugehören, sondern auch bedeutend auf ihn eingewirkt zu haben.

*

20. Oktober.

Wirklich scheint mein Hauptvorzug theils in meinem sittlichen Adel zu liegen, theils darin, daß ich das, was andere nur denken, ausführe.

*

5. Dezember.

Toblers „Enkel Winkelrieds" ist doch wirklich etwas Herrliches. — Tobler und Fröhlich sind ächt vaterländische Dichter, wie Vogel ein ächt vaterländischer Mahler ist. — Wahrlich noch gibt es viele vaterländische Gemüther.

*

5. März 1837.

Den Zofinger bewegt nichts so sehr, als die Geschichte der nächsten Vergangenheit, weil aus dieser die Gegenwart — somit die Zukunft, auf welche er einst einzuwirken hat, ebenfalls zunächst entstanden ist.

*

31. Dezember.

Mein Wesen ist mir dieses Jahr noch mehr zum Bewußtsein gekommen, es ist tiefe Sittlichkeit, Liebe und Kraft; auch Begeisterung habe ich in hohem Grade, nicht aber Phantasie und geniale Originalität.

*

6. Januar 1838.

W. ist ein herrliches, tief religiöses und eben darum zutrauensvoll in die Zukunft des Vaterlandes blickendes

Gemüth, aber noch nicht ganz losgerissen von einem gewaltigen innern Kampf zwischen Hoffnung und Verzweiflung, daher voll düsterer und bitterer Anspielungen auf die Gegenwart, im Verhältniß zur Vergangenheit.

*

Dezember 1837.

Ueber Schweizerische Nationalität, aus dem Zofingerblatte. — Wir suchen eine Nationalität, die unser innerstes Leben ausmache, die alle Schweizer gemein haben, die aber auch kein anderes Volk besitzt oder je erhalten kann, so gewiß sie etwas Individuelles ist, und zwar eine Nationalität, die im Keime schon wenigstens seit Jahrhunderten vorhanden war. — Werfen wir einen Blick auf die Lage unsers Vaterlandes, auf die Bestimmung, zu der es durch die allwaltende Gottheit berufen scheint. Die deutschen, französischen, italienischen Länder liegen rings um uns, die drei Hauptnationen des gebildeten Kontinentes; von ihnen hat jede einen scharf abgegrenzten Charakter, der sich nie mit dem andern verwischen wird, — und gleichwohl stammen sie alle aus dem germanischen Volke, — denn nicht nur die Franken, sondern auch die jetzigen Völker Oberitaliens sind größtentheils germanischen Ursprungs. Und jedes dieser drei Völker hat sich eine eigene Nationalität geschaffen in seiner Jugendzeit, in jeder derselben liegt etwas Herrliches verborgen, ein reiner Strahl der menschlichen Geistigkeit; und doch keine hat diesen Geist vollkommen, jeder mangelt das, was die zwei übrigen am herrlichsten sich angeeignet haben; fragt die Historiker, sie werden euch besser als meine Feder das Wesen des Deutschen, des Franzosen, die Phantasie unter Italiens Himmel schildern. Jeder dieser drei Nationalitäten mangelt etwas; aber wenn sie alle drei vermählt wären zu Einer

schönen Einheit, in der alle ihre Strahlen zusammenfielen, — dann schiene die Herrlichkeit des germanischen Geistes vollkommen dargestellt. — Wo diese drei Nationen zusammentreffen, wo die Strahlen ihres Lebens sich berühren, — da liegt unser Vaterland; diese drei Nationen zu vermählen, alle ihre geistigen Strahlen zu konzentriren, den gesammten germanischen Geist in seiner vollen Herrlichkeit darzustellen, das ist die Bestimmung, die unserm Vaterlande vom Höchsten angewiesen ist. Und wie wir, dürften wir nicht mehr Schweizer sein, und müßten wir zwischen den drei Nationalitäten wählen, wie wir, sage ich, zwar trauernd aber doch entschieden sogleich zu der deutschen griffen, so ist auch in unserm Vaterlande das deutsche Element vorherrschend neben dem französischen und italienischen. — Was soll aber eine solche Vermählung? soll jedes Element ein Theil seiner Herrlichkeit verlieren, um etwas Fremdes einzutauschen? Oder schmeicheln wir uns, die ganze Fülle der Strahlen in Einer Nationalität, die jeder Einzelne ganz und vollständig in sich trüge, vereinigen zu können? Nicht doch! Denken wir an das Wort E's. und Blrs.: Nur im Kampfe aller geistigen Kräfte liegt unsere schönste schweizerische Eigenthümlichkeit! Wir wollen nicht, daß jemals eine flache Allgemeinheit an die Stelle eines seelenvollen Lebens trete; Kampf wollen wir, — auch die übrigen Völker kämpfen ja, oder sie sinken, — aber während jedes von ihnen nur Einen Strahl besitzt, und jedes nur mit den verschiedenen Brechungen dieses Einen Strahles unter sich selbst zu kämpfen vermag, — so ist uns, die wir auf der Grenzscheide aller drei Völker stehen, ein gemeinsamer Kampf aller ihrer Strahlen vergönnt, die alle unser Vaterland in sich aufgenommen hat. Darum steht unser Land hoch über allen Ländern; es sieht

jene Kräfte sich an einander reiben, aus dem Kampfe geht Eine schöne Frucht nach der andern hervor, aber die Elemente selbst dürfen nicht in einander verschwimmen, sie bleiben immer neu gerüstet zu neuem Kampfe; nur das Unwahre in jedem der drei Elemente wird durch den Kampf immer mehr ausgetilgt werden, und bald werden wir an unsern französischen Brüdern gar nichts mehr sehen von dem, was uns die Franzosen so verächtlich macht; ja immer mehr werden alle Elemente sich durchdringen und gegenseitig befruchten, aber nimmer werden sie ganz in einander aufgehen. Unsere Aufgabe ist eine unendliche, und darum wird nicht so schnell ein Fremdling ausrufen können, das Schweizervolk liege in den letzten Zügen. — In dieser Vereinigung aller Strahlen des germanischen Geisteslebens, in diesem Kampfe alles Schönen in den drei Nationalitäten, auf deren Grenzscheide wir stehen, besteht *unsere* Nationalität, die uns hoch über alle drei Völker stellt. Und seht nur, welche reiche Mannigfaltigkeit aller geistigen Kräfte und Eigenthümlichkeiten in unserm Vaterlande verborgen liegt; seht nur, wie die italienische, französische und besonders die deutsche Nationalität wieder in so viele einzelne Gruppirungen zerfällt; am Rande der Gletscher und inmitten unserer Rebgelände, beim Geflöte der Hirtenpfeifen und im Gewimmel des regen Verkehrs werden tausend Eigenthümlichkeiten immer aufs Neue geboren, und eine flache Allgemeinheit wird nie durchdringen. — Wollt ihr noch einen andern Namen für diese unsere Nationalität? Es ist die ächte geistige *Freiheit*, — die *republikanische Freiheit*, aber im höchsten, tiefsten Sinne des Wortes. Zu dieser Freiheit sind wir berufen, und mögen auch alle Völker ihre Freiheit erkämpfen, die unsere werden sie nimmer erreichen, denn

hoch steht sie über ihnen allen. Was ist die Freiheit anders, als der ungehemmte Kampf aller geistigen Eigenthümlichkeiten? und wo irgend eine die andere verdrängt, da ist Sklaverei, wo Eine Form für Alle gegossen wird, da ist Knechtschaft. Diese unsere höchste Freiheit, eben weil sie alle Nationalitäten und Eigenthümlichkeiten vermählt, diese unsere schweiz. Nationalität steht nicht über unserer Mannigfaltigkeit, sie liegt tief in ihr, sie ist der Kampf aller Geistesstrahlen selbst. Wehe denen, welche ein anderes Element als das deutsche in unserm Vaterlande vernichten möchten, sie verletzen unsere Nationalität, sie zerstören unsere herrlichste Eigenthümlichkeit, unsere höchste Freiheit! — Wehe denen, welche nur Einstimmigkeit verlangen auf den Tagen unserer Boten, sie haben nicht verstanden den Ruf des Geistes zum Kampfe, um ein freies Volk noch freier zu machen! — Wehe denen, welche die reiche Fülle von nationalen Verschiedenheiten in unserer Mitte zerstören wollen, statt sie zu heben, welche wähnen, unsere Nationalität steige, während die Individualität unserer Bürger sinke, sie begehen einen Verrath an unserm innersten Leben! — Aber auch wehe denen, welche diese Nationalitäten absondern wollen, statt sie zu vermälen, durch steife Gesetze sie an Eine Erdscholle zu fesseln suchen, sie theilen unser Herzblut in tausend abgeschlossene Gefässe, statt seinen Umlauf zu befördern, und tödten so unser Leben! — Und so ruht eben unsere Nationalität gerade auf der reichen Fülle unserer Mannigfaltigkeit, sie ist das höchste Geistige, das der Mensch kennt, weil sie die höchste Vereinigung und die höchste Freiheit aller geistigen Kräfte ist; sie bildet jene geistigen Interessen, auf denen unser Wille ruht, ein Ganzes zu bilden; sie muß in allen unsern Partikularrechten ausgesprochen sein, und seht, wie schön

dadurch jenes kräftig freie germanische Alterthum, von welchem Bl. gesprochen hat, in unserer Mitte wiedergeboren wird; sie macht uns zu Einem Volke, und bringt uns dahin, daß wir nichts anderes mehr sein wollen, als allein Schweizer; — — kurz, sie ist unser innerstes eigenthümliches Leben, unser geistigstes Heiligthum, für das wir freudig unser Leben aufopfern, um das zu retten, was uns Niemand, Niemand auf der weiten Erde ersetzen könnte. Aber eben weil unsere Nationalität das höchste Geistige ist, ist sie auch so schwer zu erkennen; und für uns Zofinger ist es die höchste Aufgabe, sie einst geltend zu machen im Leben. Denn wir selbst haben sie ja vorzüglich in Zofingen anschauen gelernt, und tief gefühlt, daß wir Alle zusammengehören, Alle Ein Volk seien, und Keiner des Andern entbehren könne; wir wollen kein geistiges Element vernichten, aber sie alle zum herrlichen Kampfe führen, und indem wir so in Zofingen das Bild unsers Vaterlandes erfaßt haben, lieben wir es mit feuriger Brust, wohl wissend, daß eben seine Nationalität auch unsere ganze Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit, und alles das Hohe, Herrliche, das unsere Freiheit in sich schließt, in uns geweckt hat. Und das sei der Dank gegen unser Vaterland, daß wir dieses sein innerstes Leben bewahren und veredeln, und die an ihm nagenden Würmer vertilgen aus seiner Mitte.

Werfen wir noch einen Blick auf die Vergangenheit, ob wir wirklich diese Freiheit, unsere innerste Nationalität, schon hier erkennen! — Zwar nicht in all ihrer reichen Fülle, aber doch im Keime erblicken wir sie hier; denn dieses Freiheitsgefühl hat auch unsere Väter geleitet. Sind sie doch kühn vorangeschritten den übrigen Völkern im Kampfe für die Freiheit; haben sie doch schon die

bürgerliche Freiheit sich zuerst erkämpft, — und wo sie ihre Bestimmung vergaßen, da wendet sich unser Blick düster ab von ihrer Geschichte. Daß aber unsere Eigenthümlichkeit nur im Keime vorhanden war, das darf uns nicht stören; denn das Geistige, je höher es steht, desto allmäliger entfaltet es sich, und desto langsamer steigt es ins volle Bewußtsein des Volkes herauf. Allerdings haben unsere Väter schon für jene geistige Freiheit gekämpft, — ihre ruhmvollen Schlachten haben sie ja nicht dazu geschlagen, um an die Stelle der alten tyrannischen Form eine neue zu setzen, sondern um gerade alle die Eigenthümlichkeiten ihrer verschiedenen Länder und Gauen neben einander unversehrt zu erhalten, — so wie ja auch wir, wenn wir eine Centralität der Schweiz erstreben, darunter nicht eine lebenlose einförmige Gestaltung verstehen, nicht eine Verwischung und Vertilgung der individuellen Elemente, sondern eben eine Centralisation ihres gemeinsamen Lebens, ihres geistigen Kampfes, ihrer herrlichen Früchte. — Gewiß, auch unsere Väter haben den Ruf dieser geistigen Freiheit verstanden, nichts Eigenthümliches, das sie besaßen, preiszugeben; nur zum vollen Bewußtsein konnten sie sich die Aufgabe unsers Vaterlandes noch nicht bringen, — denn unsere Schweiz war ja noch nicht vorhanden, noch lange gab es keine welschen Kantone, noch ward der Staat erst gebildet. Jetzt aber ist dieser staatenbildende Prozeß für uns vorüber, — unser Vaterland steht da in seinem vollen Umfange, alle seine herrlichen Keime und Kräfte vor seinen Söhnen ausbreitend, und sie aufrufend, sich zu vereinigen zu dem höchsten Kampfe, der die höchste Freiheit ist. Und eben darum ist mit diesem Jahrhunderte eine zweite Periode unserm Vaterlande aufgetaucht, wo seine innerste Eigenthümlichkeit zu ihrer vollen Blüthe sich

entwickeln soll, und o daß wir sie verstünden, diese Aufforderung, daß wir es allen Schweizern zum Bewußtsein brächten, warum sie Schweizer heißen, daß unser Bund, der Erstling dieser Freiheit, sie auch über das Volk zu bringen vermöchte! Denn freilich, weil nur erst die Elemente und Keime da sind, hoffen wir noch auf die Zukunft, und müssen wir die Schweizer, die in der Idee Ein Volk sind, faktisch erst noch zu Einem Volke machen, das Bewußtsein ihrer Eigenthümlichkeit in ihnen aufregend. — Wenn ich auf unser Volk blicke, so scheint es mir nur noch der Führer zu harren, um der Welt zu zeigen, daß es noch nicht in seinen letzten Zügen liege, sondern seine höchste Bestimmung erst noch realisire, — und wenn ich auf unsern Bund blicke, auf die Menge geistiger Kräfte, die sich in ihm stählen, um einst alle vereint, aber eben in geistigem Kampfe, auf ächt republikanische Weise ihrem Vaterlande ein höheres Dasein zu bereiten, — dann will es mir scheinen, als ob diese Zukunft nicht mehr ferne sei von unserm Mannesalter.

Solche Anschauungen erzeugte der Zof. Verein in Wolfs Seele und wenn er sie aussprach in seiner naiven rednerischen Schriftsprache, so war dieß jedesmal ein Abend höherer Weihe. Doch sein Schriftwort gehörte immer mehr als Einzelnen dem ganzen Vereine, es herrschte daher eine eigentliche Verehrung gegen den Anspruchslosen, er wurde in vielen Briefen und andern Vereinsblättern immer vor allen gelobt und als er diesen Uebelstand in seinem Blatte anonym einmal rügte, so wurde in der nächsten Nummer eines andern, weil er errathen

worden, Wolfs ausnehmende Bescheidenheit gepriesen. Sein Name wurde auf diese Weise das Symbol des reinsten Zofingers und eines ganzen Gedanken- und Gefühlskreises, in dem die Gesellschaft sich damals bewegte.

Er selbst aber, der gegen Ende 1837 den Verein bereits acht Jahre regelmäßig besucht hatte, wurde immer mehr zum Beobachter. Manches, was als ganz neu eifrig emporgebracht wurde, mußte für ihn Wiederholung sein; es kehrten immer die Statutenberathungen wieder und Wolf hatte ernstlich schon daran gemahnt, daß man doch, wenn man das Haus einmal aufgebaut, endlich darin leben möchte. Aber seine Mahnungen fruchteten nichts; die Sache kehrte wieder, und seine Liebe zu dem Ganzen führte ihn zu tieferem Begreifen dieser Erscheinnng. Er sah ein, daß der Zofingergeist unter seinen stets abwechselnden Trägern stets von Neuem sich konstituiren müsse und daß Berathungen über Zweck und Einrichtung der Gesellschaft denselben nur immer tiefer in den Einzelnen hineinbilde. Er empfand die reinste Freude, wenn er in Jüngeren an solchen Gegenständen den schönen Sinn aussprechen sah und wenn ihn auch die Formen und Gegenstände oft nicht mehr interessirten, so nahm er doch mit Liebe auch an den Besprechungen Theil und entschied sich, häufig ziemlich gleichgültig über den Streitpunkt selbst, meistens auf diejenige Seite, wo der schönste Sinn und die edelsten Gründe sich darlegten. Und darin bewährte sich auch seine symbolische eigenthümliche Stellung im Vereine.

Sein Umgang mit dem Einzelnen behielt immer etwas Aphoristisches und Befangenes. Wie anerkennend er sich auch den überlegenen Altersgenossen unterordnete, sie eigentlich im Stillen verehrte und an ihnen emporzuklimmen suchte, so entschieden, ja schroff pflegte er sich gegen

kräftige Jüngere zu benehmen, wenn etwa Unedles an ihnen dem Verein eine Tendenz geben wollte. Auch sonst suchte er das Kräftige, mit dem er nicht sympathisiren konnte, beinahe gewaltsam sich vom Leibe zu halten. Wo er aber eine innere Verwandtschaft fühlte, da gab er sich gerne ganz hin; in den Pausen der Vereinsabende pflegte er gewöhnlich einen Einzelnen auf die Seite zu nehmen; es war dann ein Buch, oder ein wissenschaftlicher Punkt, wenn er vertraulich wurde, eine Frage über sich selber, über seine eignen Schwächen, die er ängstlich an sich aufsuchte, der Gegenstand des Gespräches; oder aber er suchte an einem gleichgültigen Gegenstande den tiefern Sinn irgend eines Jüngern zu ergründen; denn diese waren ihm immer am liebsten, die verstanden am besten das Unschuldige und Ideale, das ihm immer am Herzen lag. Keiner war, wie wohl etwa vor andern, schüchtern vor ihm, jeder erhielt bald das Gefühl um ihn, daß er bei aller Schwäche hinlängliche Bedeutung für den Verein habe. So fand alles jugendlich Aufkeimende an ihm einen liebevollen Beobachter und wo immer möglich auch die zarteste Pflege.

Wie er denn aber nie aufhören wollte, Jüngling und Zofinger zu bleiben, so griff er immer auch noch am kräftigsten von allen durch Vorschläge und Thaten in das Ganze ein. Ihm war es vorzüglich um eine recht große vaterländische Gesinnung im Zof. Verein zu thun, vaterländische Gesänge, Aufsätze und Besprechungen schienen ihm des Zof. Vereins am würdigsten. Die Gesellschaft hatte früher zuweilen die Schlachten der alten Schweizer gefeiert, diese Feiern wollte Wolf erneuern. Aber wie seine Thatenlust darnach rang, immer mehr mit der Gegenwart zusammenzutreffen, so wollte er, daß der Zof. Verein nicht bloß alte, sondern auch neue Schlachten feire, die unmit-

telbarer noch die Gegenwart berührten; weil ihm schien, daß eine kräftige Seele, wie sie sich für den Jüngling ziemte, an einem unglücklichen Schicksale des Vaterlandes noch tiefer und thatkräftiger als an glücklichen sich begeistere, so wollte er, daß nicht bloß der Siege, sondern auch des Unglücks gedacht würde, welches sein Vaterland in jüngerer Vergangenheit getroffen. Er dachte an den Kampf im Grauholz und an den Untergang der alten Eidsgenossenschaft; er las daher „abgerissene Gedanken über Schlachtenfeiern" vor; es herrschte darin hohe Ironie, nicht mehr der Ausfluß eines unbenutzten überfließenden Kraftgefühls, sondern die blutende Ironie einer reinen und freien Seele über eine entnervte, kleine Zeit; er verlangte Glauben an das niedergetretene Vaterland, Verzagtheit nannte er Sklavensinn, wies auf die nähere Vergangenheit, wo der große Sinn der alten Eidsgenossen in neuen Verhältnissen sich ausgesprochen; und als seine Gedanken elektrisch Alle durchzuckt hatten, da endigte er mit der Frage: „Zofinger, warum feiern wir nicht mehr die Tage unserer Schlachten?" Wolf hatte wundersam gewirkt; es war, als ob ein höherer Geist in den Verein hineingeschaut hätte; am 5. März 1837 aber, als am Jahrestage, wurde der Kampf im Grauholze gefeiert.

Wolf mit seinem männlichen und ernsten Sinn beschloß seine Laufbahn im Zof. Verein noch mit einer ernsten Handlung. Wenn er die Geschichte desselben betrachtete, so schien sich ihm die 1819 gestiftete Gesellschaft bis 1831 in sich selbst konsolidirt zu haben; seit ihr aber aus den politischen Stürmen, die auch sie umgewandelt, die vaterländische Richtung als ihre Grundbedeutung zum klaren Bewußtsein gekommen, schien sich ihm für den Verein die zweite Periode eröffnet zu haben. Aus dem Wesen des

Vereins ging ihm nun die Forderung hervor, daß er sich nicht bloß mehr mit sich selbst beschäftige, sondern, nun mehr in sich selber erstarkt, sollte er ernstlich für seine Ausbreitung in allen Kantonen auftreten. Denn der Zof. Verein sollte sein Bewußtsein von der Einheit des Vaterlandes überall und gerade dahin verpflanzen, wo noch am meisten Unschweizerisches herrschte; er dachte vorzüglich an Schwyz, Tessin, Neuenburg, Wallis und mehrere andere Schweizerstädte, wo ungünstige Verhältnisse, zum Theil Erziehungsbehörden, dem Anschluß an den nationalen Verein entgegentraten. Er wußte es, daß solches Bestreben vielleicht in einen Kampf mit Behörden verwickeln könnte, aber er glaubte ihn stark genug, um denselben zu bestehen und am Ende zu siegen. Zu diesem Zwecke machte er im Dezember 1837 in seiner Sektion den Vorschlag, von allen Sektionen aus durch Privatkorrespondenzen mit Studirenden auf Schweizerakademien, wo noch kein Zof. Verein bestände, zum Anschluß an denselben aufzufordern und damit die Sache offen und kräftig betrieben werde, daß vom ganzen Zof. Verein auf das nächste Zof. Fest eine öffentliche Einladung an diese Studirenden beschlossen werde; auf die Macht dieses vaterländischen Festes sollte man vertrauen, die Tüchtigen unter den Erscheinenden würden da Kraft und Begeisterung bekommen, um den Kampf für den Zof. Verein in ihrem Heimathsorte zu wagen und die vorhandenen Hindernisse zu besiegen. Durch eine öffentliche Darlegung des Wesens der Gesellschaft sollte die öffentliche Meinung gewonnen und unschweizerischen Behörden, welche die Sache hemmen wollten, die Waffen aus der Hand gerissen werden. Wolf hatte diesen Vorschlag mündlich vorgebracht, und daher ohne allen Schwung der Rede, — aber alle meinten sich die

Gedanken aus der Seele gesprochen, und eine lange Pause folgte; endlich erhoben sich Bedenklichkeiten und zuletzt wurde eine Kommission zur Prüfung des Vorschlages niedergesetzt. Diese fand sich nun bald im Wesentlichen mit Wolf einverstanden, der Verein erklärte sich für den Vorschlag, und in diesem Sinne wurde sogleich an den Centralausschuß und die übrigen Sektionen geschrieben und zum Theil schon mit Lehrerschaften in einzelnen Städten zu unterhandeln begonnen.

Theologische Fortbildung.

Das männliche Eingreifen in seine jugendlichen Verhältnisse hatte unserm Freunde die meiste Zeit ausgefüllt und es bedurfte schon treuer Benutzung derselben, um nur diesem jugendlichen Berufe zu genügen. Er fühlte die Ansprüche seiner Studien wohl und war stets voller Vorsätze, zu denen seine Zeit aber nicht mehr ausreichte. Zudem verwandte er sehr viele Zeit auf Dinge, die weder mit seinen Studien, noch mit seinen genannten Bestrebungen zusammenhingen; so hat er mit der größten Sorgfalt ein großartiges Stammbuch seiner großen Familie angelegt und alle möglichen aufzutreibenden Nachrichten über die betreffenden Personen zu Biographien verarbeitet. Und er pflegte ziemlich regelmäßig sich Abends 10 Uhr zur Ruhe zu legen und Morgens in der Regel nicht viel vor 6 Uhr wieder an seiner Arbeit zu sein. Aber er wucherte mit seiner Zeit; er pflegte sich stets auf Zettelchen seine Geschäfte aufzuzeichnen und mit jedem Gange so vielerlei als möglich abzuthun, um dann zu Hause ununterbrochen am Arbeits=

tische zu stehen. Bei seiner Vielgeschäftigkeit verlor er nie den Faden, durch den sein jugendliches Streben mit seiner ganzen Lebensaufgabe zusammenhing und jenes bildete daher nicht etwa eine Episode, sondern ein lebendiges Glied zu dieser. Durch die Verbreitung des Turnens auf die vaterländische Jugend, durch diese auf die sittliche Kräftigung des künftigen Geschlechtes, durch sie für die tiefere Begründung des Reiches Gottes, dessen Diener er werden wollte, hinzuwirken, das hing dem ernsten Jüngling aufs innigste zusammen und begeisterte ihn zum Studiren, als einer Vorbereitung zu dem, worauf er mittelbar schon jetzt so lebendig hinwirkte. Dieser große Zusammenhang seiner Lebensaufgabe, welcher beinahe alles auf Einmal von ihm verlangte, beunruhigte ihn daher bisweilen; aber er war dann zu fromm, als daß er von Gott nicht das endliche Gedeihen für sein redliches Streben gehofft hätte; und zu sehr Jüngling, als daß er nicht, wie bisher so auch ferner mit einem festen Willen alles erreichen zu können hätte glauben sollen. Und eben dieses Kraft- und Selbstgefühl war es, was aus seiner jugendlichen Wirksamkeit als entscheidendes Moment in seine kommende theologische Entwicklung hineinfloß.

Wolf hatte seit Mitte 1832 bis Ende 1834, von seinem 19ten bis zu seinem 21sten Jahre alle Stadien rationalistischer Denkweise so ziemlich durchgemacht. Das Selbstvertrauen der menschlichen Vernunft und der sittliche Ernst dieses Systems mußte den kräftigen Jüngling anziehen und veranlaßte ihn allmälig, wiewohl von Natur nicht für die Spekulation geschaffen, auch die Geschichte der Philosophie zu studiren. Vor allem aber suchte er jene Ansichten durch exegetische und historische Studien zu befestigen und er fand überall so viel Beweise für dieselbe! In diesem

Sinne beutete er auch die theologischen Kollegien an der Hochschule aus, die so viel Stoff für seine Gesinnung bieten konnten. Gerade auf diesem Wege aber kam er nun bald in Verlegenheit. Bei den beiden wirksamsten Lehrern, welche die Bibel auslegten, fand er nur Verachtung gegen rationalistische Bibelerklärung, und die natürlichen Wundererklärungen wurden im alten Testament an die einfacheren Mythen und im neuen Testament von dem gläubigen Professor an den buchstäblichen Glauben vertauscht, einen Glauben, dessen Wolf noch durchaus unfähig war. Und die Dogmatik, die damals zu hören war, aus kantischen Ansichten, aus Exegese und gläubigen Behauptungen zusammengestückt, konnte eben so wenig denjenigen, der alles durch Denken begreifen und überall Einheit finden wollte, auf den Weg des Glaubens hinüberführen; es war bei der Verachtung, die gegen die natürlichen Wundererklärungen von beiden Seiten eingeflößt wurde, der natürlichere Weg, nach der Behandlungsweise des alten Testaments auch die neutestamentlichen Wunder als Sagen zu begreifen und auf diese Weise jegliches historische Fundament aufzugeben. Diesen kühnen, aber trostlosen Weg ergriff der frühere Zweifelsgenosse unsers Freundes und peinigte denselben mit unabläßigen Behauptungen, daß die Rationalisten unmöglich Christen sein können und daher sie beide, weil ohne Ausweg, außer dem Christenthum stehen. Dieser gefährlichen Konsequenzen erwehrte sich Wolf theils durch seine gewohnte Opposition gegen seine Lehrer, theils durch den Hinblick auf die rationalistischen Koryphäen innerhalb der Kirche, vor allem aber wohl durch die bedächtlichen historischen Forschungen, durch die er seine philosophischen Ansichten mit Einzelnheiten belegt und an solche geknüpft hatte. Denn historische Forschung

gelangt nicht sogleich zu einem Abschlusse, sondern, weil selber unendlich, läßt sie auf stets neue Resultate und endliche Erhärtung eigener Gedanken hoffen. Indessen, wiewohl es für unsern Freund einigen Reiz haben mußte, auch mit ungewohnten Ansichten unter der Aegide der Bibel, auf welche sein ernst historischer Sinn immer zurückging, einst gegen Andersdenkende aufzutreten, so lähmte ihn doch gewissermaßen die immer wieder gehörte Verachtung gegen den Rationalismus als etwas Abgelebtes, und weil, die dieses sagten, von ihm gerade als die scharf und kühn Denkenden geachtet werden mußten, so schwebte er unangenehm hin und her und zweifelte am Ende an seiner eigenen Urtheilskraft, auf deren Schärfe der Bescheidene ohnehin nicht viel baute. Was ihm aber blieb auf seiner theologischen Sphäre, aus der ihm alle die Verstandesfragen erwuchsen, und auf welcher sie nur mit dem Verstande entschieden werden konnten, das war sein natürliches frommes Gefühl, in dem er immer zum lieben Gott im Himmel beten konnte, und der rüstige Vorsatz, einmal sich zu einer ernsten, letzten Untersuchung zusammenzunehmen, von der er für alle die unangenehm auf ihn eindringenden Fragen die endliche Lösung erwartete.

Indessen die Hülfe war in der Nähe. Schon 1834 war Alexander Schweizer aus Deutschland zurückgekehrt, welcher sich in seinen Schriften bereits als einen tiefdenkenden Schüler Schleiermachers und als einen philosophischen und weit sehenden Fortbildner von dessen Wissenschaft bewährt hatte. In den Zürcherschen Studirenden rieben sich damals noch der Rationalismus und Supernaturalismus als starre Gegensätze an einander und das akademische Auftreten dieses Mannes, des spätern Professors der praktischen Theologie, hatte zunächst die Be-

deutung, daß er überhaupt Schleiermachersche Wissenschaft nach Zürich brachte und namentlich durch seine Vorlesungen über philosophische Ethik in den tüchtigsten Köpfen die Keime einer tiefgreifenden Umgestaltung alles Denkens legte.

Für den jungen Theologen mußte diese Wissenschaft als eine nothwendige Ergänzung der Zürcherschen Fakultät erscheinen. Denn die freie Kritik, welche man am alten Testamente lernte und im neuen Testamente von dem gläubigen Rettig fortgeübt sah, stellte den Studirenden in die peinlichste Klemme zwischen Rationalismus und Supernaturalismus, so daß der Gemüthliche zu diesem, der rüstig Forschende zu jenem hinneigen, dieß aber jeder mit schmerzlicher Aufopferung, der Eine seines wissenschaftlichen Triebes, der Andere seines Gemüthes thun mußte. Der Religiöse mußte sich vor der Wissenschaft fürchten und der Wissenschaftliche fühlte sein innerstes frommes Leben von dem Panzer des Verstandes gefesselt. Wohl hatte mancher schon Einzelnes aus den Werken des großen Theologen gelesen, aber was man behalten, waren einzelne Ideen geblieben, und hatte nicht durchgeschlagen. Jetzt aber sollte allmälig das ganze wundersam gegliederte System der Theologie des längst schon aus der Ferne verehrten Schleiermacher allmälig entfaltet und dadurch die Schüler zur Freiheit und zu neuem religiösen Leben geführt werden. Nun sollte durch tiefere Einsicht in das Wesen der Religion das fromme Gefühl von den tausend lästigen historischen und metaphysischen Fragen befreit, jenes zu jeder Zeit als für die Religion genügend erkannt und diese zu ruhiger allmäliger Ausmittelung der Wissenschaft übergeben werden. Dieses ausscheidende und anerkennende Element der neuen Wissenschaft war es, was allmälig

wie ein frischer Luftzug alle Bestrebungen weiter fördern mußte.

Im Sommer 1835 gedachte Wolf, als Einer, der nunmehr schon zwei Jahre an der Universität Theologie studirt hatte, Homiletik zu hören und die damit verbundenen Predigtübungen zu benutzen. Es war von großer Bedeutung für die künftige Entwickelung, daß in demselben Sommer sich alle Schleußen jugendlicher Kraft zur praktischen Wirksamkeit für das Turnen und den Zof. Verein geöffnet hatten, und daß das neue System der Theologie sich zuerst in seiner praktischen Blüthe, in der Theorie der Predigt unserm Freunde darlegte. Jener Umstand belebte in ihm wieder die Zuversicht zu seinen frühern bald wankend gewordenen Grundsätzen, und dieser führte ihn zuerst in die praktischen Konsequenzen der neuen Wissenschaft ein, während ihre tieferen Principien für einmal noch weniger beachtet wurden. Zwar schon in den ersten Uebungsstunden, als der Lehrer gelegentlich bemerkte, daß dem Menschen sein Gutes nicht vom Verstande, sondern vom guten Herzen und der Glaube ihm nicht durchs Wissen, sondern im Gefühle komme, fühlte der junge Forscher christlicher Wahrheit sich von etwas Neuem berührt, das tiefen Eindruck auf ihn machte und worin er sich nicht sogleich zurecht finden konnte. „Wo ist denn in diesem Falle, fragte er sich, die Thätigkeit des Religionslehrers?“ und weil er die Wahrheit der auffallenden Bemerkung empfand, und doch nicht von seinen frühern Ansichten zu lassen gedachte, so suchte er sich in seinem Tagebuche durch folgende Milderung mit ihr zu verständigen: „Freilich sobald man sagt, nur der Grund zum Glauben könne durchs Wissen nicht gelegt, wohl aber der Glaube dadurch ausgebildet, und nur ein ganz glaubensloses Gemüth könne durch keine Erkenntniß

zum Glauben gebracht werden, so ist dieß schon wieder etwas Anderes.“ Und eben so sehr quälte ihn die stete Behauptung, daß nur der ein Christ sei, der die Lehren seiner Religion nicht aus selbstständiger Forschung, sondern der sein ganzes religiöses Leben nur von Christus her habe. Indessen das Streben Wolfs ging diesen Sommer über ganz nach außen und die Samenkörner einer tiefern christlichen Lebensansicht fielen für einmal nur in die stillen Furchen seines durch solche Wirksamkeit aufgeregten Gemüthes. Auch hierin veranlaßte sein Freund die endliche Entscheidung. Wolf hatte Außerordentliches auf diesem gehalten; von seinem ganzen Wesen fühlte er sich wundersam aufgeregt, diesen hatte er in seinen entscheidendsten Epochen zur Seite gehabt und er glaubte in seiner sittlichen und religiösen Entwickelung ihm das Meiste verdanken zu müssen. Darum liebte er ihn auch aus tiefster Seele und seine Worte beutete er beinahe mit einer Art von Pietät in ihrem ganzen Sinne aus. Dieser Freund behauptete nun immer entschiedener, sie beide stünden eigentlich außerhalb des Christenthums und bei der Heuchelei der Welt thue es vor Allem Noth, daß die Edleren wenigstens sich selber die Wahrheit eingeständen. Dieser düstere Freund verließ im Herbste Zürich und als sich nun die Korrespondenz der Beiden natürlich über diesen Punkt entwickelte, und Wolf die düstere Behauptung wirklich seinem ganzen Wesen nach nicht an sich kommen lassen mochte, da konnte er nicht mehr länger die Rechenschaft über sein Heiligstes verschieben, er wollte sich selber beweisen, daß Beide, er sowohl als sein Freund, Christen seien.

N., so wollen wir von nun an den oftgenannten Freund Wolf's nennen, mit dem er am eifrigsten korrespondirte, N. glaubte, consequent seiner Ansicht über seine Christlich-

keit, das evangelische Amt nicht antreten zu können. Es war bisher die süßeste Hoffnung der beiden Freunde gewesen, vielleicht einst gemeinsam für das Reich Gottes wirken zu können, und Wolf hielt treuherzig an dieser schönen Aussicht fest. Darum schrieb er nun dem Freunde am 1. November: „Nur das bitte ich dich, gib die Hoffnung noch nicht auf . . . Du fühlst in dir Kräfte, welche ohne Ergreifung des geistlichen Standes vergraben lägen, — und ich glaube, gerade dieß gibt dir den innern Beruf zum Geistlichen, den du religiös beinahe gezwungen bist zu ergreifen, sobald du dich nur irgendwie als Christen betrachten kannst. Ob aber ein Christ gerade das verschmähen müsse, was er zu den edelsten Gütern des Menschen rechnet (die eigene Prüfung), und sich nur dann für einen Christen halten dürfe, wenn er sich selbst gezwungen, was er glaubt, nur um der Autorität willen zu glauben? Ob das Wesentliche des Christenthums gerade in dem bestehe, was den geistigeren Menschen, wenn er dasselbe als etwas von außen Kommendes betrachtet, am meisten abstoßt? Und wie gesagt, ich hoffe bis zu meinem nächsten Briefe ganz einig hierüber zu sein.“ Mit solchem Vorgefühle der Resultate ging er nun an die ernste Untersuchung auf Leben und Tod. Zwei Voraussetzungen bedingten dieselbe: er konnte seine mächtig errungene Selbstständigkeit nicht preisgeben, also mußte diese auch im Christenthume anerkannt werden können, und dann waren ihm die Resultate historisch-kritischer Forschung über die Bibel zu ernst und sicher, als daß er diese der Religion hätte preisgeben können, — also mußte sich am Ende das Christenthum als ganz unabhängig von allem Geschichtlichen ergeben.

Es lag nicht in der Weise Wolf's, mit scharfem, fortschreitendem Nachdenken einen Gegenstand aus sich selber

zu entwickeln, sondern wie er vorzüglich im Umgang mit Andern sich bildete, und durch äußere Anregung eine Menge Gedanken in ihm zu entstehen pflegten, so ging es ihm auch bei der bevorstehenden Untersuchung. Nicht durch logische Schlüsse und anhaltendes Denken kam er auf seine Hauptsätze, sondern während er etwas las oder dachte, oder während er im College war, stieg ihm plötzlich ein Gedanke in der Seele auf, wie ein leuchtender Blitz, der nur durch schwache Ideenassociation mit dem Gehörten oder Gelesenen zusammenhing; diesem hing er dann, war es ein sicheres oder nur ein Irrlicht, so lange nach, bis dessen Bedeutung für seinen Zweck ganz klar geworden war. Dann, wenn er aus sich selber auf einen entscheidenden Punkt gekommen zu sein glaubte, las er bald den Anfang von Schleiermacher's Reden über die Religion, bald Schweizer's Abhandlung über den Religionsstifter, bald in Strauß etwas, und in seinen Kollegienheften suchte er sich etwa scharfe Definitionen über die Hauptpunkte seines Gegenstandes. Auf diesem Wege gelangte er in Zeit von drei Wochen zu einer Ueberzeugung, welche er als Resultat seines eigensten Wesens und zugleich, was zu seiner größten Freude gereichte, als übereinstimmend mit den Ansichten seiner verehrtesten Lehrer betrachten zu dürfen glaubte.

Mit seligem Jubel wurde nun, was gefunden worden, schon den 21. November dem entfernten Freunde in einem zwölfseitigen Briefe geschrieben, dasselbe, noch geordneter, in einem Aufsatze „über das Wesentliche der christlichen Religion“ einer engeren theologischen Gesellschaft vorgetragen, und an diese gewonnene neue Ueberzeugung schloß sich künftig alle religiöse Entwicklung an und aller Drang, einst für das Reich Gottes zu wirken.

21. November 1835.

An N. Lieber, theurer Freund! Ich bin ein Christ, lieber N., und du auch, schon jetzt; das ist meine innerste, tiefste Ueberzeugung. Wie ich sie gewonnen, und was ich gewonnen, will ich dir jetzt schreiben, wenn es mir möglich ist, ruhig Alles nach einander zu sagen, was ich dir mit einander sagen möchte. Ob ich es auch zu deiner Ueberzeugung machen kann, weiß ich nicht, — daß es aber immer die meinige bleiben wird, glaube ich darum, weil das Meiste, was ich einzeln schon lange dunkel fühlte, ohne mir scharfe Gründe angeben zu können, nun mit dem übereinstimmt, was ich durch Forschung gefunden zu haben glaube.

Die Frage: wer ist ein Christ und sind die Rationalisten auch Christen? führte mich zunächst auf die Frage: „Was ist das Wesentliche der christlichen Religion?“ und dieß wieder auf die Frage: „Was ist Religion überhaupt?“

*

19. Dezember.

Ueber das Wesentliche der christlichen Religion. Religion oder besser Frömmigkeit ist die Stimmung oder das unmittelbare Bewußtsein des Menschen, welches (die Mittelglieder überspringend) alles auf Gott zurückführt, d. h. alles in seinem Verhältnisse zu Gott sieht, also in allem Gott erkennt.

*

Weil die Religion kein Wissen ist, so kann sie nun auch nicht, wie philosophische oder historische Gegenstände, andemonstrirt, sondern sie muß in meinem Innern geweckt und nachgewiesen werden.

*

Dem Frommen genügt, daß er zu Gott in einem Ver=

hältniß steht; er frägt nicht nach dem Wie und Warum, auch nicht nach dem Wesen der Dinge; alles dieses geht die Religion nichts an, sonst hörte sie auf, unmittelbares Bewußtsein und Frömmigkeit zu sein, würde Wissen und Wissenschaft.

*

Das Christenthum und jede Religion kann nur das im Menschen schon Vorhandene zum Bewußtsein bringen und entwickeln, d. h. das Christenthum verhält sich zum religiösen Gefühle der Menschen so, wie der Prediger zum Zuhörer. Und deßwegen, weil es die richtige Art ist, alles auf Gott zurückzuführen, mußte das Christenthum Allen zusagen und sich so schnell verbreiten.

*

Das Christenthum als positive (d. h. von Außen mitgetheilte) Religion ist die im Christenthum geoffenbarte Frömmigkeit und wer diese in sich aufgenommen (nicht wer alle historischen Ereignisse beim Auftreten dieses Christenthums annimmt), ist ein Christ.

*

Der ursprüngliche Unterschied, welcher die Menschen in zwei Klassen theilt, ist kein anderer als der: Geistige Selbstständigkeit, auf das Christenthum angewendet — Rationelle, und Hingabe an fremde Autorität — Orthodoxe; die Ersten suchen das Christenthum ihrem Geiste zu assimiliren, d. h. ihre Eigenthümlichkeit in derjenigen des Christenthums wiederzufinden; die Zweiten opfern die ihrige auf, um eine andere anzunehmen; jene suchen den Inhalt und die Erscheinung des Christenthums zu begreifen, das Historische zu begreifen in seinem nothwendigen Zusammenhange mit der Geschichte, diese stellen es außer den nothwendigen Zusammenhang und die Geschichte. Die ersten

sind die Edlern, sie allein haben das Richtige, und die zweiten sind inkonsequent, indem sie, was auch von Gott kommt, ihre Selbstständigkeit preisgeben, um das Christenthum zu erlangen. Jene arten dann aus, weil sie bei ihrem Streben nach Klarheit verkennen, daß jede Religion auf dem Gefühle beruht; sie machen sie dann zu einem Wissen, zu einer Lehre, sie sind also nicht mehr religiös, sondern Philosophen und stehen außer dem Christenthum und außer der Religion überhaupt. Dieß sind die Rationalisten. Ihr Gebäude ist folglich nicht auch Religion, etwa natürliche (d. h. durch selbstständige Entwicklung des menschlichen Wesens gewonnene), sondern gar keine Religion.

*

Die rationellen Christen dagegen behandeln das Christenthum als Religion und zwar als positive Religion, die jeder Christ als gegeben unverändert annehmen muß; sie behandeln es nicht als Sache des Wissens, sondern des Gemüthes. Aber sie wollen sich selbst von ihrem Glauben Rechenschaft geben, sich ihre Gefühle klar machen und durch Intelligenz läutern; denn unklare Gefühle sind des Menschen unwürdig.

*

Das Resultat historischer Untersuchung wird das Christenthum nie umändern und keinen zum Christen oder Nichtchristen machen. So kann selbst Christi Gottheit unbeschadet fallen und Straußens Satz ist (freilich nicht in seinem Sinne) richtig, „daß die Resultate der Kritik dem religiösen Glauben nichts schaden.“

*

Ich glaube, die Menschen werden wieder religiöser, wenn das Gebiet der Wissenschaft und Frömmigkeit streng geschieden ist.

Dem rationellen Christen fallen christliche und natürliche Religion zusammen. Denn weil er die christliche Religion für die einzig wahre hält, so ist ihm ein Christ und ein wahrhaft religiöser Mensch identisch. Hält er sie nicht für die einzig wahre, so ist er kein Christ; hält er sie aber dafür, so muß er sie auch für die Universalreligion halten, weil diese zwei Begriffe wiederum zusammenfallen.

*

Die Annahme einer Universalreligion setzt nun voraus, daß alle Menschen denselben Grundcharakter haben; denn sie muß für jede Zeitbildung, für alle Nationalitäten und menschliche Eigenthümlichkeiten passen. Das Wesentliche des Christenthums muß in allen Formen vorkommen können und kann in keiner Zeitbildung bestehen.

*

Was einer Zeitbildung angehört, kommt nachher natürlich in Kollision mit einer spätern und wenn man es dann für Wesentliches hält, so glauben eben beide streitenden Parteien fälschlich, über's Christenthum selbst zu kämpfen, so daß die einen über seinen Untergang jammern, die andern frohlocken, während sie sich nur um die Hülle streiten und die äußere Form abgestreift werden muß, wenn die Zeitbildung ihr vorauseilt.

*

Auch Christus trat in einer gewissen Zeitbildung und Nationalität auf, an der er durchaus Theil nehmen mußte, — so weit sie nicht seinem reinen religiösen Bewußtsein widersprach. Mit diesem vertrug sich z. B. der krasse Teufelsglauben seiner Zeit unmöglich.

Nur die Ausscheidung der Gebiete des Wissens und der Frömmigkeit kann die letztere gegen die Angriffe der Wissenschaft sicher stellen. Dieser Unterschied ist aber durch die ganze Kirchengeschichte hinab meistens verkannt worden und diese Mißkennung hat viele Hinrichtungen, viele Sekten, viele starre Systeme, vielen Unglauben veranlaßt.

*

Das individuel Christliche muß in der Eigenthümlichkeit der christlichen Frömmigkeit, gegenüber andern Religionen bestehen. Obgleich nun Christus unser Erlöser ist, indem er uns nämlich von allem, was der Entfaltung der reinen Frömmigkeit im Wege steht, durch sein ganzes Leben erlöst, so kann dennoch die Erlösung, weil Christus uns durch seine Religion erlöst hat, nicht das Eigenthümliche dieser Religion selbst sein. Die christliche Religion kann auch als die einzig wahre und dem menschlichen Wesen allein angemessene Religion, nur insofern etwas Eigenthümliches haben wollen, als falsche Religionen neben ihr stehen; ihr Eigenthümliches besteht daher nur in Aufhebung dieser Falschheiten, und darum gerade hat das Christenthum erlösende Kraft, während andere Religionen, weil falsch, dazu unfähig sind.

*

Weil das Christenthum die dem Menschen angemessenste Religion ist und dessen ganzes Leben zu durchdringen vermag, so ist sie die beste Religion und als solche nicht perfectibel.

*

Wie Christus, weil er unser Verhältniß zu Gott rein aufgefaßt hat, in religiöser Beziehung ohne Irrthum ist, so ist er auch ohne Sünde, weil seine Frömmigkeit sein ganzes Leben durchdrang.

Sünde ist das Aufgehen des Ichs in einen sinnlichen Lebensmoment, so daß gar keine Frömmigkeit mehr dabei ist.

*

Daß ein solcher Christus auftrat, war nur unter gewissen Zeitumständen möglich und eine That der göttlichen Vorsehung. Christus war aber ein Mensch, sonst hätte er die religiöse Anlage eines höhern Geisteswesens und nicht die des Menschen entwickelt und seine Religion könnte nicht für Menschen passen, oder Gott hätte ein unnöthiges Wunder gethan.

*

Die Lehre von Christi Gottheit wäre wahrscheinlich bei vollkommnern astronomischen Kenntnissen nie entstanden, weil man dann nicht angenommen hätte, daß Gott auf die winzige Erde herabgekommen sei, um die Menschen, die vielleicht zu den unvollkommensten geistigen Wesen im Weltall gehören, zu belehren.

*

Dabei bleibt Christi Autorität ungeschmälert. Denn der Christ sieht die Religion als etwas von Gott Gewirktes und also auch von ihm Gewolltes an und Christi Religion, als die wahre, fällt daher mit Gottes Willen direkte und im strengsten Sinne zusammen.

*

Im Einzelnen hat Christus nur darum Autorität für uns, weil wir die Grundlage alles Einzelnen bereits angenommen haben; diese können wir aber nur darum annehmen, weil wir sie in unserm eigenen Herzen wieder finden, und nicht weil Christus es gesagt hat, denn das wäre blinder Autoritätsglaube.

Ich glaube an Jesus Christus den Auferstandenen; er ist mein Heiland und mein Fels, auf den ich meinen Glauben baue, aber bete nicht ihn an, sondern den, der ihn geschaffen und gesendet.

*

Ich bin zufrieden, wenn man mir zugesteht, daß ich bei dem ausgesprochenen Glauben noch ein Christ bin; aber auch wenn man dieß nicht thut, so weiß ich dessen ungeachtet, daß ich es bin und daß mein Glaube der christliche, wenn auch nicht der gewöhnliche ist; denn ob ich ein Christ sei oder nicht, hängt nicht von fremdem Urtheil ab.

*

21. November 1835.

An N. Ich habe Bohlens „Altes Indien" studirt. Diese Religionsgeschichte scheint mir ein schlagendes Argument gegen den Satz, als ob die Vernunft ohne höhere Offenbarung das Christenthum nicht habe schaffen können.

*

25. Dezember.

Tagebuch. Schon seit einiger Zeit entsteht in mir oft, wenn ich eine fremde Predigt höre, ein gewaltiger Trieb, selbst zu predigen, und die Ideen, von denen ich ergriffen bin, laut zu verkünden; denn wirken muß ich, — das ist mir nicht anders möglich. Und wo kann ich mit meiner Ansicht mehr wirken und nützen, als unter den Gebildeten? Auf dem Lande wäre ich vergnügter, freier, gemächlicher, lebte in der schönen Natur. Allein das sind feige und unwürdige Beweggründe; und wo ich am besten wirken kann, da will ich hin. Freilich wenn ich dann wieder bedenke, wie viel es erfordert, um in einer Stadt aufzutreten, und wie wenig ich eigentlich dazu geeignet

bin, so wird es mir schrecklich zu Muthe . . . Am meisten aber beruhigt mich der Gedanke, daß mein künftiger Wirkungskreis nicht von meiner Willkür abhängt und daß mich Gott einst dahin stellen wird, wo ich am meisten in seinem Dienste nützen kann.

*

31. Dezember 1835.

Das letzte Jahr ist für mich das wichtigste aller bisherigen. Ich habe anfangen können, mich an Thaten zu freuen, ich habe eine bestimmte theologische Ueberzeugung gewonnen und in mein ganzes Wesen ist für mich Einheit und Klarheit gekommen. Aber in meinem Studiren habe ich letztes Jahr so wenig geleistet. — Mein ganzes Wesen geht auf's Wirken; ich hätte kein Handwerk ergreifen können, ich muß wirken, predigen, ein Geistlicher werden, das ist mein innerer Beruf und diesem will ich folgen. — Ich will das neue Testament nun gründlich durchstudiren, die Philosophie und die theologischen Fächer ernstlich treiben, die alten und neuen Sprachen, die alten und neuen Klassiker eifriger studiren und nie ermüden. Gott helfe mir, daß ich meine Vorsätze besser ausführe, als das vorige Jahr.

*

25. Januar 1836.

Ich bin gewiß nicht wesentlich von den Momiers verschieden – denn die Hauptsache ist der christliche Sinn, der Geist Christi, der in uns lebt, und durchaus nichts anderes.

*

2. Februar.

An N. Was ich an meiner theologischen Ueberzeugung mit Bewußtsein von Schleiermacher habe, ist freilich die

ganze Hälfte des Fundaments, d. h. die Ueberzeugung, daß das Christenthum ein inneres Leben des Gemüthes sei*); die andere Hälfte ist die Selbstständigkeit des Menschen. In dieser Ansicht bin ich besonders befestigt worden durch die Lektüre der drei ersten Evangelien, die ich nun seit November durchgemacht; ihr Charakter ist ganz der einer Sagengeschichte; bei vielen Erzählungen ist es mir rein unmöglich, sie zu glauben; und doch fühle ich mich lebhafter als je zu Christus hingezogen und in ihm lebend.

*

Ich muß da auftreten, wo am meisten zu wirken ist und ich fühle es als meinen inneren Beruf.

*

So oft mich etwas begeistert, so treibt es mich, dafür aufzutreten; es geht mir auch so bei einzelnen Gedanken, die mir bei der Lektüre aufstoßen; ich laufe so freilich Gefahr, mich zu zersplittern; aber mein ganzes Wesen hat diese Richtung, ich kann nicht anders, ich kann nicht schweigen.

*

21. März.

Fürs Christenthum will ich einst auftreten mit allen Donnern der Beredsamkeit, wenn es mir gelingt, ein Redner zu werden. Gott, Allmächtiger, wenn ich Dein Werkzeug werden soll, so laß mich nichts vernachläßigen, um ein gutes Werkzeug zu werden!

---

*) Merkwürdig vergleichen sich mit diesem Selbstgeständniß die Aeußerungen, welche er Seite 24 vom Gedanken der Individualität aus gethan. In wissenschaftlichen Dingen entscheidet immer das System, in dem der einzelne Gedanke erscheint.

7. Mai 1836.

Ich fühle wohl, wenn ich einst mit Kraft und Beredsamkeit für meine religiöse Ueberzeugung auftreten will, müssen sich alle meine geistigen Kräfte noch sehr viel entwickeln. Doch wäre es feige, zu verzweifeln; mit Gottes Hülfe ist alles möglich; ich muß mir in meinen Verhältnissen zum Turnen und zum Zof. Verein Beredsamkeit, Kraft, u. s. w. verschaffen, — sonst bin ich ein sehr mittelmäßiger Mensch; ich muß imponiren und scharf denken lernen. Mein Geist hat sich von jeher langsam ausgebildet und ich darf hoffen, daß er noch immer mehr sich ausbilden werde. Besonders thun mir noch philosophische Studien noth und rednerische. Aber die Studien sind nicht genug fürs Leben, und da habe ich denn den Zofingerverein und das Turnen.

*

31. Mai.

An N. Dafür möchte ich dich wirklich noch bitten, mir zu sagen und zwar so speziell als möglich, was du für meinen natürlichsten und erfolgreichsten Beruf haltest und was mir noch vorzüglich mangle, um ihn so gut als möglich auszuüben, kurz was eigentlich mein Wesen sei, die Einheit, in der alle speziellen Punkte aufgehen, wenn es dir überhaupt möglich ist, eine Einheit in mir zu finden; denn ich fühle zwar manchmal so etwas, kann es aber nicht recht zum Bewußtsein bringen.

*

22. September.

An W. Ich habe von Schleiermacher noch ungemein wenig gelesen, wohl auch deßwegen, weil ich schon sehr lange eine gewisse Abneigung gegen denselben habe. Diese wurde durch seine Ethik, die ich bei Professor Schweizer

hörte, noch vermehrt. Es scheint mir nämlich immer, als ob Schleiermacher nicht ganz redlich verfahre, als ob er sich nur äußerlich ans Christenthum anschließe und eigentlich Pantheist sei, und unter seinen Worten oft etwas anderes verstanden habe, als sein Leser verstehen zu müssen glaubt. Was sein „absolutes Sein, populär Gott genannt," das vom „getheilten Sein, d. h. der Welt" nicht geschieden ist, in seinen Gedanken eigentlich zu bedeuten habe, das weiß ich in der That nicht. Diese pantheistische Ansicht will mir gar nicht munden.

*

Um die Unsterblichkeit drehen sich gegenwärtig alle meine Zweifel. Der Glaube an die Unsterblichkeit ist eine praktische Forderung, unabweisbar für Vernunft und religiöses Gefühl. Allein ich kann mir gar nicht denken, wo denn diese ungezählten Millionen von Millionen Menschen leben sollen. Das sind freilich kleinliche Zweifel; allein wenn ich daran denke, ob denn nicht der Mensch, auch ohne unsterblich zu sein, gleichwohl die Sehnsucht nach Unsterblichkeit und die Tugend in sich tragen könnte, so werden diese kleinlichen Zweifel größer. — Die natürlichste und allen irdischen Erfahrungen analogste Unsterblichkeit schiene mir das Aufleben in künftigen Geschlechtern; allein weil darum das persönliche Selbstbewußtsein nicht beibehalten wird, so wäre das keine Unsterblichkeit, nur eine feine Seelenwanderung. — Es scheint mir auch oft, als könne man nichts lieben, als nur auf ewig, — allein solche Gefühle können leicht täuschen. — Die Hauptfrage scheint mir die: Kann Tugend und Religion dem Menschen eingepflanzt sein auch ohne eine wahre (persönliche) Unsterblichkeit.

13. Oktober 1836.

Ich passe für ein Publikum, das ich zum Glauben erst noch bringen muß, denn jetzt noch mache ich alle Zweifel im furchtbarsten Grade durch.

*

8. November.

An N. Vom Gebete. Eine förmliche Bitte kann doch nicht die Absicht haben, als ob sie äußerlich, gleichsam magisch erfüllt werde. Wenn ich zu beten anfange, so bitte ich auch jedesmal, aber immer nur im Anfange; und je mehr meine Erhebung steigt, desto mehr tritt ein freudiges Bewußtsein an ihre Stelle. Sie scheint mir ein Anthropomorphismus, aber ein durchaus natürlicher und nothwendiger, um das Abstrakte konkret zu machen; wenn nun das Gebet als Bitte so zu fassen ist, so fasse ich natürlich die Gebetserhörung so, als bildlichen Ausdruck für: Erfüllung des Bezweckten.

*

21. November.

Jeder Höherstehende muß sich eine bestimmte Lebensaufgabe stellen und zwar je bestimmter, desto besser, und dann die ganze Ausbildung und alle Kräfte nach dieser hinrichten und dadurch Einheit ins ganze Streben bringen. Ein Theologie Studirender kann das freilich erst recht nach seinem Examen.

*

26. Dezember.

Heute redete ich mit H. über die Unsterblichkeit der Seele; er lehrte mich die Persönlichkeit vom Selbstbewußtsein unterscheiden; die Individualität des Gei-

stes bleibe (auch Vergeltung und Gerechtigkeit), so wie dieser sich während des Lebens entwickelt habe, aber es entstehe ein neues Selbstbewußtsein (also keine Erinnerung und nicht eine Last beängstigender Gelehrsamkeit wird mitgeschleppt). Die Fortdauer nach dem Tode und die Präexistenz stehen und fallen mit einander; ob wir aber hier, oder auf andern Weltkörpern leben werden, sei ungewiß.

*

20. März 1837.

Noch selten hat mir ein Schriftsteller so ungemein gefallen wie Jean Paul, aus dessen Levana ich erst Einiges gelesen. Er hat einen solchen Grad von Geistreichheit und Begeisterung für alles Höhere und Religiöse, wie kaum Schiller und Körner; Göthe kann ihm hierin kaum den Schuhriemen lösen.

*

23. September.

Gott schenke mir Kraft, mich aufs Examen noch gehörig vorzubereiten und lasse mich hierin ein Zeichen sehen, was mein Lebensberuf sein soll. Gott wird mich hinstellen, wo ich am meisten hinpasse und ich flehe ihn nur, daß er mich nicht ganz als sein Werkzeug verschmähen wolle.

Wie für Wolfs Charakter das kräftige Auftreten im Zof. Verein, so war für sein gesammtes geistiges Leben jene theologische Untersuchung eine entscheidende, Alles durchschütternde Krisis gewesen. Durch diese hatte er, was längst unbewußt über ihm gelastet, durchbrochen, hatte

seine ganze Eigenthümlichkeit unversehrt in die modernste Geistesatmosphäre hinübergerettet.

Seitdem nämlich Schelling durch sein geniales Wort die Scheidewand zwischen Zeit und Ewigkeit, zwischen Gott und Welt zusammengeschlagen, der Welt ihre Gottesnähe, der Zeit ihren Zusammenhang mit der Ewigkeit ans Herz gelegt und dadurch die Menschen zu muthigerm Sichselbsterfassen begeistert hat, seitdem hat diese jugendliche Denkweise je die geistreichsten Köpfe ergriffen und die meisten philosophischen Systeme der Zeit umgebildet und durch Dichter wie Göthe sich auch für die gebildete Welt verständlich gemacht. Es liegt in dieser Zeitansicht etwas, was das Christenthum am besten zu verstehen weiß. „Wer mich hat, der hat das ewige Leben," sagt Christus und will die Menschen aus der Sünde durch sich zum Leben und zum Vater ziehen. Solche Worte des Erlösers waren von der frühern aufgeklärten Theologie nicht in ihrem vollen Sinne gefaßt worden und die Frommen, welche sie ganz verstanden, galten als Schwärmer. Schleiermacher nun, der hochgebildete Jünger des Erlösers, hatte mit seinem sittlichen Ernste die moderne Weltweisheit ergriffen, um der Zeit die tiefere Gottesweisheit des Christenthums verständlich zu machen, und er hat die moderne Lebensansicht, so weit sie sich mit dem Christenthum verträgt, am meisten in die Theologie hineingeführt. Man kann nun wohl sagen, daß für den Studirenden, der die Vermittlung der Kantischen und Schellingschen Philosophie durch Fichte noch nicht selbst durchgelebt hat, die alte Weltweisheit mit der neuen im schneidendsten Widerspruche steht; während jene Gott nur im Himmel, das ewige Leben nur jenseits wußte, so zeigt diese, dem Christenthum ähnlich, Gott schon in der Welt und das ewige Leben schon diesseits des

Grabes. Und der Theologe unserer Zeit, entgegen der alten Behandlung der Religion als einer Verstandes- und Erkenntnißsache, wies jetzt nach, wie Gott die durch seinen Sohn Erlösten im Gefühle als heiliger Geist wirklich berühre.

Wie nun das Christenthum sich immer mit je den herrschenden Zeitvorstellungen verbindet, so muß auch gegenwärtig Jeder, dessen christliche Erziehung sich an frühere Zeitansichten angeknüpft, wenn er von dem verjüngten Christenthum der Gegenwart ergriffen wird, sich in irgend ein Verhältniß zu den Zeitansichten setzen, in deren Verbindung es gegenwärtig so gewaltig auftritt. Jeder Einzelne wird von der Macht des neuen Geistes eigenthümlich ergriffen, je nach seiner persönlichen Vorbereitung. Und wie in Zürich sich die neue Theologie die Herrschaft errang, und auf die verschiedenen Schüler verschieden wirkte, so hat sie auch, je weniger er es sich gestehen wollte, und je mehr er opponiren zu müssen glaubte, auf Wolf um so tiefer gewirkt. Aber ein solcher war er allerdings nicht, daß er unter diesem Einflusse gleichsam ein neuer Mensch geworden wäre; sondern wie er durch sein praktisches Wirken nur einen längst in ihm liegenden Charakter mächtig ausgesprochen und herausgebildet, so hat er durch seine theologische Untersuchung nur sein tiefstes Geistesleben von allen Banden befreit und seinem Gemüthe durch Sprengung der Verstandesfesseln den freien Aufschwung zu Gott und Christus erleichtert. Er hatte bei seinem Wirken so innig und zutrauensvoll zu Gott beten gelernt, sein Gefühl hatte ihn dabei geleitet, ohne daß er sich schon bestimmte Ansichten übers Gebet selbst gebildet, — jetzt wußte er, daß die Religion ihren Sitz eben im Gefühl habe und daß man sich durch keine Verstandesfrage dabei verwirren lassen

dürfe. Er war früher immer an die schärfste Prüfung der Bibel gewohnt worden und so lange sein Glaube an ihrem Buchstaben hing und erst auf Resultate der kritischen Forschung harrte, war derselbe schwankend und problematisch, und gerade seine Frömmigkeit mußte die höchste Geistesthätigkeit, die er kannte, sein Forschen unruhig und befangen machen; jetzt sah er ein, daß, was von menschlicher Forschung abhänge, nicht mehr zur Religion gehöre, daß daher beide unabhängig von einander sich frei entfalten können, ohne stete Konzessionen der einen gegen die andere, wie er solche in den Schwankungen des Rationalismus und Supernaturalismus verachten mußte. Früher hatte eine supernaturale Dogmatik unsern Freund zum Glauben an alle und jede Wunder verpflichtet, zum Glauben an Christum, wie er beinahe nur der alten und immer mehr veralteten dualistischen Weltansicht möglich war und eine Wiedergeburt von ihm verlangt, durch die, wie sie schroff verstanden wurde, seine ganze menschliche Eigenthümlichkeit hätte aufgehoben werden müssen. Kurz, es wurde ihm das schlechterdings Unmögliche zugemuthet und von der Annahme desselben seine Christlichkeit abhängig gemacht, — das verfolgte ihn stets wie ein Gespenst; und er hatte doch bisher so vielen Segen an seiner Persönlichkeit erfahren, hatte in einem so freundlichen Verhältniß zu Gott gestanden und ihm so herzlich danken können für alles Gute, das ihm geworden. Jetzt verscheuchte er das Gespenst; er leugnete einfach das Uebernatürliche im Christenthum in seiner Einseitigkeit gegen das Natürliche; in Christus erblickte er nicht einen Gott, sondern die reinste Menschlichkeit; wie sie von Gott zur Beseligung der ganzen Menschheit ausgerüstet worden sei; und in der Wiedergeburt erblickte er nicht mehr eine Zerstörung der

menschlichen Persönlichkeit, sondern umgekehrt sah er jetzt ein, daß der Mensch allerdings zunächst ganz an den höhern Geist des Christenthums sich hingeben müsse, daß er aber eben gerade von Christus dann seine Eigenthümlichkeit wieder zurück erhalte, nur tiefer, nur schöner und wahrhafter, weil wir erst in dem wahrhaften Menschensohne unser eigenes Wesen ganz verstehen. Also nicht sich selber zu verlieren, sondern sich selber erst ganz zu gewinnen, solche Aussicht bot ihm die Hingabe an das Christenthum.

Von jetzt an sehnte sich Wolf erst recht, einst für das Reich Gottes aufzutreten, weil er des Erfolges gewiß war; denn ihm schienen Tausende dem Christenthum wieder gewonnen, wenn er sie nur von ihren Vorurtheilen, das Christenthum von dem Unwesentlichen befreien, und es in seiner einfachen Gottmenschlichkeit verkünden könnte. Ihm deuchte nun aber auch, er wäre besonders geeignet, das Evangelium den Gebildeten zu verkünden und wenn er von einem Gottesdienste mächtig ergriffen worden war, so wäre er gerne sogleich selber auf die Kanzel gestiegen. Darum waren ihm denn auch die Predigtübungen sehr wichtig, denen er drei Semester als Theilnehmer und ein viertes als Auditor beiwohnte. Er schaffte sich die Predigten mehrerer großer Redner zum Studium an und wollte alles thun, um einst durch das Wort zu wirken. Er empfand es aber lebendig, daß keiner mehr in allen Wissenschaften einheimisch sein müsse, als gerade der Redner; ein heiliger Eifer belebte ihn daher für alle Fächer und wie er denn seiner Natur nach für sehr Vieles Sinn hatte, so hörte er an der Universität auch einen Kurs Physik und sah bisweilen mit Interesse einer anatomischen Sektion zu. Vor allem aber galt es nun, die vielen bevorstehenden Examen tüchtig zu bestehen, denn, gut und fromm wie ein Kind,

wollte er in ihrem Erfolge einen Fingerzeig Gottes für seinen Lebensberuf erblicken.

Als im Frühling 1836 ein festes Reglement für die Examen der Theologie Studirenden aufgestellt worden war, und er mit andern auf den Herbst das philologische und philosophische Examen zu machen sich vornahm, schrieb er ins Tagebuch: „Es gilt nun einmal fleißig zu sein. Ich muß früh aufstehen, mäßig und nüchtern sein und meine Erholungen nur beim Turnen suchen oder dann mit meinen Spaziergängen zugleich das Studium verbinden.“ Dazu gab er nun alle seine Privatstunden, deren er von 1831 bis jetzt sehr viele ertheilt hatte, auf, gedachte aber zugleich seine Plane fürs Turnen und den Zof. Verein mit allem Eifer zu betreiben. Studiren aber wollte er neben der Pädagogik der Alten, der Erklärung der Offenbarung des Johannes, der philosophischen Ethik, und der Katechetik, welche er in Kollegien hörte, auch noch Geschichte der Philosophie, Einleitung in dieselbe, Logik, Psychologie, Pädagogik; Kirchengeschichte, Geschichte der Religionen, allgemeine Welt- und Literaturgeschichte, biblische Archäologie, alttestamentliche Theologie, hebräische Grammatik, Apostelgeschichte, die Evangelien, die hebräischen Propheten; dazu die drei neuen Sprachen, die deutschen Klassiker, die alten Sprachen, und zudem wollte er durch eigene Produktionen sich in der Beredsamkeit üben. „Viel, sagt er im Tagebuch, sehr viel; aber es muß sein, wenn ich bis im Frühling mit meinen Studien fertig werden will. Am Ende des Semesters soll auf's gewissenhafteste Alles, was ich während desselben gethan, gewirkt und gerungen habe, geprüft werden.“ Das war ganz in Wolfens Weise; und hatte er dann etwas versäumt und meistens nicht alle seine Vorsätze erfüllt, so pflegte er zu sagen: gute Vorsätze

sind besser als schlechte Vorwürfe. Er beneidete oft andere Altersgenossen, daß sie beharrlich an etwas studiren und es ganz vollenden könnten, klagte über seine Trägheit am Morgen, bewunderte dafür Andere und meinte immer, er stehe weit hinter diesen zurück. Indeß wer seinen Nachlaß sehen könnte, würde sich wundern ob der Masse gewissenhafter Auszüge, die er aus wichtigen Büchern gemacht und wie er recht eigentlich immer nur mit der Feder in der Hand gedacht hat. Sein ganzes Wesen war durchaus produktiv; interessirte ihn ein Buch, schnell war es durchgemacht im frischen Drang des Interesses; gerne schrieb er sich eigene exegetische Hefte, gab manche kleine Arbeit in den Zof. Verein und war immer voll Entwürfe für neue Aufsätze. Die Plane kamen ihm theils von äußern Anregungen, theils von innen; so, als ihm diesen Sommer ein Freund, aus Deutschland zurückkehrend, vom deutschen Studentenwesen erzählte, hing er lange dem Gedanken nach, für den Zof. Verein eine Geschichte des deutschen Burschenwesens zu schreiben. Einst, als er in ein Dorf am See hinaufspazirte, fiel ihm Stoff zu einer einstigen Synodalproposition ein, er wollte dann reden über die Möglichkeit und die Vortheile einer Vereinigung aller schweizerischen protestantischen Kirchen zu einer Nationalkirche und beschäftigte sich mit diesem Gedanken sehr ernstlich auch später noch. Sein produktiver Trieb half ihm überall und wie schlecht auch sein Gedächtniß nach seiner häufigen Klage sein mochte, dieser Trieb faßte, auch was nur aufzunehmen war, in lebendiger Beziehung zu seinem ganzen Streben.

Nachdem er im Oktober glücklich sein philologisches Examen bestanden, galt es nun die Vorbereitung auf das philosophische, welches auf den Frühling 1837 hatte verschoben

werden müssen. Neben zwei Kollegien, Daniel und Pastoraltheologie las er zur Vergleichung mit Melanchthons locis comm., welche in einem kleinen theologischen Kränzchen durchgegangen wurden, Zwingli's commentar. de vera et falsa religione, vorzüglich aber beschäftigte ihn, weil er immer ein besonderes Interesse für Religionsgeschichte gehabt, das Studium von Bohlens altem Indien. In seinen zwei Aufsätzen, die er auf das philosophische Examen einzugeben hatte, handelte er im Lateinischen de origine ac progressu religionis graecorum, nach dessen Verfertigung er sich freute, nie mehr lateinisch schreiben zu müssen, und im Deutschen über die alte Skepsis, wobei ihm besonders sein früheres Studium von Ritters Geschichte der Philosophie zu gute kam. Die Aufsätze waren schön und sehr gehaltreich und in der Prüfung selbst wurde er ausgezeichnet; — ein ermuthigender Fingerzeig Gottes für seinen künftigen Wirkungskreis! Das weitschichtige theologische Examen hatte sich allmälig in den Anfang des Jahres 1838 hinausverschoben und mit Nahen des Zeitpunktes steigerte sich auch Wolfs religiöser Eifer auf dasselbe. Als er im August seine Vorbereitung, welche sich freilich auch immer hinausschob, beginnen wollte, schrieb er: „Wenn nur Gott mir beisteht (was ich freilich gerade hier am wenigsten verdiene) und ich gesund bleibe, so soll und kann es wills Gott schon noch ordentlich gehen.“ Und im Dezember: „Ohne Gott kann ich Nichts, aber mit Gott Alles.“ Bevor er aber alle theologischen Disziplinen wiederholte, was dann mit reißender Schnelligkeit geschah, hatte er durch ein sorgfältiges Studium der Einleitung von Schleiermachers Dogmatik und dessen Ethik sich über die Prinzipien dieser längst in ihm wurzelnden Denkweise aufzuklären gesucht und dadurch sein Denken sehr geschärft.

Charakteristisch nun ist der schöne theologische Aufsatz, den er pflichtgemäß einzugeben hatte; denn derselbe faßte den ganzen theologischen Streit der Gegenwart in seinen Prinzipien, und war eine ernste und besonnene Durchführung der Grundansichten, welche er sich 1835 angeeignet. Er läßt hier ahnen, wie er mit der freiesten Wissenschaftlichkeit einst große kirchliche Entschiedenheit würde verbunden haben.

Um sich nämlich „das Verhältniß des christlichen Glaubens zur Kritik der evangelischen Geschichte" klar zu machen, fragte er zuerst nach dem Verhältniß des christlichen Glaubens zu dieser Geschichte überhaupt. Und hier nun macht er einen Unterschied zwischen der Geschichte als Bestandtheil des Glaubens und als Vermittlerin desselben; Bestandtheil desselben ist sie nicht, denn der Glaube besteht nur in der innern Gewißheit der Erlösung Jesu Christi. Christus sagte nur: Glaubet an mich, d. h. als den Erlöser. Nur weil sie den Glauben nicht von dessen äußerer Anregung unterschieden, machten die Jünger die Auferstehung zum Mittelpunkt des christlichen Glaubens. Sie selbst aber glaubten schon vorher an ihn (Math. 16, 16). Und die Kirche, auch der Protestantismus, hat sogar das Dogma über Christi Person, d. h. das aus der Bibel als Ganzem geschöpfte Gesammtbild Christi zum Prüfstein der evangelischen Geschichte gemacht. Wohl aber Vermittlerin ist diese Geschichte für den Glauben; denn da der Einzelne nur dadurch zu Christus gelangt, daß er in sich selbst einen Mangel (die Sünde) verspürt, und in Christi ganzer Persönlichkeit, dessen Lehre sowohl als Leben, das ahnet, was er sucht und so von ihm angezogen wird, so müssen wir einen Ersatz für Christi unmittelbare persönliche Erscheinung haben und daher hat er selbst uns seinen heiligen Geist gegeben, der theils in der Kirche, in welcher er sich

durch menschliche Ueberlieferung allmälig trüben muß, theils in der Schrift, die sich immer gleich bleibt, von Christus Zeugniß ablegt. Als einen Theil nun dieser Schrift hat auch die Geschichte ihren unersetzlichen Werth für die Wirkung und Weiterleitung des Glaubens. Auf's entschiedenste aber behauptet Wolf den Beweis des Geistes und der Kraft als den einzigen Beweis für das Christenthum und verwirft den Beweis durch Wunder und Weissagungen des alten und neuen Testaments gar gründlich.

Nach diesen Grundsätzen ist im Interesse der Frömmigkeit die ächt wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte gestattet und damit sind ihre Resultate anerkannt. Wissenschaft und Christenthum wollen beide die Wahrheit und müssen bei allen zeitlichen Differenzen einst in derselben zusammentreffen. Jene ächte Kritik wird aber vom Glauben sogar gefordert, weil die Bibel ein menschliches Buch ist und dafür gesorgt werden muß, daß nicht aus einer unwahren Geschichte ein unwahrer Glaube erwachse; da die Erscheinung Christi so mächtig auf ihre Umgebung gewirkt, so wird der Kritik natürlich Einzelnes als mythisch sich erweisen. Da nun aber gewöhnlich die kritischen Grundsätze nicht allgemein bindend sind, sondern in irgend einer persönlichen Philosophie wurzeln, daher für den christlichen Glauben entweder Wesentliches als unächt ausgeschieden, oder auch ihm Widersprechendes als historisch stehen gelassen werden könnte, so handelt es sich um höhere Kriterien für die christliche Ausübung der Kritik, und dieses oberste Prinzip dieser Kritik lautet also: „Jede in der evangelischen Geschichte enthaltene Begebenheit, welche dem (aus den Evangelien selbst geschöpften) Gesammtbilde des christlichen Glaubens vom Erlöser widerstreitet, kann unmöglich so stattgefunden haben und ist also in dieser

Gestalt als unhistorisch auszuscheiden.“ Dieses oberste Prinzip ist das ächt protestantische, daß die Schrift nur aus ihr selbst erklärt, oder vom heiligen Geiste gerichtet werden solle. Finden nun aber einzelne Kritiker in ihrem Glauben verschiedene Bilder von Christus vor und leiten aus diesen verschiedene oberste Prinzipien ab, so liegt der Kirche die Garantie für die Christlichkeit der kritischen Resultate in deren Uebereinstimmung mit ihr selber, dem einzelnen Kritiker aber in der Reinheit und Kräftigkeit seines eigenen christlichen Glaubens. So oft nun ein kritisches Resultat einem jeweiligen Kirchengeiste widerstreitet, entsteht ein Streit, wer das Christenthum reiner und tiefer erfaßt habe. Aber auch da muß man zuversichtlich auf Gott hoffen, daß der heilige Geist, der wesentlich auch ein Geist der Wahrheit ist, am Ende den Kampf selbst entscheiden, also die Wahrheit nur reiner und klarer aus demselben hervorgehen werde; nur daß Keiner das Ende des Kampfes allzunahe setze und sich selbst die volle Wahrheit zuschreibe, die nur bei Gott ist. Die Kirche wird so lange jeden als einen Christen anerkennen, als er denselben Grund seines Glaubens mit ihr theilt, d. h. so lange er den historischen, in der heiligen Schrift von ihm gefundenen Christus als seinen Herrn und Erlöser kennt. In Zeiten des Kampfes aber mag der Zuschauer sich damit beruhigen, theils daß schon vieles als unwesentlich im Christenthum gefallen ist und noch fallen wird, theils daß jede unchristliche Kritik früher oder später auch als eine unwissenschaftliche erscheinen wird.

Unchristlich nun aber wird die Kritik noch nicht durch die intensive oder extensive Stärke ihrer Resultate, nicht, auch wenn sie die ganze übernatürliche Seite der evangelischen Geschichte bestritte oder vernichtete, — denn diese ist

dem Glauben nicht wesentlich, — wohl aber, wenn sie die Wunder Christi an sich und nicht bloß als übernatürliche angriffe, auch nicht, wenn sie ganze Theile der evangelischen Geschichte angreift nach Grundsätzen, welche aus dem Gesammtbilde Christi herstammen. Unchristlich dagegen wird sie, wenn zwar ihre Prinzipien christlich, ihre Ausübung aber willkürlich und unchristlich ist, wo die Christlichkeit dann von der zufälligen Stärke des christlichen Glaubens im Kritiker abhängt (Paulus), oder wo (wie bei Strauß) untergeordnete Regeln (mythische Auslegung) so ungenau aufgestellt würden, daß am Ende das oberste Prinzip (der historische Christus) selbst aufgehoben wird. Wird dem christlichen Bewußtsein sein historischer Christus entzogen, so ist es um die Gewißheit der Erlösung geschehen. Antichristlich endlich ist eine Kritik, wo das oberste Prinzip antichristlich ist. Und hier ist auch wieder ein besserer oder schlimmerer Fall gedenkbar: entweder nämlich erringt in der Wissenschaft überhaupt sich eine unwissenschaftliche Ansicht die Herrschaft und dringt ohne Polemik gegen das Christenthum, sondern — nur als Konsequenz im Dienste der Wahrheit — auch auf die evangelische Geschichte ein; dann kann der Kritiker sich selber (wie Strauß) sich für einen Christen halten, nicht mehr aber die Kirche ihn. Oder die unchristliche Kritik fließt aus spezieller Polemik gegen das Christenthum, und dahin gehören die Deisten und Naturalisten, nicht aber Strauß, der, von einer philosophischen Richtung ergriffen, im Dienste der Wahrheit und Wissenschaft zu arbeiten glaubte.

Wolf hatte auf diese Weise mit muthvoller und vorsichtiger Konsequenz seine frühern subjektiven Grundsätze durchgeführt, sein Verhältniß zu den Erscheinungen im Leben genauer bestimmt und wie er sich dadurch als einen

reifen Kandidaten der Theologie bewährte, sich selbst nach seinem eignen Gefühle zugleich einen Schritt weiter gefördert. Die Wissenschaft war bei ihm in hohem Grade bis zum Leben hinangediehen und was ihm selber ein außerordentliches Wohlbehagen gewähren mußte, war eben der Umstand, daß die einst errungenen theologischen Ansichten, durch die er gleichsam seine Person gerettet, sich männlich so ausgebildet hatten, daß er in ihnen theils ganz sich selber erkannte, theils auf ihrer Basis auf einen so vieles begreifenden und zugleich so entschiedenen Standpunkt für Gegenwart und Zukunft sich gehoben sah. Er fühlte ganz sich selber in dieser Arbeit, und als ihm daher Einer sagte, sie sei durch und durch im Schleiermacherschen Geiste abgefaßt, so sträubte sich sein innerstes Wesen dagegen. „Dagegen muß ich mich wehren, denn ich weiß, daß ich kein Schleiermacherianer bin und will auch keiner sein; was ich mit ihm gemein habe, mag allgemein christlich sein oder unserer Zeitbildung angehören und namentlich wüßte ich nicht, was in diesem Aufsatze so Schleiermacherisches sein sollte. Natürlich hat auch er auf mich eingewirkt, mit und ohne Schweizer, denn alles, was in mir ist, ist natürlich durch Andere geweckt worden; — aber ich weiß wenigstens sicher, daß ich meine Selbstständigkeit bewahrt, daß ich meine Grundansichten tief aus meinem eigenen Wesen geschöpft habe und daß mein Christenthum mein Eigenthum ist, sofern dieß beim Christenthum überhaupt möglich ist. Und meine Selbstständigkeit will ich nicht preis geben, ich will keinen andern Meister haben als Christus allein.“ Nachdem er nun auch sein mündliches theologisches Examen mit einer Auszeichnung bestanden, die ihn mit seligen Ahnungen auf seine künftige Wirksamkeit für das Reich Gottes erfüllte, erhielt er zum Texte

seiner Probepredigt, im Ganzen seiner vierten, aus dem Evangelium Johannis die Stelle VI. 66 – 69. Die Ausführung dieses Textes, ein Produkt seiner Liebe und Innerlichkeit, sowie seines Gegensatzes gegen alles Aeußere und kraß Sinnliche, wie er sie selbst beurtheilte, gab ein merkwürdiges Zeugniß, wie seine wissenschaftlich errungene Ansicht sich einst im Dienste der Kirche ausnehmen sollte. Innerlich ergriffen trug er, höchst einfach in Rede und Geberde, diese Predigt den 19. Februar 1838 in der Großmünsterkapelle vor dem versammelten Kirchenrathe, seinen Verwandten, vielen Studirenden und jüngern Geistlichen vor.

Wolf selbst kam sein Vortrag wie eine Einleitung zu seiner lebenslänglichen Predigt an die Gebildeten vor und was ihn an dem einstimmigen Lobe besonders freute, war das, daß auch die gewissenhaftesten Beurtheiler christlicher Wahrheit sich der tiefen Christlichkeit und seltenen Reife seines Zeugnisses freuten. Den folgenden Tag, den 20. Februar, wurde er mit seinen Examengenossen feierlich ordinirt.

Unser Freund, bisher nun ganz eine Pflanze zürcherschen Lebens und zürcherscher Schulen, fand selbst den Besuch einer deutschen Universität sehr zuträglich für eine noch zu erstrebende größere Vielseitigkeit und Gewandtheit. Ein Jahr durfte er noch wagen, und er entschied nach langer Unschlüssigkeit für Bonn, denn dort lehrte Nitzsch. Von diesem Manne glaubte er, würde, was in seiner Theologie noch fehlte, in ihm geweckt werden; vorzüglich aber war es ihm um die praktische Theologie und die eigene Ausbildung im Predigen zu thun. Denn ein ächt prophetisches Feuer drängte ihn, einst da mit dem Worte aufzutreten, wo er am meisten neu gestaltend wirken könnte;

und was er zu diesem Zwecke sich zutraute, und noch erstreben zu müssen glaubte, das schrieb er sich in folgenden Sätzen nieder.

Gegen Selbstsucht und Eitelkeit, und ganz besonders gegen Ehrgeiz ist mannhaft zu kämpfen, und ihm Anderes entgegen zu setzen; Verachtung der Ehre, Demuth und Bescheidenheit, die sich als Gottes Werkzeug betrachtet, dem alle Kraft nur von Oben kommt, Erkenntniß der eigenen Unvollkommenheit und besonders uneigennützige, heiße Liebe zur Sache selbst.

*

Dennoch ist äußere Anerkennung nothwendig, also auch zu erstreben, aber nur um der Sache selbst willen und ebenso soll jeder, aller Bescheidenheit unbeschadet, seine Individualität in ihrem vollen Werthe schätzen und sich selbst nicht verachten, — man muß sich selbst fühlen, und auch die Leute es fühlen lassen, d. h. man muß auch scheinen, was man ist, — man muß in seinem ganzen Auftreten mit Kraft und Festigkeit den Leuten geistig imponiren und auch im Umgange sich mehr geltend machen, nicht wie ein blöder Knabe oder ein scheuer Dummkopf erscheinen, — dann wirkt man hundertmal mehr.

*

Man muß nicht nur einen Gedanken geistreich zu verarbeiten, sondern auch begeistert für ihn aufzutreten wissen, — nicht nur einen feinen Verstand besitzen, sondern auch ein tiefes, zartes, feuriges Gefühl. Zu alle dem aber kommt nothwendig noch das innere und innige Leben im Christenthum selbst, eine klare und tiefe, freie und große Auffas-

sung desselben und ein begeisterter Muth ohne Menschenfurcht. Das letzte besitze ich, — ich traue mir die Kraft zu, mich fürs Christenthum aufzuopfern und rücksichtslos gegen die Welt aufzutreten. — Zu einer wahren Beredsamkeit gehört indessen nicht nur Sprachgewandtheit und jene Fülle der begeisterten, phantasiereichen Anschauung, welche durch häufige Stylübungen, durchs Zurückgehen auf die plastische Natur und durch die Lektüre der größten und kühnsten Dichter und Redner in ihrer Ursprache erreicht wird, — sondern auch eine durch philosophische Studien zu erwerbende philosophische Tiefe und Klarheit des Denkens und eine geistreiche Darstellung.

*

Auch ein weniger genialer Redner kann durch die Kraft der Sprache und die sittliche Größe seines Charakters Ungeheures wirken; denn in einer verdorbenen und irreligiösen Zeit wird ein begeistertes und durch gewaltige Kraft imponirendes Auftreten für die ewige Wahrheit hinreichen, um auch einen gewaltigen Eindruck zu machen.

*

Auch im gewöhnlichen Umgang muß man imponiren, kräftig und liebevoll sein, entschieden und tief sprechen und Allen Alles sein; dazu braucht es aber äußern Anstand, conventionellen Umgangston, Feinheit und Takt, gefällige Gesprächsweise und dialektische Gewandtheit.

Familie.

Seitdem Wolf ordinirt war, wendeten sich seine Blicke immer mehr der heranrückenden Abreise zu. Er hatte schon von manchem Freunde Lebewohl gesagt; aber jetzt galt es von Allem in Zürich Abschied zu nehmen, und er wurzelte so tief in ererbten und selbstgeschaffenen Verhältnissen; am 17. März war er zum letzten Mal im Zof. Vereine. Es war dieß ein feierlicher Abend: er wußte, wie viel er gewirkt, wie sehr ihn die Meisten liebten und wie Großes er diesem Vereine verdankte; ihm war zu Muthe wie einem Meister, der sein Werk nun andern anvertrauen mußte; aber er fühlte es lebendig, daß einem Jeden die Zeit komme und daß sie auch ihm jetzt gekommen, da er nicht mehr in den Zof. Verein passen soll, weil dieser kein Männerverein ist. Dann tröstete er sich damit, daß er einen guten Grund gelegt, auf dem Andere fortbauen werden, und daß eigentlich sein ganzes Leben das angefangene Werk fortsetzen werde, das ja nichts anderes sei als das Wirken für das Reich Gottes in ihm und andern, „nur immer bewußter, kräf-

tiger, besonnener, direkter, reiner, herrlicher," und schon freute er sich auf die Rückkehr nach Zürich, da er die Knaben und Jünglinge wiederfinden werde, zu denen sein Herz in Liebe ihn zog.

Je enger aber die Zeit seines Aufenthaltes in Zürich sich zusammenzog, desto gieriger wollte er noch die Liebe des häuslichen Kreises schlürfen, der freundlich seine jugendliche Wirksamkeit gestärkt und erleichtert hatte. Unser Freund hatte bisher tiefer, als daß er ihn selbst klar erkannt, den hohen Werth des Familienlebens geehrt, und wenn er an einem, der seine Eltern nicht in Zürich hatte, eine entschiedene Anhänglichkeit an die Entfernten wahrnahm, so war dieß für ihn immer ein Grund seiner Achtung gewesen und er konnte sich nicht leicht denken, wie ihm einst bei einer Trennung zu Muthe sein würde, denn er war sich selber kaum bewußt, wie tief er die Seinigen liebte. „Die Familie, sagte er, ist die Wiege der Frömmigkeit und die Schule der Popularität;" die Wahrheit der ersten Behauptung ist anerkannt und die zweite der merkwürdigste Angelpunkt in der Erscheinung seines häuslichen Lebens.

Wenn nämlich Popularität die Geschicklichkeit ist, sich selbst, wie man ist, in allen Verhältnissen zu geben, so ist sie nichts anders als dasjenige, wornach Wolf in aller seiner Wirksamkeit gerungen. In seinen weitern Verhältnissen war ihm das nur durch das Schriftwort, nicht aber durch das mündliche und durch die unmittelbare Persönlichkeit gelungen. In der Familie nun, wo so enge Bande die Einzelnen verbinden, herrscht ein Verhältniß der Ahnung zwischen den Gliedern, und das gegenseitige Verständniß ist auch bei der gewandtesten Gesprächsweise symbolischer Art. Während Wolf im Zof. Verein durch sein

geschriebenes Wort sich hatte offenbaren können, so mußte dieß in der Familie durch seine mündliche Rede oder durch seinen unmittelbaren Umgang geschehen. Seitdem er durch den Einzug seiner verwittweten Mutter und seiner Geschwister in die Stadt wieder einen ächten häuslichen Kreis gewonnen, war ihm unaussprechlich wohl geworden; mehrere Todesfälle, welche die Familie getroffen, hatten die Geschwister zu dem heiligsten Gelübde verbunden, die gute, ihnen noch gelassene Mutter durch Eintracht unter einander, durch persönliche Tüchtigkeit und mit aller möglichen Liebe zu erfreuen. Die Achtung vor seiner gelehrten Bildung wahrte Jean unter seinen Geschwistern immer den ersten Rang, er ermahnte immer zum Guten; über den jüngern Bruder übte er eine auf das Alter und wie er meinte, auch auf seine tiefere Einsicht gegründete Suprematie aus, und auch die ältere Schwester hörte nun gerne auf die Lehren und Mahnungen des einst von ihr beaufsichtigten Bruders. Unaussprechlich aber liebte er seine ehrwürdige Mutter; Ehrfurcht und Dank gegen sie war die Grundstimmung seines Gemüthes und durch die kleinste Gabe fühlte er seine Schuld, die er erst in der Zukunft einst einigermaßen abzutragen hoffte, so sehr vergrößert, daß er sogar bei Tische nur mit Schüchternheit nach den aufgetragenen Speisen zu greifen pflegte. Sein Reden selbst aber war äußerst sparsam, er stand immer bei seinen Studien und was er etwa sprach, beschränkte sich meistens auf Bitten und Aufträge für seine äußern Bestrebungen, oder auf einzelne zärtliche Ausdrücke beim Schlafengehen oder Aufstehen; bei Tische sprach er eben so selten, er hätte mit jedem einzelnen Gliede allein sein müssen und nur wenn die andern spaßten, so lachte er tüchtig mit; so daß die Seinigen immer am wenigsten von ihm wußten und

was er etwa anderswo ausgerichtet, oft erst später und von Andern erfuhren. Die Mutter selbst konnte die tiefsten Blicke in den Sohn thun, wenn dieser ihr bisweilen geeignete Aufsätze oder Briefe, die er an Freunde geschrieben, zu lesen gab.

Weit offener sprach Wolf seine Angelegenheiten mit seinen Freunden durch, die mit ihm in gleichem Streben begriffen waren und mit größerm Interesse ihn verstehen konnten. Der Ort aber, wo er alles, was ihn bewegte, aussprach, das war sein Tagebuch; da schrieb er sich immer auf, was er ausgeführt, was er im Plan hatte, mit was für Leuten er zusammengetroffen, was er mit ihnen gesprochen, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht; hier machte er sich seine Vorzüge und seine Mängel mit der naivsten Einfalt deutlich; das Tagebuch ist voll feiner Beobachtungen über sich und Andere. Der Einfluß des Tagebuches auf ihn selber aber bestand darin, theils daß er im geselligen Gespräche weniger mitzureden sich gedrungen fühlte, theils daß es in seine Bestrebungen viel Plan und Besonnenheit brachte und seinem ruhelosen Ringen einen festen Halt gab; theils aber veredelte dasselbe manche Motive und Handlungen, beschönigte und bemäntelte ihn nicht, sondern durchläuterte ihn wirklich, — wenn uns einzelne Beispiele nicht täuschen. Dieses Tagebuch aber war nur für ihn geschrieben und auch den Seinen verschlossen.

In dem häuslichen Kreise beruhte daher das genaue und liebevolle Verständniß, das unter allen herrschte, auf dem gegenseitigen äußerlichen Benehmen. Und für den wortkargen Jean, bei dem sonst die unmittelbare Persönlichkeit sich immer als der schwächste Ausdruck seines Wesens erwiesen, mußte diese Persönlichkeit das Hauptmittel

des Verständnisses sein. Dazu war aber auch die ganze Familie eingerichtet. Mit einer ernsten Erinnerung wurden alljährlich die Todestage der gestorbenen Familienglieder gefeiert; der Geburtstag der Mutter pflegte jedesmal mit einem gemeinsamen Spaziergang, der Weihnachtabend mit Geschenken von derselben, der Neujahrsmorgen wieder auf seine Weise gefeiert zu werden, und wie einfach auch die Feierlichkeiten waren, sie waren die hohen Familienfeste des Jahres, die von Jahr zu Jahr Alle noch mit innigern Banden umschlangen, und ihr tiefster Sinn bestand darin, daß durch die Regelmäßigkeit der Feier die Verbindung mit der Wonnezeit der frühern Jugend und die harmlose Kindesgesinnung jener Jahre erhalten wurde.

Nie aber wurde deutlicher, wie so ganz er seiner Familie angehörte, als wenn er Abends im Wohnzimmer an demselben runden Tische, an dem Mutter, Schwester und Magd arbeiteten, eifrig seinen wissenschaftlichen Aufgaben oblag; er wurde nicht gestört, und traf ihn ein Freund in dieser Gesellschaft, so fühlte ers ihm an, daß ihm da wohl und daß ein zartes Band um alle geschlungen sei. Kam er in das Haus eines nähern Freundes, so konnte er sich, zumal auf dem Lande, bald zurecht finden und namentlich verlebte er in einer befreundeten ländlichen Familie am Zürichsee, wo er seine Kuren machte, die herrlichsten Tage und Wochen, und ihn drückte dann nur das Gefühl, daß er nicht alle Liebe genugsam erwiedern könnte. War er auf diese Weise oder wie häufig mit Freunden oder Geschwistern auf Reisen, so wurde immer der lieben Mutter gedacht, häufig ihr von den Reisezuständen berichtet und jedesmal die Rückkehr zu einem herrlichen Feste des Wiedersehens gemacht. Gewöhnlich pflegte er die sehnlich Harrende mit irgend einem Reisegeschenke zu über-

raschen, und mit welch zarter Liebe er sie unabläßig im Sinne hatte, davon zeugte einmal eine künstlich geschnittene Zuckerschale, die der Gute von Meiringen, damit sie nicht zerbräche, bis nach Zürich ununterbrochen in der Hand getragen hatte.

Mit solchen zarten, seltenen Zeichen liebte der Sohn und Bruder; seine Liebe wollte immer verstanden sein, auch er verstand ja die sprachlosen Blumen und liebte sie stille und dachte sich gerne zu den verschiedenen als verschiedenen Charakteren in ein Verhältniß. Liebe glaubte er längst schon als sein Wesen erkannt zu haben, aber seine Kindesliebe sollte sich nun erst recht offenbaren während seines Aufenthaltes in der Fremde. Ihm bangte es nicht um den Abschied, denn er dachte, das Jahr würde schnell vorbei sein und dann die Zeit beginnen, wo er die Liebe seiner Mutter mit der That einigermaßen vergelten könnte. Am letzten Abende, den er noch bei den Seinen zubrachte, den 18. April 1838 endete er sein Zürch. Tagebuch mit folgenden Worten: „Der lieben Mama wird es anfangs gewiß sehr schwer fallen und nur dieser Umstand macht auch mir das Scheiden schwer; denn sonst scheide ich fröhlich und hinter mir liegt eine herrliche Zeit, wie sie selten Einem zu Theil wird, und vor mir liegt die Zukunft mit ihrer rosenfingrigen Morgenröthe wie die Ahnung eines hellen Tages in den Schweizerbergen.“ — Am folgenden Morgen nahm er Abschied von seiner Familie, ohne eine Thräne, denn solche trat nie vor den Menschen in sein Auge.

Vollendung.

Als ein ächter Schweizer, voll von den Eindrücken seines Vaterlandes und dem Gedanken, daß er bald wieder werde heimkehren und für dasselbe auftreten können, bestieg Wolf den 18. April 1838 den Postwagen, der ihn von einer Schaar lieber Freunde weg und bald auch aus der Schweiz in ein neues Land hinausführte. Von verschiedenen Städten trafen allmälig sieben Schweizer zusammen, welche in Bonn ihre Studien fortsetzen wollten, und die so entstandene Gesellschaft erschwerte es Wolf, sich über alles auszusprechen, was von neuen Eindrücken ahnungsvoll ihn erfüllte. Er war von frühern Reisen her gewohnt, gewissenhaft alle Merkwürdigkeiten aufzusuchen; aber wie sehr ihn auch die Lebensweisen der verschiedenen Städte interessirte, das französische Leben in Straßburg, das deutsche Handelsleben in Frankfurt, das Studentenleben in Heidelberg, das Residenzleben in Karlsruhe und Darmstadt, — die deutschen Städte und Ebenen langweilten ihn bald; es fehlten die Schweizerberge. In Freiburg und Straßburg

stand er vor den allbesuchten Münstern; er beschaute sie von innen und außen; wenn er sie verlassen, kehrte er öfter wieder zu ihnen zurück, stand wieder stille, schaute an sie hinauf und konnte sich beinahe nicht loswinden und — schwieg. Nach einer vierzehntägigen Reise langte er am 3. Mai, gesunder als seit langem, in der Universitätsstadt an.

Wolf hatte schon in Zürich gefühlt, wie ganz anders sein geselliges Leben in der Fremde werden müßte. In der Heimath hatten ihn schöne Verhältnisse frühe aufgenommen; der Zof. Verein, die Turngesellschaft, ächt vaterländische Gemeinschaften, hatten seine erste Liebe gefesselt und ihn an sich groß gezogen, und die viele Zeit, die er diesen Verhältnissen gewidmet, hatte in einer ernst gemeinten, Großes umfassenden Wirksamkeit und in der eigensten Charakterbildung ihren Grund gehabt. Anders war es nun in Bonn; eine große Studentenmasse fand er hier, aber die war ihm fremd; er hatte zwar immer gewünscht. das deutsche Studenten- und wo möglich das Burschenleben kennen zu lernen; aber eben das konnte er nicht mehr finden. Die 6—700 Studirenden bildeten Landsmannschaften; an der Spitze dieser stand ein Ausschuß, welcher, wo etwas Gemeinschaftliches eingeleitet werden sollte, von sich aus die Sache anordnete, ohne durch eine demokratische Abmehrung die Einzelnen für gemeinsame Zwecke zu begeistern. Wurde nun ein Commerce oder ein Fackelzug, die höchste gemeinsame Angelegenheit, von dem Ausschusse anzuordnen geruht, so mußten alle Studenten sich an diese Wenigen anschließen, als den einzigen Mittelpunkt für etwas Gemeinsames; schön glühten dann die Fackeln durch die Nacht, herrlich rötheten sie die Häuser, erglänzten die Bäume; eine schweizerische Studentenschaft hätte auf dem Marsche und vor dem Hause

des Beehrten ihre schönsten Lieder gesungen und das wäre die Krone des Festes gewesen, — aber die Deutschen folgten schweigend einer türkischen Musik, und ihr Gesang vor dem Hause des Professors glich einem rohen Geschrei und nachdem eine Nacht durchgekneipt worden, verschwand alle Zusammengehörigkeit wieder. Solche Desorganisation und Gehaltlosigkeit des deutschen Studentenlebens empörte Wolf, und er erklärte oft, wäre er ein Deutscher, so würde er sich schämen, solch Unwesen ruhig hinzunehmen; als Schweizer aber gehe ihn die Sache nichts an. In der That freute er sich dann innig, ein Schweizer zu sein, und dachte an den Zof. Verein, in welchem die bloße Idee des Vaterlandes immer neu die Einzelnen organisire und zu einem lebenvollen Ganzen verbinde. Herrlich, idealisch erschien ihm dann das schweizerische Studentenleben, wo volle Freiheit herrsche, während er in Bonn schon in der ersten Woche ein weitschweifiges Statutenheft erhalten und einen Revers hatte unterschreiben müssen, daß er in keine geheime Gesellschaft treten werde. „Das seien Statuten, bemerkte er mit bitterer Ironie, die dem Studenten wie einem Esel alles vorschreiben und den Staat trefflich vor seinen gebildetsten Bürgern schützen.“

Bei seiner übeln Meinung vom deutschen Studentenleben fühlte er denn auch kein großes Bedürfniß, mit Einzelnen in engere Verbindung zu treten, zumal er, wenn er sie von wissenschaftlicher Seite betrachtete, bei den einen oberflächliches Brodstudium, bei den andern kirchliche Engherzigkeit wahrzunehmen glaubte. Wiewohl er allmälig mehrere wegen ihrer Bildung und ihres Seelenadels wahrhaft achten und lieben gelernt, so schienen ihm doch zu einem eigentlichen Freundesverhältniß mit einem Deutschen, wie er sich ausdrückte, Vergangenheit und Zukunft zu man-

geln. Vor allem aber entschied hier die politische Sympathie; er ward, je mehr er in der Monarchie lebte, desto entschiedener Republikaner, während gerade Edlere seiner deutschen Studiengenossen begeisterte Verehrer vor allem der preußischen Institutionen waren. In der eigentlichen, d. h. in der absoluten Monarchie, davon ließ er sich durch kein Gespräch abbringen, sei das Volk dem Monarchen gegenüber rechtlos und bei der vortrefflichsten Verwaltung und der besten Volksschule doch nur eine Maschine. Die tiefere Art, wie die preußische Staatsphilosophie die Landesmonarchie auffaßte, den Hegelschen Satz: „Die Persönlichkeit des Staates ist nur als eine Person, der Monarch, wirklich," konnte und wollte er auf keine Weise begreifen. Bei allen Auswüchsen pries er sich die demokratische Freiheit, ohne welche, wie ihm schien, die meisten es auch nicht zu der persönlichen geistigen Freiheit brächten. Uebrigens war er auch darin ein Schweizer, daß er mit republikanischen Ansichten klüglich haushielt und seines Vaterlandes sich im Stillen freute. Sein Herz aber jubelte, als er von dem Schützenfeste in St. Gallen hörte, von der würdigen Haltung, welche die Tagsatzung anfänglich in der Sache Louis Napoleons eingenommen und die Kunde vernahm von dem alteidsgenössischen Benehmen der französischen Schweiz gegen Frankreich; er freute sich, denn wie er immer ein Zofinger zu sein sich gelobt hatte, so glaubte er ernst immer an das Vaterland und war stolz ein Schweizer zu sein. Darum wenn von einer Vereinigung von Schweizern und Deutschen unter dem gemeinsamen Namen von Deutschen die Rede war, so war ihm das durchaus zuwider; ja wir sind Deutsche, behauptete er dann hartnäckig, nach Abstammung und Sprache; aber wir sind zugleich mehr als Deutsche, wir sind Schweizer.

Indem so für lebendigen Umgang und tieferes Verständniß zwischen ihm und Deutschen Grundvoraussetzungen mangelten, hielt er sich großentheils an seine Landsgenossen. Wie er aber in der Heimath mehr um des Ganzen als um Einzelner willen an den größern geselligen Verhältnissen Theil genommen, so besuchte er auch in Bonn die regelmäßigen Zusammenkünfte mehr um der Liebe willen, weil er durch Ausbleiben nicht stören wollte. An scherzhafter, leichter Unterhaltung, wozu er selber kein Geschick besaß, hatte er keine Freude; wurde aber gesungen, zumal ein Schweizerlied, etwa ein Kuhreihen, dann wurde ihm wohl, oder wenn ein ernsterer, zumal vaterländischer Gegenstand zur Sprache gebracht wurde, dann wurde auch er lebhaft und griff kräftig in die Rede ein. So mächtig ergriff jetzt die Vaterlandsliebe seine Seele, daß, während er früher seine Genossen immer nach dem Maße ihres Seelenadels beurtheilt hatte, er nunmehr nach dem Maße ihrer schweizerischen Gesinnung sie entweder als ächte, oder halbe, oder Nicht-Schweizer in Klassen ordnete und von dieser Gesinnung seine Zuneigung zu den Einzelnen abhängig fühlte. Und wie er denn bei all seiner Liebe und seinem harmlosen Wesen ein sehr feines sympathisches Gefühl besaß, schnell seine Verwandtschaft oder Verschiedenheit mit einem Menschen empfand, so trat er in kein neues eigentliches Freundschaftsverhältniß, sondern behielt und behandelte zwei Jugendgenossen stets als seine eigentlichen Herzensfreunde.

Er hatte schon bei Hause sich vorgenommen, auch wenn Gelegenheit sich böte, in Bonn um der Gesundheit und der Zeit willen nicht zu turnen. Als ihm nun aber einige Schweizer in der Nähe ihrer Wohnung einen Turnplatz entdeckten, er diesen sehr verwahrloset fand,

und das Knabenturnen ungeschickt und schauspielerisch geleitet sah, da konnte er nicht müßig zusehen; indem er während zwei Abenden eine Stunde mit seinen Landesgenossen turnte, unternahm er, dem Turnlehrer an einem besondern Abende die Vorturner der Knaben recht tüchtig zu üben, und weil seine tiefe Einsicht sich bald geltend machte und er mit mehreren Veränderungen durchdrang, so nährte er eine Zeitlang die Hoffnung, das Turnwesen zum Bessern umzugestalten. Indessen fand er bald, daß seine Verbesserungen durch die falschen Grundsätze des Vorstehers der Anstalt immer wieder vereitelt würden, und als ihm im Herbste bei einem prunkhaften Turnfeste die Schalheit der ganzen Auffassung aufs Widrigste in die Augen gefallen war, gab er, weil er seine Bemühung für Zeitverschwendung halten mußte, die Sache selbst wieder auf.

Ein Kniefall auf dem Turnplatze zwang ihn im Sommer, eilf ganze Tage das Zimmer zu hüten. Draußen war das schönste Wetter, die Kollegien in vollem Gange und er im übrigen so gesund, daß er die schönsten Schweizerreisen hätte machen können, deren Zeit es jetzt war. Jetzt konnte er seine neue Heimath etwas näher betrachten. Mit einem alten Zürcher-Freunde hatte er sich gleich am ersten Tage in einem freundlichen Hause an der Josephsstraße niedergelassen. Drei Schwestern und zwei Brüder, katholischer Konfession, führten zusammen eine Haushaltung und logirten immer sieben bis acht Studirende bei sich. Die beiden Zürcher, Wolf zu ebener Erde und sein Freund eine Treppe höher, hielten treu zusammen, so daß sie die studirenden Deutschen, welche im gleichen Hause wohnten, erst später wahrnahmen und einigermaßen kennen lernten. Seine häusliche Schüchternheit, mit der er gegen jedermann, auch gegen Bediente, äußerst höflich war, nie-

mals befahl, sondern immer bat und dankte, machte die älteste der drei Schwestern bald zutraulich gegen ihn, und gerade jetzt, als seine Geduld auf eine so harte Probe gestellt war, kam sie bisweilen für ein halbes Stündchen zu ihm herüber, theilte ungebeten ihm bald ihre zartesten Verhältnisse mit und wirkte ihm, sowie seinem Freunde, weil sie treue Schweizer waren, von Seite ihrer übrigen Geschwister die freundlichste Familiarität aus, so daß Wolf sich hier heimathlich aufgehoben fühlte.

Unserm Freunde, dem von der Liebe immer gepflegten, that solche Erfahrung um so wohler, als sein Herz immer im Vaterlande verweilte. Vom Heimweh wollte er nichts wissen, erklärte dasselbe in Briefen und Gesprächen gar entschieden als das Gefühl eines Oberflächlichen, sagte es sich stets, daß er in Bonn durch seine Landsleute eine ganze Schweiz um sich habe und daß sein letztes Bildungsjahr bald genug zu Ende sei, und alsdann dem Triebe, für das Vaterland zu wirken, freien Lauf werde gelassen werden können. Das alles sagte er sich öfter vor, um sich's zu beweisen, daß er eigentlich kein Heimweh haben könne; langte dann ein Brief von den Seinigen an, so war das jedesmal ein Fest; er versetzte sich oft in ihre Mitte, gedachte ihrer Familientage, feierte diese wo möglich zu der gleichen Zeit, durch die gleiche Thätigkeit, durch die gleiche Freude mit; sang selber dann Schweizerlieder auf seinem Zimmer, sang ganze halbe Tage bei der Arbeit, wenn er vor einem Buche sinnend stand, oder wenn die Erinnerung an die Herrlichkeiten des Vaterlandes, die Feste des Zofinger- und Turnvereins seine Phantasie erfüllte und jede Stunde ihm gegenwärtig war, in der seine Freunde im Vaterlande dessen schönere Freuden in frischen Zügen genossen. Aussprechen konnte er dann nicht alles,

was ihn bewegte, darum sang ers aus tiefem Herzen heraus, um vor den mannigfaltigen Gefühlen Ruhe und immer sich selbst wieder zu finden.

Bei solcher Gemüthsverfassung mußte ihm denn auch das Tagebuch noch mehr Bedürfniß sein als bisher. Und es war wirklich allmälig mehr als bloßer Ordnungstrieb geworden, wenn er keine Lücke in demselben haben wollte; er mußte sein inneres und äußeres Leben gleichsam äußerlich anschauen können, um des Zusammenhanges sicher zu sein; mußte aussprechen, was ihn beschäftigte, um dessen los und in seinem Urtheile über dasselbe fest zu werden; bei seiner leichten und immer mehr oder weniger rednerischen Schreibweise läuterte sich oft auch seine Gesinnung, und immer neue Allgemeinheit und neuer Schwung kam so in seine Ansichten, so daß, was er einmal lebendig gefühlt oder gedacht, irgendwo niedergeschrieben sein mußte und hinwieder zu neuer Wirksamkeit sich vervielfachte. Darum hat er jeden Aerger, jede Sehnsucht, jede Freude in sein Tagebuch gehaucht, hier die kleinsten und größten Verhältnisse auseinandergesetzt, hier seine Stellung zu seinen Freunden nach ihren Charakteren geordnet und jedes bedeutende Wort, das er irgendwo gehört oder gesprochen, aufgezeichnet. Bei solcher praktischen Wichtigkeit des Tagebuches holte er, nachdem die vielen äußern Geschäfte der ersten Wochen ihn an der Führung desselben gehemmt, und er den Seinigen auch noch seine Herreise auf achtzehn enggeschriebenen Postpapierseiten erzählt, das Versäumte sehr ausführlich noch im Juli nach und erst dann, als dieses geschehen, glaubte er mit seinen eigentlichen Studien beginnen zu können. Während er auf diese Weise durch das Tagebuch, das in Bonn zu ungefähr 230 engbeschriebenen Oktavseiten anwuchs, sich immer mit sich selbst vermittelte und

verständigte, führte er daneben ein schon in Zürich begonnenes Kollektaneenheft fort, in das er seine eigenen Kerngedanken ohne Datum niederschrieb, das aber seine eigentliche Bedeutung darin hatte, daß er sich mit andern Geistern in ein freundlich bestimmtes Verhältniß setzte. Denn hier schrieb er sich aus ganz verschiedenen Büchern große Stellen heraus, die ihm wichtig waren, die ihn anregten, in denen er sich selber wieder fand, und nicht bloß aus Büchern; sondern wenn er in irgend einem erhaltenen Briefe oder in einer von einem Freunde geschriebenen Zeitung, einer von einem solchen gehaltenen Rede oder Predigt eine Stelle fand, die Seelenadel oder tiefere Eigenthümlichkeit verrieth, so schrieb er sich auch diese mit dem Namen des Verfassers in sein Heft. Mancher Jugendgenosse, den er sonst streng beurtheilte, würde hier ein Wort, das einst ein bemerkbarerer Pulsschlag in seinem Leben gewesen, in edler Harmlosigkeit als eine Perle aufbewahrt finden und sich freuen, wie schön ihn Wolf verstanden, und wie einig er, bei aller äußern Verschiedenheit, mit ihm gewesen; denn nicht ein objektives Interesse leitete ihn bei solcher Aufmerksamkeit, sondern das Gefühl der Uebereinstimmung und der Freude über ein ihm verwandtes Gemüth. Durch solche liebevolle Anerkennung Anderer wurde denn auch er selber sehr befruchtet, so daß oft sehr originelle Gedanken seiner Altersgenossen, frei von ihm aufgenommen und verarbeitet, und später umgestaltet und verklärt von seinem Gemüthe, zu neuer Begeisterung und weiterer Befruchtung von ihm ausgesprochen wurden.

Bei all dem führte er die ausgedehnteste Korrespondenz. Er hat während seines neunmonatlichen Aufenthaltes in Bonn über 50 Briefe geschrieben und zwar manche derselben in Vormittagsstunden, die sonst der ernstern Arbeit gewidmet waren.

Diese Beschäftigung war ihm mehr als Zeitvertreib; denn wenn auch sein heißer Durst nach Briefen aus der Heimath oder sein eigenes Herzensbedürfniß ihn oft zum Schreiben trieb, so geschah es doch vorzüglich auch deßwegen, weil er entweder sich selbst dadurch zu bilden, oder auf Andere zu wirken hoffte. Seine Briefe alle sind mit außerordentlicher Leichtigkeit und Anmuth geschrieben, durchaus spiegelte sich in ihnen seine jedesmalige Gemüthsstimmung; entweder er schlenderte in jovialem Schwatzen dahin, wo ihm wirklich nur darum zu thun war, wieder mit einem geredet zu haben; oder es steigert sich seine Sprache in Darstellung wichtiger Gegenstände, in Schilderung von Personen, Gegenden, Verhältnissen, und bei seiner treuen und scharfen Beobachtung aller Gegenstände wußte er mit seiner Sprachgewandtheit das Interesse auch an seine Reisebeschreibungen zu fesseln.

Sein scharfes Persönlichkeitsgefühl spiegelt sich nun auch außerordentlich zart in der verschiedenen Art, wie er an die verschiedenen Freunde geschrieben. Wie treuherzig er auch in seiner Naivheit gegen alle derselbe blieb, er schrieb an keinen wie an den andern, sondern besaß für jeden verschiedene Materie und Form und erst in diesen Briefen lernt man den ganzen Wolf kennen. Unter seinen ebenbürtigen Altersgenossen hatte er es in Zürich nur mit sehr wenigen zu einem intimern Verhältniß gebracht; gegen diese wenigen aber offenbarte er in seinen Briefen die größte Treue, bekümmerte sich zärtlich um alles an ihnen, auch um ihre äußern Umstände und war, wie er's von ihnen verlangte, offen und freimüthig auch gegen sie. Als einer aber, der bei Hause unter diesen Altersgenossen Anerkennung sich erst hatte erkämpfen müssen, stand er mit Knaben, zu denen ohnehin sein Wesen ihn zog, in viel bedeutendern Verhältnissen; von diesen hatte

er allmälig im Zof. Verein und in der Turngesellschaft einige herangezogen, die er zu persönlichen Freunden und zu nachwachsenden Pflegern seines Werkes wünschte. Mit manchem Knaben war er in absichtsvollem Gespräche vom Turnplatz in die Stadt zurückgekehrt, hatte da ihn zu verstehen, ihm seine Vaterlandsliebe oder Frömmigkeit zu entlocken und gelegentlich ein Sämlein in dessen Herz zu streuen gesucht. Mit einigen dieser Lieben hatte er sogar in den letzten Monaten im Thucydides gelesen, nur um zu sehen, wie das jugendliche Gemüth je an dem Schönsten und Größten sich entwickle. Und dann suchte er sie von seiner Seite so viel Liebe empfinden zu lassen, als sie deren nur fähig waren; ach er hätte sich so gerne auf ganz gleichen Fuß zu ihnen gestellt, wäre gerne nicht der Aeltere gewesen. So war es ihm begegnet, daß mehrere von den Heranwachsenden, wenn er im Drange seiner Liebe sie eigentlich als Freunde behandeln wollte, seine Freundschaft nicht recht verstehen, nicht fühlen konnten, wie nahe er ihnen stehe und wie viel sie ihm seien. Wie seine ältern Freunde, so hatte er auch einige dieser jüngern beim Abschied zum Briefwechsel aufgefordert, und wie diese mit schüchterner Freude nun Briefe an ihn richteten, so hat er hinwieder die treueste Gegenseitigkeit beobachtet. In manchem ging gerade während seiner Abwesenheit aus dem Knaben der Jüngling hervor und mit freudigem Erstaunen begrüßte Wolf die theuren Briefe, die solches Keimen und Wachsen ihm offenbarten. Seine Freude drückte er dann oft an ältere Freunde aus, weil er mit Aeußerungen an die Jüngern selbst die Entwicklung in ihrer Harmlosigkeit zu stören fürchtete. Diesen schilderte er nun mit seiner beredten Feder manches, was sie interessiren mußte, einen Fackelzug, alte Burgen, unterhielt sich mit ihnen über die

alten Griechen, begeisterte sie für das Vaterland, machte sie auf die zarteste Weise auf ihre Fehler aufmerksam und deutete ihnen leise an, bei wem er die größte Kraft und Seligkeit gefunden. Der Kunstsinn hatte, dem schilderte er seine Reiseschätze und die darüber erworbenen tiefern Ansichten; einen verzagenden Freund, in dem er große Kraft ahnte, munterte er durch die überzeugendste Beredsamkeit zur Selbstständigkeit auf, ging auf seine tiefsten Gedanken und Gefühle ein; einem andern schilderte er seine hiesigen Professoren, verglich sie mit den Zürcherischen und forderte, während er in Bonn so viel fand, zu treuer Benutzung der einheimischen Reichthümer auf. Und dann über Alles seine Offenheit und Liebe ausgegossen, sein Zutrauen und die Freude über den Werth seiner Freunde, die Sehnsucht nach dem lieben Vaterlande, das gab seinen Briefen einen unbeschreiblichen Zauber und machte ihren Empfang überall zu einem Feste.

Das Theuerste aber in der Heimath waren ihm die Seinigen; diesen schrieb er am meisten und regelmäßigsten und diese Briefe bildeten die materielle Grundlage zu allen andern, indem er hier bis ins Kleinste seine äußern Zustände und die Reise beschrieb. In Briefen, gerade zwischen inniger verbundenen Familiengliedern, ist die größte Zärtlichkeit immer eine vorausgesetzte, sie drückt sich weniger in einzelnen Worten aus als in der ganzen Schreibweise und im vorausgesetzten Verständniß. So war es auch bei Wolf. Ganz in seiner Art drückte sich dieses Verhältniß bei ihm mehr in einzelnen Beweisen zarter Aufmerksamkeit aus; er suchte seine Briefe so abzuschicken, daß sie etwa auf irgend einen Festtag bei Hause ankamen; wollte pünktlich wissen, um welche Stunde sie daselbst eintreffen, damit er, wenn sie von den Seinigen gelesen würden, dann sich zu ihnen hindenken könnte;

und nebenbei drückte sich seine Liebe zu diesen Theuren noch freier in Briefen an andere Correspondenten aus und sehr schön in dem überschwenglichen Danke, den er einem nähern Freunde für die Besuche spendete, durch die er seine einsame Mutter erheiterte.

---

5. Mai 1838.

An die Seinigen. Mit meinen Gedanken war ich indessen oft bei Euch, ich versetzte mich Abends oft in die Wohnstube und hätte gerne gewußt, was ihr dann gerade machet.

*

16. Mai.

An N. Ach ich darf mich nicht zu sehr in den Gedanken vertiefen, wie innig mich die liebe Mama und Schwestern lieben und auch nicht allzuviel an die Liebe meiner Freunde denken, sonst wäre dieß das Erste, was mich zum Heimweh brächte. Ich könnte stundenlang an meine Freunde denken und mir vorstellen, was sie jetzt thun und treiben und mich im Geiste in ihre Mitte versetzen, — aber so bald ich daran dächte, daß auch sie ebenso an mich denken, dann würde die Freude zur Wehmuth.

*

Mai.

Tagebuch. Ich bin eben unvollkommen, ringe nach Bescheidenheit und nach allem, allem Andern erst noch jetzt; mein Wesen ist Kraft und Liebe, aber es wird nicht äußerlich in imponirender Größe und freundlichen Fesseln; ich habe einen Pfahl in meinem Fleische, der eben mein Fleisch ist.

*

25. Mai 1838.

Tagebuch. (Nach einem Fackelzug.) Die ganze Festlichkeit, so schön sie äußerlich war, brachte mich aufs Neue zum Jubel darüber, daß ich ein Schweizer und Schweizerstudent bin.

*

26. Mai.

An T. Auf der Adresse mußt du schreiben: Bonn am Rhein, wenn nicht aus Sorgfalt, doch aus Trotz; denn ich muß auch schreiben Zürich in der Schweiz, und die Leute müssen wenigstens wissen, daß Bonn bei uns für eben so obscur gilt, als hier Zürich.

*

Arndt liest nicht mehr, denn er ist zu freisinnig; aber er zieht seinem Vaterlande ein Paar Söhne groß, die er auf tüchtigen Fußreisen, selbst nächtlichen Ausflügen abhärtet ... Ich werde nicht nachlassen, bis es mir einmal möglich ist, unter irgend einem Vorwand zu ihm zu gehen. Ich sah ihn einmal auf der Straße: ein kleiner Mann, aber voll ächten Adels. Das ist ein Deutscher und wäre ein herrlicher Schweizer.

*

26. Juni.

An V. Du unterschriebst dich: dein dankbarer V. Nun möchte ich doch ums Himmelswillen fragen, was du mir zu verdanken habest, das ich dir nicht ebensosehr verdanke; etwa die Freundschaft? die Liebe? Ist mir denn diese von deiner Seite weniger Bedürfniß gewesen? Ich leugne nicht, daß Freunde einen großen Einfluß auf einander haben können; aber ist denn das Bewußtsein dieses erhaltenen

Einflusses nur auf der einen Seite? Unter Freunden ist Gegenseitigkeit in allem; der eine hat nicht mehr Pflichten und Verdienste als der andere, sonst ist das Freundesverhältniß gewiß kein ungetrübtes; Dankbarkeit besteht nur da, wo der eine dem andern nicht das ist, was dieser ihm, zwischen Lehrern und Schülern, Alten und Jungen, überhaupt zwischen Ungleichen, also nicht zwischen Freunden, und wir wollen doch zusammen ächte, wahre Freunde sein. Es gibt ja zwischen Freunden keine Pflichten; die Liebe und ihre Aeußerungen sind etwas Freies, von selbst Kommendes, Unwiderstehliches; auch ich habe meinen Freunden viel, ungeheuer viel zu verdanken, aber ich fühle keine Pflicht gegen sie.

*

Fehler sind eine Abweichung des Menschen von seinem Wesen.

*

Und nun, mein lieber Freund, glaube ich, der Mangel an Selbstständigkeit sei dein Hauptfehler; du fühlst dich zu wenig, traust dir zu wenig zu. Der Mangel an Selbstvertrauen könnte dich sehr unglücklich machen. Das Selbstvertrauen steht, wie ich glaube, nicht im Widerspruche mit der Bescheidenheit und der christlichen Demuth . . . Nur Eins ist nöthig für unsern Beruf, die völlige Hingabe an Jesus Christus, das Aufgeben seines eigenen Widerstrebens; und diese demüthige bescheidene Hingabe ist Eins mit dem unerschütterlichen Festhalten an seinen innersten Ueberzeugungen, sowohl gegen andere als auch gegen seine eigenen Schwächen und Kleinigkeiten, — also Eins mit der größten Selbstständigkeit. Dieser redliche Wille, sich ganz Christus hinzugeben, ist freilich schwer . . . Man kann sich diese Kraft auch erst erwerben, sie immer mehr stärken bis

zur Willigkeit, das Leben für Christus zu lassen, oder was noch mehr sagen will, um Christi willen allgemein ausgelacht und verachtet zu werden. Bis auf einen gewissen Grad braucht in unserer Zeit ein jeder Geistliche eine Dosis dieser Kraft.

*

Du klagst, daß du dich in geistiger und wissenschaftlicher Hinsicht hinter andern zurückfühlest. Aber auch hierin bist du gegen dich selbst ungerecht. Fürs Erste brauchen nicht alle Leute Genies zu sein; — die Genies sind gut, um die Welt in Bewegung zu bringen, die Gedanken aufzurütteln, — wenn aber alle lauter Genies wären, so stünde es schlimm; denn dem Genie fehlt gewöhnlich der klare, nüchterne, ruhige, prüfende Sinn.

*

Auch das Christenthum und der geistliche Beruf fordert kein Genie; es ist höchstens gut, solche sich gegenüber zu haben, aber der Geistliche selbst darf beinahe kein Genie sein; ein Talent muß er haben, das in ihm Lebende auch Andern mitzutheilen. Wie viele vereinigen denn alle Vorzüge, welche man von einem Geistlichen verlangen könnte? Der Eine besitzt Kraft, der Andere Phantasie; der Eine einschneidende Schärfe, der Andere herzbezwingende Liebe und Milde, der Eine Klarheit, der Andere Geistreichheit. Keinem Geistlichen fehlen alle Vorzüge, aber wo das christliche Leben im eigenen Gemüthe fehlt, da fehlt Alles. Wer von Christus ergriffen ist, der wird immer ein Talent in sich finden, das den Stürmen seines Herzens die Sprache leiht.

*

Ich habe mich oft im Zof. Verein, in der Kirche ꝛc. niedergeschlagen gefühlt, wenn ich auf eine viel größere

Beredsamkeit, Gewandtheit des Denkens, Schärfe, Klarheit, Gründlichkeit stieß, als ich mir selber zutraute; aber das war jedesmal nur momentan, — und wenn ich mich dann fragte, ob ich wirklich so gar nichts sei, so fand ich jedesmal, daß das Meiste oder das Wesentlichste in der Hand des Menschen steht, und daß das andere, was man sich nicht erwerben kann, entbehrlich ist, — daß es aber jedenfalls Undank gegen Gott ist, wenn man das, was man selbst besitzt, mit falscher Bescheidenheit, verachtet.

*

Ich könnte dir nun einfach sagen, du besitzest diese oder jene Talente: du könntest mir aber nicht glauben wollen. Wohlan, so frage ich dich einfach: Was hast du für ein Recht, dein Pfund für das geringste zu halten oder gar es zu vergraben?

*

Für den sichersten Weg zu Selbstvertrauen und Selbstständigkeit halte ich den: Prüfe alles selbst und frage dein innerstes Bewußtsein vor der Autorität; gewöhne dich an ein scharfes Denken und strenges Prüfen; studire eifrig, aber nicht empirisch, — und was du einmal erkannt, das halte fest gegenüber andern Meinungen; sei recht entschieden ein Christ und wolle das Christenthum verfechten. Dann aber verachte die dir verliehenen Gaben nicht, halte nicht alle andern für Engel und dich für einen Teufel; halte kein einzelnes Talent für die Hauptsache; du mußt von keiner einzigen Gabe glauben, sie mangle dir ganz, — dieß wäre ja ein Vorwurf gegen Gott; du mußt vielmehr jede in dir voraussetzen und sie ausbilden.

*

Mein Hauptsatz ist: Was ein Geistlicher wesentlich

braucht, das sich zu erwerben, steht in eines jeden Menschen Gewalt.

*

17. Juni 1838.

An die Seinigen. Ich sagte letzthin einem meiner Freunde, wie viel lieber ich einen Brief lese als schreibe; da fand er, der angenehmste von allen Momenten sei doch derjenige, wo man den Brief in den Briefeinwurf werfe, — eine feine psychologische Bemerkung; ich halte es aber mit dem Lesen, und dann mit dem Schreiben, und dann erst mit dem Geschriebenhaben.

*

Meine Zunge sehnt sich Mittags um 1 Uhr nicht so sehr nach Speise, als mein Herz nach Briefen, ich bin in beständigem Hunger und Durste darnach, und wie unersättlich ich überhaupt in meinen Wünschen bin, weißt du von den Schweizerbergen.

*

2. Juli.

An M. Ich hasse wirklich jene Weise, mit irgend einem Menschen nur auf Einer Seite in Berührung zu treten, auf Einem Gebiete sein Freund zu sein und sich um die andere Seite des Menschen gar nicht zu bekümmern; ich muß den ganzen Menschen, und eben sein Innerstes, sein Gemüth finden, hier mit ihm zusammentreffen, sonst bleibt mein ganzes Verhältniß zu ihm ein äußerliches.

*

Die Vaterlandsliebe fehlt freilich nirgends bei rechter Frömmigkeit; aber wo beide nicht etwas tiefer gehen, da schließen sie sich eher aus.

*

15. Juli.

An P. Ach jetzt kommt die Zeit der Schweizerreisen, — stehe fest o du mein Herz, — und dann das Turnfest und das Zofingerfest 2c. — Marsch, fort mit diesem aus meinen Gedanken!

*

18. Juli.

Tagebuch. Z. schrieb vom eidsgenössischen Schützenfeste in St. Gallen; 50,000 Menschen sollen einmal auf dem Platz gewesen sein und B. durch eine herrliche Rede alle begeistert haben; das muß ein herrliches Fest gewesen sein, wo die Einheit des Schweizervolkes in allen Herzen zum Bewußtsein kam. O nur viele solcher Feste und unser Volk wird bald Ein Volk sein! Da fühlt es seine Kraft, seine Freiheit, seine Würde, seine Einheit! Ach hätte ich nur Einen Tag dort sein können! Und nun haben mit dem 16. Juli die Ferien in Zürich begonnen; jetzt ist Alles dem Rigi und den Bergen zugeflogen, wie ich bisher auch alljährlich, — und dann den 24. und 25. Juli ist das Turnfest in Chur und dann später das Zof. Fest!! O halte fest, mein Herz, — ich will Schweizerlieder singen, und Nachts träumen, ich sei auf den Schweizerbergen und an dem Schweizerturnfeste. —

*

25. Juli.

An die Seinigen. Ach, jetzt wollte ich nur einige Stunden auf dem Rigi sein oder am Schützenfest in St. Gallen, — aber doch am liebsten bei euch.

*

17. August.

An F. Ich habe die Monarchien (die absoluten, wie Preußen) nie lieben können; und wenn eine solche auch

den Segen der Volksbildung ausbreitet, wenn sie die herrlichste Staatsverwaltung und Jurisdiction einführt, wie diese in einer Republik gar nicht möglich ist, bleibt sie doch im Prinzipe immer gleich schlecht, sie bleibt eine Maschine und wenn sie auch die beste Maschine ist, das Volk bleibt rechtlos gegenüber dem König. — Es wäre freilich ein sehr unchristlicher Gedanke, daß ohne bürgerliche Freiheit auch die höhere geistige christliche Freiheit nicht möglich sei, daß also nur Republikaner wahre Christen sein können; das Christenthum kann in allen Verfassungen Wurzel schlagen; aber es ist ebenso gewiß, daß seinem Geiste nicht alle gleich angemessen sind, daß es Freie und nicht Knechte will und daß die bürgerliche Freiheit auch für den Christen ein hohes Gut ist und viel erleichtert und zur höhern Stufe führen kann. Auch der Sklave kann Christ sein, aber sein Herr wird selten einer sein und hindert auch den Sklaven möglichst daran.

*

Ich weiß wohl, daß ich anfangs über Manches übertrieben aburtheilte, z. B. über Monarchien, über das deutsche Studentenleben 2c.; allein die Studenten, die ich achten gelernt, sind eine Ausnahme geblieben; im Ganzen herrscht eine Rohheit, wie sie in der Schweiz nirgends vorkommt, und von gewissen Vorurtheilen, die sie gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, können sie sich gar nicht losmachen. Kein Einziger weiß unsere schweizerischen Verhältnisse irgend zu würdigen; ist in einem Kanton Streit ausgebrochen, so preist man sich glücklich, keiner Republik anzugehören; vor Gestaltung eines Staatslebens unter Kampf und Wehen hat man einen horror. — Es gibt natürlich auch noch solche, die Ein Deutschland möchten, aber die Meisten sehen ein, daß Deutschland zu groß

ist für Eine Republik; sie wollen eben einen Bundesstaat, aber einen freisinnigen, und diese Freisinnigkeit ist wieder nicht die unsere, denn man traut dem Bauer keine Einsicht und keine Kraft zu.

*

17. August 1838.

An F. Ich glaube, die Gesundheit als solche hat mit dem Turnen nichts zu schaffen, sie wird dadurch gefördert, muß dabei berücksichtigt werden, wie bei allem andern, sie kann bei Hunderten ein Zweck des Turnens sein, aber sie ist nicht der Zweck; Eine Sache hat nur Einen Zweck, und dieser ist beim Turnen ein geistiger, die Bildung des Körpers für den Geist, — also freilich auch zur Gesundheit.

*

21. August.

An F. Daß du im Zof. Verein lebst, ist das Schönste, — nur Eine Idee, für die man allein lebt, welcher Art sie auch sei, und der Jüngling wird gewiß am besten gebildet; und die Idee des Zof. Vereins ist ja nicht ein Quidcunque, sie umfaßt Alles für den Studenten auch für den Theologen Alles; das ist ihre Höhe und Größe.

*

27. August.

Tagebuch. Heute feierten wir (ich und mein Bruder) den Geburtstag der lieben Mama durch eine herrliche Chokolade und Mittags erhielten wir einen Brief von ihr.

*

6. September.

An H. Durch die kleinliche Behandlung wird das Studentenleben herabgedrückt und zur Rohheit beinahe

gezwungen. Wenn es auch unter den Studenten viele ausgezeichnete Ausnahmen gibt, so würde man doch unter der Masse den Geist der deutschen Burschenschaft vergeblich suchen, kaum ihre Lieder sind geblieben; ein eigentliches Studentenleben, ein Alle mit moralischer Gewalt beherrschender Geist gibt es hier nicht, und was ihm etwa analog ist, das sind willkürliche Sitten, die über den Einzelnen einen furchtbaren Zwang ausüben.

*

26. September.

Tagebuch. Jetzt werden die Zofinger (vom Feste) wieder auseinandergezogen sein. Glück zu, ihr wackern Wanderer! das Vaterland in Gedanken zieht euch groß und gibt mir Kraft.

*

3. Oktober.

Wer eigentlich in der Napoleonssache Recht hat, weiß ich noch nicht; bis ich es weiß, nehme ich, Zürichs Autorität folgend, an: Frankreich nicht; und jedenfalls hoffe ich, daß die Schweiz zu dem, was sie als ihr Recht anerkennt, muthig zu stehen wage und lieber der Gewalt, als der Schande unterliegen wolle, obgleich das Unterliegen noch gar nicht so ausgemacht ist. Die Schweiz hat sich in dieser Sache muthig und ehrenvoll, Frankreich aber furchtsam und lächerlich benommen.

*

7. Oktober.

Ach ich koste immer so viel, und die lieben Meinigen müssen immer für mich opfern; o Gott, laß es mich nie vergessen, und durch die zärtlichste Liebe die großen Opfer wenigstens einigermaßen zu vergelten suchen.

*

13. Oktober.

An K. Ich glaube noch immer, ein guter Zofinger müsse vor allem ein guter Christ sein.

*

15. Oktober.

An V. Ich mag nichts von meinen deutschen Reisen schreiben; dagegen deine Erzählung beschreibt einen Theil der Schweiz, und das ist Herzensstärkung.

Wie um jeden Menschen, so herrscht besonders über jeder Stadt eine eigenthümliche geistige Atmosphäre, welche der Ankömmling bald in seinem ganzen Wesen empfindet. Zwischen Bonn und Zürich war nun in religiöser und theologischer Beziehung kein geringer Unterschied, den auch Wolf allmälig zu verspüren anfing. In der Heimath hatte er durch äußeres Auftreten sein Inneres von dem Druck früherer Verhältnisse befreit, in einer weiten Wirksamkeit sein beinahe vernichtetes Selbstgefühl wieder gefunden, und indem er seinen Charakter in vaterländischen Bestrebungen befestigte, sein Gemüth für alle edlere Humanität weit offen behalten. Aus der frühern theologischen Anstalt in Zürich hatte er in der Exegese einen tüchtigen Rationalismus zur Mitgift erhalten und der ernste Moralismus dieses Systems hatte den Jüngling mehrere Jahre gefesselt. Auf der neu errichteten Universität war er durch wissenschaftliche Kritik tiefer gebildet und durch den spätern Einfluß des Schleiermacherschen Systemes über manche Lebensräthsel, welche tief ihn beengten, wissenschaftlich aufgeklärt worden.

Schleiermachersche Ethik und Dogmatik waren in den letzten Jahren die Hauptmächte gewesen, zu denen er sich

in ein Verhältniß zu setzen hatte, und seine ernste Charakterbildung hatte über die Art entschieden, wie er diese Elemente in sich aufgenommen. Wie er nämlich bei all seinen Bestrebungen immer nur sich selber, sein Innerstes darzustellen gesucht, so hatte an der Universität, wie in so Vielen, auch in ihm der Individualismus nur noch kräftigere Nahrung gefunden; wiewohl gegen das, was in der neuen Wissenschaft mit Schelling zusammenhing und Pantheismus zu verrathen schien, sein ganzes Wesen sich sträubte, so hatte er gerade die bedeutsamste Frucht dieses Zusammenhanges vollständig gepflückt, die Aufhebung des Gegensatzes von Natürlichem und Uebernatürlichem. In diesem ganzen System herrscht nun, selbst bis auf die Sprache hinaus, ein so großartiger Eintheilungssinn und hat sich in den schönen Fachwerken, in denen Prof. Schweizer alle seine Disziplinen vorträgt, so in seiner ganzen Stärke erwiesen, daß zumal bei der fadenartigen Feinheit, mit welcher hier die innersten Vorgänge eines frommen Gemüthes theoretisch auseinandergelegt werden, wo solches System vorgetragen wird, die Gefahr ist, daß Studirende ohne Originalität und eigene christliche Lebenserfahrung zu leeren Nachbetern scholastischer Formeln werden. Da nun Wolf die tiefe Mystik und die spekulative Grundlage des großen Theologen abging, so war auch er dieser Gefahr ausgesetzt.

Aber zwei Umstände schützten ihn davor. Einerseits nämlich war ihm aus den Jahren seines Rationalismus neben der gehaltvollen freien Wissenschaftlichkeit ein tüchtiger sittlicher Ernst nach kantischer Moral geblieben, so daß, wie tief auch die Schleiermachersche Ethik auf ihn gewirkt, er doch nicht zu einer bloß psychologischen Betrachtung der sittlichen Zustände geführt worden war, sondern das Sittengesetz stets ihm ein ernstes Gesetz blieb. Die neue

Wissenschaft hatte sich also mit einem Rationalismus, der sich noch keineswegs ausgelebt, zu vermischen. Dann aber lieferten die ernsten Erfahrungen seiner Charakterbildung den innern und sehr eigenthümlichen Gehalt für die theoretischen Einsichten, die er in der Dogmatik über die Natur der frommen Zustände erhalten. Indem ihm nämlich vollkommene Selbstständigkeit und die Freiheit sich zu geben, wie er war, immer das höchste und das unerreichte Ideal blieb, so hatte er in Christus denjenigen gefunden, welchem als dem vollendeten Menschen, und dadurch Gottessohne, er sich nur hingeben müsse, um in ihm und durch ihn die höchste Freiheit und Selbstständigkeit zu erlangen. Je mehr er sich daher mit Christo verband, desto mehr Energie und Gehalt konnte er sich für sein Leben versprechen und hinwieder wurde ihm je das kräftigste und reinste Handeln das Maß und das Zeugniß seines christlichen Sinnes; in Christus fand er seine ganze Selbstständigkeit.

Der ganzen Vorbereitung auf das Predigtamt mußte in Zürich mehr als irgendwo der Gedanke an den Kampf mit dem Unglauben zu Grunde liegen. Nur als ein verachtetes kleines Pietistenhäuflein erschienen die Frommen, und wer persönlich den Unglauben zu bekämpfen gedachte, der mußte dieß zunächst mit einer freien und großartigen Wissenschaft thun; in dieser freien Wissenschaftlichkeit hatte die neue theologische Fakultät ihre große Bedeutung und wenn von hier aus weniger unmittelbar ein frommer und erbaulicher, sondern mehr ein bloß wissenschaftlicher Sinn angeregt wurde, so gehörte dieß gewiß mit zur providentiellen Bestimmung der Universität und zur Befriedigung eines tieferen Bedürfnisses. Es mußten Thäler und Hügel zuerst geebnet werden, bevor ein innigerer christlicher Sinn sich ungehöhnt und wirksam wieder aussprechen konnte.

In mancher Beziehung anders war es nun in Bonn. In der paritätischen Universitätsstadt, in der nur eine kleine unirte Gemeinde besteht, wird das christliche Leben durch den Unterschied mehr konfessionell und kirchlich. In der Nähe liegt das durch seine lebendige Kirchlichkeit so berühmte Wupperthal, wohin Wolf selbst einmal zu gehen und woselbst einige Tage mitzuleben er sich fest vorgenommen hatte. Schon unter den Studirenden hatte er, wenn auch bei der großen Masse eine kirchliche Beschränktheit, die ihn durchaus abstieß, doch bei vielen, zumal tüchtigen Juristen, das kirchliche Interesse in einer Lebendigkeit wahrgenommen, wie es wohl ihm selber bisher beinahe fremd gewesen war. Die Hauptsache aber war, daß das christliche Leben überall in seinen bestimmten Gestalten ihm entgegentrat und eine ganze Menge neuer Fragen entstanden, die man sich früher noch gar nicht aufgeworfen. Und an der Universität fand er in einzelnen Professoren das religiöse Element mit dem wissenschaftlichen in einer Stärke verbunden, wie er solches ebenfalls noch nie gesehen. Das erfüllte ihn mit außerordentlicher Achtung gegen sie. Der ihn aber eigentlich nach Bonn gezogen und auch hier der Mittelpunkt des religiösen Lebens war, das war Professor Nitzsch.

Wolf hatte seine Verwandtschaft mit Nitzsch schon in Zürich geahnet, und sie bestand wohl darin, daß dieser Mann ebenfalls in seinen theologischen Grundlagen der Spekulation gänzlich fremd ist, von Schleiermachers psychologischen Untersuchungen nur das mit der Bibel Uebereinstimmende benutzt und den Zusammenhang von Moral und Religion so tief von Neuem wieder begründet hat. Sobald er nun diesen Mann auf Katheder und Kanzel reden hörte, da war er für ihn gewonnen. Diese Ent-

schiedenheit und Besonnenheit in jedem Worte, diese Gedrungenheit und Präcision des Vortrags, diese Lebendigkeit in demselben, welche durchaus als Ausdruck innerer Erlebnisse erschien, dieser ganze Mann, wie er das Leben in der Wissenschaft, die Wissenschaft im Leben hatte, durch jedes Wort und jede Geberde nicht bloß belehrte, sondern erbaute, das war es, was Wolf zauberisch bald an ihn fesselte. Wo andere nun über Dunkelheit klagten, da fand er nur Tiefe, deren Verständniß durch den längern Umgang mit der Person des verehrten Lehrers sich schon erschließen werde. Er hörte christliche Moral bei Nitzsch, er vermißte hier zwar die schöne Konstruktion der Wissenschaft, wie er sie in Zürich gefunden, aber er glaubte viel bestimmtern christlichen Gehalt in ihr zu finden und dann fand er sie so kräftig in sich selbst, daß er sich in seinem eigenen sittlichen Leben mächtig durch sie gefördert fühlte. Mit der größten Genauigkeit schrieb er sich daher seine Hefte, versäumte keine Predigt von Nitzsch und besuchte, so oft er's wagen durfte, dessen Kränzlein.

Neben der tiefen christlichen Lebenserfahrung dieses Mannes war für Wolf dessen ernstgemeinte Kirchlichkeit ein bedeutsames Moment. Er hatte schon früher bei Schleiermacher kirchliche Ausdrücke gefunden; sie hatten ihn aber nicht bloß deswegen gestoßen, weil er selbst die alte Orthodoxie längst aufgegeben, sondern wegen seiner unbedingten Wahrhaftigkeit, — er glaubte neue spekulative Ansichten in jenen Worten ausgedrückt, und Schleiermacher erschien ihm so als unredlich. Nitzsch hörte er nun noch in weit entschiedenerer Kirchensprache reden, und fühlte sich nicht abgestoßen, denn er sah, daß da der alte Kirchengeist lebendig sei. Und doch mußte er sich gestehen, daß das nicht die alte Orthodoxie, sondern daß der alte Kirchen-

glaube hier vertieft, unterstützt und umgearbeitet sei mit der neuen Wissenschaft und für dieselbe. Wenn er nun durch diese Eigenthümlichkeit seines Lehrers manche kirchliche Dogmen erst recht verstehen und schätzen lernte, so leistete sie ihm einen noch ungleich größern Dienst. Als er nämlich einmal die biblische Theologie des alten Testamentes von seinem bewunderten Lehrer durchgelesen, so fand er auch hier dessen kirchliche Auffassung; und das schien ihm nun zu weit gegangen, das erschien ihm als Befangenheit; diese Befangenheit war ihm aber deswegen erwünscht, weil er nun Nitzsch nicht mehr bloß bewundern mußte, sondern auch ihn beurtheilen und seine Selbstständigkeit fühlen konnte. Denn daran hielt er unerschütterlich fest, daß er keines menschlichen Lehrers Schüler sein wollte, sondern einzig Christi. Jetzt wurde ihm Nitzsch nur um so lieber, und er entschloß sich, auch den Wintersemester, den er in Berlin zuzubringen gedacht, in Bonn zu bleiben und den tiefen Geist ganz auszuschöpfen. Er hatte sich bald überzeugt, daß Nitzsch, mehr als irgend ein Lehrer bisher, Alles, was in ihm sei, wecken werde.

---

16. Mai 1838.

An N. Alles ist an Nitzsch so innig und zugleich so besonnen, so tief durchdacht und reich, daß man ganz an seine Persönlichkeit gefesselt wird.

*

Nitzsch ist ein vollendeter Liturg und hat als solcher beinahe eine katholische Feierlichkeit, als ob ein Strahlenkranz um sein zum Himmel gerichtetes Haupt schwebte; aber sein Vortrag als Prediger und Docent ist etwas einförmig; seine Stimme hat nicht sehr viel Umfang und den

Hintergrund bildet der Anklang an einen stabilen Predigerton, auf dessen Vordergrund sich dann die einzeln varirenden Töne zu bewegen scheinen.

*

28. Mai.

An F. Nitzsch ist anfangs nicht sehr klar, hat man sich aber einmal in ihn hineingearbeitet, so hat man einen tiefen Geist aufgefaßt und ganz so wie im Kolleg, erscheint er als Prediger, — man muß nachzudenken wissen, und fürs gewöhnliche Publikum paßt er nicht. Er ist ganz kirchlich und scheint in der systematischen und praktischen Theologie gleich stark zu sein. Im Gegensatze zu Schweizer konstruirt er seine Wissenschaften weniger a priori, von allgemeinen philosophischen Begriffen ausgehend, sondern schließt sich überall mehr an die Wirklichkeit und das Vorhandene an; dadurch erhält sein Kolleg mehr Inhalt, aber vielleicht eine weniger vollendete Form, während bei Schweizer gerade die Konstruktion des ganzes Gebäudes das schönste ist. Schweizer ist mehr spekulativ, Nitzsch mehr kritisch, jener mehr Philosophe, dieser mehr Theologe; an Schärfe des Geistes mögen sich beide gleich stehen, an Tiefe steht vielleicht Nitzsch höher, denn auch bei ihm fehlt das philosophische Element durchaus nicht, nur ist es weniger vom historischen Stoffe getrennt, er erleuchtet, ordnet, kritisirt ihn, statt sich ihm gegenüber zu stellen. Letzteres ist nun auch bei Schweizer durchaus nicht der Fall, aber er versteht sich doch weniger aufs Erstere als Nitzsch; dagegen scheint Schweizer bei aller Gewandtheit Nitzschens doch die Sprache noch mehr in seiner Gewalt zu haben; man wird aber überhaupt nicht leicht anderswo einen so schönen, reich und leicht dahinfließenden, scharf und klar

sich aus dem Innern fast sichtbar entwickelnden Vortrag finden, wie ihn Schweizer besitzt.

*

27. Juni.

Tagebuch. Es scheint mir eine falsche Methode, alles nur psychologisch, nicht moralisch zu beurtheilen.

*

16. Juli.

Tagebuch. Ich bin fest überzeugt, daß Nitzsch mehr als kein anderer Professor, alles was in mir ist und sich aus mir entwickeln kann, aufzuregen vermag; denn etwas anderes will ich von keinem Professor, ich will Keines, auch nicht Nitzschens, sondern Christi Schüler sein; nur Anregung suche ich, ich will nicht Nitzsch finden bei ihm, sondern mich selbst, nicht die Meinungen aller Theologen, sondern eine eigene Meinung. Alles, was außer mir ist, soll nur mein eigenes Bewußtsein wecken, nicht sich selbst in mich hineintragen wollen. — Selbstständigkeit suche ich, denn ohne diese kann ich kein Christ werden und sein.

*

17. August.

An F. Im Anfang fühlte ich nichts als Bewunderung gegen Nitzsch; jetzt fühle ich mich doch schon nicht mehr in allem gleich angezogen und diese Veränderung thut mir sehr wohl, da sie mir größere Selbstständigkeit verbürgt.

*

5. September.

An Sch. Nitzsch, so sehr man seine Predigten studiren muß, darf doch nicht nachgeahmt werden, da er äußerst unpopular ist. Seine Kollegien sind sehr rhetorisch ge-

halten und da dieß einerseits der Tiefe ihres Gehaltes keinen Eintrag thut, anderseits aber die Wirkung dieser rhetorischen Färbung von der Persönlichkeit Nitzschens unterstützt wird, der in der That nicht bloß als Docent, sondern als Mensch und Christ Bewunderung und Liebe abzwingt, besonders durch seine ungeheure sittliche Kraft und Konsequenz, — so gehören seine Kollegien zu dem Ergreifendsten, was es geben kann. Da nun seine Kollegien sehr rhetorisch gehalten sind, und seine Predigten sehr unpopulär, so unterscheiden sie sich nicht wesentlich; auch in den Predigten herrscht eine herrliche Rhetorik mit ihrer ganzen hinreißenden Gewalt und Feinheit, aber sie ist nicht fürs Publikum, — ihr Gedankenreichthum und ihre Einheit ist sogar für den Studenten schwer zu fassen.

*

Für meine Bildung, meine innere Bildung, wird dieß wohl das wichtigste, entscheidenste aller bisherigen Jahre sein.

*

Das Wirken für das Reich Christi ist mir zum ersten unabweisbarsten Bedürfniß geworden.

Während sich Wolf des Einflusses der neuen persönlichen Verhältnisse auf sich und vorzüglich des alle andern überragenden Nitzsch immer deutlicher bewußt wurde, reifte noch eine ganz andere Welt zu immer bestimmterer Wirksamkeit auf ihn, die Welt der Kunst. In der Heimath hatte er diese noch nicht gewürdigt; er wußte es zwar wohl, welch' innigen Zusammenhang der Kunst mit der

Religion die neue Theologie erkannt hatte und immer verkündigte; aber er hatte ihr tieferes Wesen noch nicht verstanden und neben kunstbeflissenen Altersgenossen war er immer etwas verlegen gewesen. In der Natur vernahm er das Wehen Gottes, in ihren Bergen hörte er eine Sprache des Schöpfers und je unbestimmter, desto mächtiger lautete sie. Daß Gott eben so mächtig aus seiner schwachen Person reden möchte, darnach hatte er sich immer gesehnt und für seinen innern Drang in seiner Persönlichkeit nur ein nothdürftiges Surrogat gefunden.

Als er nun auf seiner Reise durch die flachen deutschen Gegenden nach Freiburg und Straßburg gekommen und staunend dort vor und in die riesenhaften Münster getreten war, da durchströmten ihn noch nie empfundene, neue Gefühle. Da war auch Sprache, auch That und Darstellung, aber nicht Gottes, sondern der Menschen. Und doch war es mehr als menschlicher Geist und irdische Erfindung, was in und vor diesen Räumen ihn anwehte, und es war eine bestimmtere, markirtere und tiefer aus dem Menschen redende Sprache, als die er sehnsuchtsvoll auf dem heimathlichen Berge vernommen. Hier redete Gottes Geist, nicht wie er allmächtig den Himmel ausgespannt und frei in bunter Mannigfaltigkeit die Kreaturen geschaffen, sondern wie er gnädig sich herniedergelassen in ein sündhaftes Menschengeschlecht, wie er die Volksgeister von der Natur losgerissen und neugeschaffen, und wiewohl immer noch an den natürlichen Leib gebunden, sie mit freudiger Zuversicht ihrer Gotteskindschaft erfüllt und ihnen bezeugt hat, daß ihr Vaterland im Himmel sei. Darum leuchtet gebrochen das heitere Sonnenlicht durch die großartig gefarbte Rose in den düstern Raum hinein,

aber unentweglich und zuversichtlich laufen die Säulen in hohe Spitzbogen gen Himmel zusammen.

Nachdem Wolf in Straßburg auf diese Weise mehr geschaut, als er je geahnt, wurde er durch diesen großartigen Eindruck ganz entschieden auf das Gebiet der Kunst hingelenkt. In seinen Briefen kehrte er immer wieder auf diesen Münster zurück und den Seinigen beschrieb er ihn nach seinem ganzen Eindrucke. In Bonn hörte er nun bei Welker Vorlesungen über Kunstgeschichte; jetzt erst wurde er gewahr, daß er bisher die Griechen nicht verstanden; denn an den feinen Bemerkungen des trefflichen Lehrers erschlossen sich ihm im Antikensaal die höhern Schönheiten der griechischen Kunstwerke. Die Vorlesung wirkte stark auf ihn und er wurde durch sie zum Verständniß vieler Männer geführt, die er bisher gar nicht hatte genießen können. Der früher immer nur für Schillers Begeisterung begeistert gewesen, begann nun auch Göthen wenigstens als den größten modernen Klassiker zu schätzen.

Vor allem aber interessirte ihn die Kirchenbaukunst, über diese las er sich mehrere Werke, machte Auszüge aus ihnen und bereitete sich dadurch sehr ernstlich auf eine projektirte Reise nach Belgien und Holland vor. Diese unternahm er nun in den Herbstferien mit einigen Freunden; er wußte, was er sehen wollte und hat die dreiwöchige Reise mit einem Bienenfleiße ausgebeutet. Das Meer, die Eisenbahnen, das eigenthümliche Volksleben, die kirchlichen Gruppen waren ihm neue Erscheinungen, in allen Städten wurden die Kunstsammlungen aufgesucht, und ihre Schätze von Wolf nach seinen nunmehr schon sehr bestimmt gebildeten Kunstbegriffen beurtheilt. Sein Hauptaugenmerk aber war auf die Kirchen gerichtet und

nicht leicht ließ er, wenn auch noch so unbedeutende Kirchen unbesichtigt und die gothische Baukunst wurde überall entschieden vorangestellt. Wie genau er sich über alle neuen Eindrücke Rechenschaft gegeben, mag man aus seinem Tagebuche schließen, in welchem er während der Reise selbst über hundert enggeschriebene Oktavseiten ausgefüllt hat. Dazu benutzte er die Abende, oft auch in Gasthöfen und Postbüreaux die Zeit, in der man auf das Verlangte harren mußte; die lieblichsten Natur- und Kunstschilderungen hat er auf diese Weise oft hingeworfen.

---

25. Mai 1838.

An die Seinigen. Wir waren von der Seite auf den Münster hingekommen, und nun gelangten wir auf seine Vorderseite, wo der zum Himmel starrende Thurmkoloß alles andere erdrückt, was in die Seele hinein will. Sein ernster Anblick hatte etwas Fesselndes, Aufwühlendes, ich kam nicht gleich zu einem bestimmten Gefühle, sondern zuerst war es nur ein unbestimmtes Staunen. Ueber dem Hauptthore ist eine runde Scheibe, eine sogenannte Rose, aus lauter gemalten Scheiben bestehend, von ungeheurem Umfange; . . . . Ihr könnt euch das Bezaubernde und Hinreißende, Außersichbringende und Aufstürmende einer solchen Rose unmöglich vorstellen; mit jeder Veränderung des Trittes fallen neue und andere Strahlen in die tausend Stücke der Rose, die aus allen möglichen Farben zusammengesetzt ist, und diese Farbenpracht spiegelt sich an den nächsten Pfeilern wundervoll ab. Das sanfteste und das stärkste Blau, das entzückendste Roth, das glänzendste Grün, alle möglichen Farben, glanzvoll geordnet in konzentrischen Kreisen, strahlen durcheinander . . . . Ich glaube nicht, daß

irgend eine andere Bauart die Idee, den Gedanken, den eine Kirche darstellen soll, so rein und hoch darzustellen vermag, als die gothischen Dome.

*

17. August.

An F. Die Kunst ist die Welt der Idealität; was sie in ihren höchsten Gegenständen äußerlich darstellt, das ist, und wirkt innerlich die Religion.

*

18. August.

An T. Die Idealität ist das Prinzip der Kunst. Welker führte uns das Wort Raphaels an: der Künstler solle die Bilder machen, nicht wie die Natur sie mache, sondern wie diese sie zu machen sich bestrebe, d. h. nach der Idee.

*

In einfacher Grazie der Sprache, in gefälliger Auffassung des wirklichen Lebens mit allen seinen bunten und charakteristischen Verhältnissen steht Göthe gewiß oben an in Deutschlands Literatur, — er muß studirt werden, wenn ich meine Sprache bilden will. Aber wenn ich mich von einer großen Seele will anhauchen lassen, wenn ich die poetische Fülle einer Dichterseele auffangen, mich an ihr erwärmen und begeistern will, da gehe ich zu Schiller, Körner, Schenkendorf, zu Dichtern, die für Gott und Vaterland entflammt sind, in deren Brust das Hohe, Himmlische, Idealische lebt, zu den Geistesverwandten eines Phidias, Sophokles, Homerus, nicht zu Göthe, dessen Gedichte mich entzücken, aber nicht erheben.

*

Meine Meinung ist, daß celeris paribus, der idealische Künstler hoch über dem die Wirklichkeit zum Gegenstand Wählenden stehe; da nun aber cetera nicht paria sind, so will ich Göthe als über Schiller stehend anerkennen, aber nur als Klassiker.

*

22. Oktober.

Heute Abend spazirte ich mit Einigen auf den Kreuzberg; die Sonne ging unvergleichlich unter und die Beleuchtungen des Himmels, von Minute zu Minute abwechselnd, waren noch weit prachtvoller; ein rother, breiter Streifen umzog den ganzen Himmel, und hüllte im Osten das Siebengebirge ein; darunter lag still und ruhig die nebelumschleierte dunkle Landschaft, am Himmel aber schwebten leichte, wollige, rosenfarbene Wölkchen vom herrlichsten Roth, und geröthete Schafwölkchen zierten das Zenith. Da wir aber bei der Nordkapelle hinunter in die Stadt wanderten, da erst zeigte sich der westliche Himmel in voller Pracht; vom brennendsten Orangengelb bis zum zartesten Violett und Rosenroth, vom Gelbgrün bis zum dunkelsten Blau die allmäligste, schmelzendste Abstufung; hinter dem Violett steckte das Himmelblau, hinter der Orangenfarbe das Sonnengelb; vor dem Gemälde standen dunkle und wieder hohe lichte kleine Bäume, theils hinauflaufend in die Gluth des Himmels, theils von ihr geisterhaft durchschimmert; und die ganze Gegend in stiller Ruhe, eingegangen in den allgemeinen Frieden der Nacht! Es ist einer der schönsten Abende, den ich je gesehen.

*

1. November.

Tagebuch. Es war Abend (in Köln) und ich mußte noch einmal in den Dom; kein Glockengeläute hörte ich

hier, wie diesen Morgen; aber alle die schönen Kirchen verschwanden schon bei dem ersten Anblicke dieses ungeheuren Gebäudes; der Kontrast schien den Thurmkoloß noch kolossaler zu machen. Ich trat in das Innere; in dem schwach erleuchteten Chor ertönte ein gedämpfter Chorgesang und eine sanfte, weiche Orgelmusik. Ich trat wieder hinaus auf den Domplatz in den Regen und Sturm, der wildgezackte Chor stieg schauerlich in die finstere, wolkenschwere Nacht hinauf, und aus dem Innern, aus dem mit Lichtern reichbesetzten Chore tönte wie aus weiter Ferne der sanfte Gesang und Orgelton zu mir hinaus, aus dem friedlichen, ruhigen Chor hinaus in die dunkle Regennacht, — es war ein eigenthümlicher, tief ergreifender Moment.

*

3. Dezember.

An P. Die gothischen oder altdeutschen Münster in Freiburg, Straßburg, Köln und den Niederlanden haben am meisten dazu beigetragen, die geheimnißvollen, wunderbaren Tiefen der Kunst mir noch mehr aufzuschließen und namentlich auch den nothwendigen und wesentlichen Zusammenhang aller wahrhaften Kunst mit der Religion, mit dem Christenthum zu zeigen. Wer könnte vor solch einem Münster stehen, dessen Seele nicht wider Willen zum Himmel emporgezogen würde; ich glaube in der That, man kann die ganze Größe des Christenthums in einem solchen Münster ausgesprochen finden, dessen Thürmchen und Spitzen und Bogen zuletzt in der Einen Thurmspitze dem Himmel zu zusammenlaufen. Und es ist nicht zufällig, daß der ganze Bau nach oben strebt, während in der antiken Kunst gerade die horizontalen Linien vorherrschen. Wenn das gewaltige, erhabene Innere des Münsters, die stille Größe, die Ruhe, das von der Welt abgeschiedene

Gottnahesein des Gemüthes aussprechen, also mehr die dogmatische Seite, — und durch die hohen bemalten Fenster die blauen, rothen, gelben Sonnenstrahlen auf die hohen Pfeiler geworfen werden und die ganze Kirche zaubervoll erhellen, — so stellt das Aeußere des Münsters mit allen seinen zackigten Thürmchen, seinen wild und doch zu einer schönen Einheit sich zusammenschließenden Theilen mitten im Gewühle der Stadt dastehend, den Kampf des Lebens mit der Welt dar, gleichsam die ethische Seite, die alles in der Thurmspitze zuletzt nach oben zieht. Und doch nichts Wesentliches ist da, das nicht zugleich der architektonischen Festigkeit diente; wie vollendet ist da Zweckmäßigkeit und Schönheit, Form und Idee, äußerer Gebrauch und Kunstgehalt mit einander vereinigt!

Wiewohl Wolf nicht bloß der Wissenschaft wegen auf die Universität gezogen war, so strebten doch alle seine mannigfaltigen Interessen und Beschäftigungen auf die Theologie, als ihren Mittel- und Endpunkt hin. Bei Hause hatte ein Lebensideal in seiner Seele gelegen, das er, obwohl er damals dessen Uebereinstimmung mit dem Christenthum noch nicht klar erkannt hatte, doch auch jetzt als durchs Christenthum empfangen betrachten mußte. In der Heimath aber war wegen seiner persönlichen Bestrebungen sein ganzer Bildungsgang mehr human, religiös, allgemein christlich, als eigentlich theologisch gewesen, und was er von Theologie besessen, das war etwas sehr Allgemeines gewesen und hatte mehr den Charakter von Psychologie als von Glaubenslehre an sich getragen, — das fühlte er jetzt in der Nähe des dogmatisch so bestimmten

Nitzsch. Und er gedachte jedenfalls besser gerüstet und tiefer begründet im christlichen Leben und Wissen heimzukehren als er hergekommen; denn schon in den ersten Wochen spürte er es, wie sehr der denkende Kirchenlehrer auch seine eigene Betrachtungsweise vertiefe und eine ganze Menge Fragen an seine wohl breiten und tüchtigen, aber noch sehr unbestimmten theologischen Grundlagen richte. Er fühlte es je länger je mehr, daß noch Außerordentliches, ja, wie er oft meinte, beinahe Alles durch seinen Lehrer in ihm mußte geweckt werden, und doch dann ebensosehr, daß seine in Zürich gewonnenen Grundlagen die gleichen bleiben und er nicht wesentlich sich verändern werde. Die großartige Auffassung des Christenthums, die ihm in Zürich zu Theil geworden, sollte jetzt noch tiefer den christlichen und kirchlichen Lehrstoff durchgreifen und dieser hinwieder das schon Besessene mit reicherem Gehalte erfüllen und in die tiefsten Lebenstiefen des Christenthums hineinziehen; es sollte nichts mehr nur angenommen und stehengelassen sein, sondern von Einem Mittelpunkte Alles bis ins Einzelne hinaus streng bestimmt werden.

Das Streben unseres Freundes ging daher gleich Anfangs ins Weite und Große; nicht einen einzelnen Theil der Theologie, sondern beinahe die ganze Theologie wollte er zugleich bearbeiten. Voran standen ihm als die wichtigsten Fächer Dogmatik und Ethik, und an diese reihte sich Exegese und praktische Theologie, in welchen, mit all ihren untergeordneten und Hülfswissenschaften zu gegenseitiger Wechselwirkung zugleich sollte vorwärtsgeschritten werden. Nicht etwa Ein Werk in jedem Fache, sondern die wichtigste Litteratur desselben, auch die Journale, sollten durchgegangen werden, um selber diese Gebiete anzubauen und auf diese Art nach allen Seiten selbstständig

zu werden. Der kurze und durch Anderweitiges gefüllte Sommer ging trotz eines ernst gemeinten Studienplanes in dieser Beziehung ohne wesentliche Leistungen vorüber, mehrere Abhandlungen wurden ausgezogen und großer Fleiß auf die christliche Moral verwendet, welche Nitzsch vortrug; die bedeutsamen dogmatischen Studien mußten auf den Winter verschoben werden. Aber auch jetzt forderte das unmittelbar erregte Leben zu so mancher unvorhergesehenen Lektüre und Produktion auf, daß er zwei bis dreimal seine immer mit dem größten Ernste gefertigten Studienplane immer wieder nach der schwindenden Zeit zusammenziehen und noch im Januar 1839 sich heilig geloben mußte, den Vorsatz zur That zu machen, und die weitaussehenden dogmatischen Arbeiten nun endlich auszuführen. Wie er nun immer neben seinem mächtigen Streben auf das Ganze zugleich so sehr auch einen ins Kleinste dringenden Sinn hatte, und sein Nachdenken von so vielen Seiten angeregt wurde, so hatte sein Fleiß sich eine ganz eigene Kunst erfunden. Er pflegte nämlich besonders in Beziehung auf Dogmatik und Ethik sich eine ungeheure Masse von Fragen aufzustellen, solcher wohl gegen Hundert auf ein Papier niederzuschreiben, auf andere Papiere dann die Ansichten verschiedener Männer, um durch deren Gegensatz und Eigenthümlichkeit sich selbst eine eigenthümliche und selbstständige Ansicht zu entlocken. Zu diesem Zwecke hatte er sich allmälig für die verschiedenen Materien eine große Menge kleiner Hefte gefertigt, in welche er seine Lesefrüchte eintragen wollte. Da in diesen Materien jedesmal die Hauptbedingungen seiner Endentscheidung lagen, so organisirte er auf diese Weise seine vielgestaltige Thätigkeit zu einem großartigen Werkzeuge für das Ganze und erzwang so von jedem Augenblicke einen Beitrag zu

seiner großen Hauptaufgabe. In der Dogmatik nun hat er auf einzelnen Zettelchen theils Fragen, theils eigene Ansichten über Punkte aus dem allgemeinen Theil dieser Wissenschaft aufgestellt. Indem er dadurch auf Philosophie und besonders Psychologie geführt wurde, zeigt sich sehr deutlich, wie er selbstständig theils an der Prüfung der schon gelegten Grundlagen, theils am Weiterbau auf dieselben begriffen war. In dieser Bestrebung offenbart sich die große Macht Schleiermachers, den er trotz seines frühern Widerwillens auch jetzt nicht verläugnen konnte. Man hätte nun wohl unter Nitzschens Einfluß das Hervortreten irgend eines neuen Dogmas, namentlich desjenigen der Sünde, erwarten können, woraus sich dann vielleicht für das ganze theologische Streben ein mehr dogmatischer Charakter ergeben hätte; allein das geschah nicht; Wolf gelangte in seinem Nachdenken mehr auf ethische Grundfragen, wie sie in dem Schleiermacherschen Systeme angelegt sind. Nitzschens Bestimmtheit befruchtete ihn nur mit Fragen an dieses System.

Eine dieser Fragen, welche sich schon in Zürich in ihm geregt und jetzt ihn immer mehr beschäftigte, bezog sich auf Folgendes. Schleiermacher unterscheidet alle Vernunftthätigkeit in identische und individuelle; identisch nennt er solche Vernunft, welche, wie sie in allen Menschen die gleiche und nur quantitativ verschieden ist, rein in einem Gebiete herrscht, — das geschieht im Wissen, auf diesem ruht alle Wissenschaft, die daher ein Gemeingut aller Menschen ist und von allen angeeignet werden kann; individuell nennt er die Vernunft, inwiefern sie in jedem einzelnen von Vernunft nicht bloß, sondern auch Natur gebildeten (gemengten) Menschen wirklich erscheint, das geschieht im Gefühle; im Gefühle aber ist jeder einzelne Mensch

von andern verschieden, individuell und hier keine große Gemeinschaft möglich. Auf dieser Seite, im Gefühle, wurzelt nun auch die Religion, — darum kann sie Niemandem andemonstrirt werden. Und hier erwuchs nun Wolf eine Schwierigkeit. Wenn, so rechnete er, im Gefühle, im Individuellen am Menschen die Religion wurzelt, so kann Eine und dieselbe Religion, weil individuell, wenn auch über mehrere, doch nicht über alle Menschen sich ausbreiten. Es liegt überhaupt im Wesen der Religion, nicht Universalreligion zu werden; denn dadurch würde sie sich selbst, ihre Wurzel aufgeben, wäre nicht mehr individuell, sondern identisch. In diesem Sinne warf er sich die Frage auf: ist denn das Christenthum, das durchaus Universalreligion sein will, identisch oder individuell? und wie verhält sich die Person des Stifters zum Christenthum? An diesem Punkte wurde er an Schleiermacher irre; er fand einen Widerspruch zwischen Ethik und Dogmatik; und weil das übrige System so tief in ihm wurzelte, so vieles ihm erklärte, ihm seine großartige Auffassung des Christenthums verbürgte, so quälte ihn dieser Punkt um so mehr. Denn gelöst hat er die Frage in dem Gebiete, auf dem sie erwachsen, in der Ethik, nie. Er hat sie verfolgt bis an die Grenze dieser Wissenschaft; da aber kehrte sie ihm immer wieder. Und doch mußte über die Frage entschieden sein. Dieß konnte und kann aber nur auf einem andern Gebiete geschehen; die Erörterungen über diesen Punkt sind ächt spekulativer Natur; Christus muß erst noch metaphysisch, nicht bloß ethisch begriffen werden. Zur Spekulation aber, in welcher selber dieser Gegenstand noch als eine Hauptfrage gährt, verspürte Wolf weder Lust noch Geschick.

So viel möglich wird in den folgenden, nur sparsamen Aphorismen versucht, die höhere Gedankenbewegung und den Standpunkt Wolfs anzudeuten.

---

10. Juni 1838.

An F. Noch habe ich ja für meine eigene theologische Ueberzeugung erst noch den Grund zu legen.

*

10. Oktober.

Tagebuch. Ich muß in diesem Winter eine feste, entschiedene Grundansicht gewinnen und aus dem zweifelvollen, allgemein humanen und innerlich zerrissenen und schwankenden Zustande durchaus herauskommen, — die Erndte ist reif.

*

3. Dezember.

An F. Noch immer ist sehr wenig Einzelnes in mir fertig und abgeschlossen, wenigstens was die Worte und kirchlichen Ausdrücke betrifft, ich hoffe aber noch viel, sehr viel von diesem Winter. Nitzsch hat mich vorzüglich einerseits die kirchliche Dogmatik verstehen, achten, anerkennen gelehrt, und anderseits meinen Blick in das eigentlich wesentlich Christliche mehr als bloß geschärft, — beinahe erst begründet, wenn auch dieses zu viel gesagt ist. Meine innere Grundrichtung aber ist dieselbe geblieben und wird es wohl zeitlebens bleiben.

*

Zerstreutes. Jede Philosophie so weit sie auch zurückgehe, setzt doch ihre allgemeinsten und ersten Begriffe voraus, als im Wesen der menschlichen Denkthätigkeit liegend, ohne

sie weiter beweisen oder auch nur definiren zu können (z. B. Geist und Materie, gut und böse), und was im Wesen der menschlichen Natur liegt, ist das Gewisseste von Allem. Daher, ohne ihr eigenes Fundament zu untergraben, darf die Philosophie nicht gegen das innerste Bewußtsein des Menschen streiten in ihren Resultaten, sondern es nur läutern und Konsequenzen ziehen; sie ist also zuerst beschreibend und erst im Verfolge spekulirend (das Einzelne vom Allgemeinen deducirend und konstruirend). Das Allgemeine ist gegeben im Bewußtsein, das Einzelne in der Natur; die Philosophie kann nur ihre Verbindung nachweisen, also nur ein Wie nicht ein Daß; begreifen kann sie dieses nicht, aber auch die Skepsis ist nur als Uebergang sittlich. — Es gibt also angeborne Ideen, sie kommen aber nur, durch die Außenwelt geweckt, zum Bewußtsein.

*

Das Wesen des Menschen ist der Wahrheitssinn, und nach Wahrheit zu streben im Erkennen und Handeln ist unsere höchste Aufgabe, durch deren Lösung allein wir Menschen sind; denn alles an uns soll Wahrheit sein.

*

Die Bestimmung des Menschen liegt im Suchen, und darin findet er auch seine Seligkeit, außer der er auf Erden keine andere braucht.

*

Wahrheitsliebe und Lauterkeit sind schon vorher nöthig, ehe man Christ werden kann und werden nicht erst durchs Christenthum hervorgebracht; sie gehören also zu der von Christus schon vorausgesetzten Erlösungsfähigkeit.

*

Christus fordert durchaus eine Universalreligion, also etwas Identisches; aber das Christenthum kann andere Religionen neben sich dulden, weil es nur symbolisirt, d. h. nur seinen Geist nach Außen darstellt und ruhig den Erfolg abwartet.

*

Die Religion ruht auf etwas Individuellem, weil es von jeher verschiedene Religionen gab.

*

Eigenthümlich am Christenthum ist schon das, daß es den Begriff des Religiösen am reinsten und tiefsten aufgefaßt hat, nämlich als ein rein Innerliches, als ein Lebensprinzip, nicht bloß als eine Beschränkung und Zähmung.

*

Das Christenthum ist die Religion des Gewissens, denn durch seine Heiligkeit hat es eine entschieden sittliche Richtung und faßt Alles von seiner sittlichen Seite auf.

*

Man soll nur die Thäter psychologisch beurtheilen, die Thaten aber moralisch, sonst hebt man unchristlich alles Schlechte auf.

*

Das Christenthum hat einen Geist, eine Tendenz und Gesinnung, und nicht bloß die Sinnlichkeit zu bekämpfen; also nicht alles Geistige und Höhere ist christlich.

*

Das Christenthum vereinigt in sich alle religiösen Seiten und Elemente und ist nicht einseitig; daher kommen auch im Christenthum die meisten Mannigfaltigkeiten und Abirrungen vor.

*

Die ganze Reformation ging aus folgenden zwei Sätzen hervor: 1) daß der Christ seine Selbstständigkeit durchaus nicht preisgeben solle; 2) daß das Wesentliche des Christenthums etwas rein Innerliches, ein inneres Leben des Gemüthes sei.

*

Verhältniß des Christenthums zur Philosophie.

Ist das Christenthum etwas Identisches oder Individuelles?

Inwiefern ist die Religion individuell und wie tief hinein geht die Individualität des Menschen?

Darf überhaupt eine Religion Universalreligion werden?

Verhältniß Christi zum Christenthum als nicht individueller Religion?

Ist der heilige Geist persönlich auch außer den Gläubigen?

Wenn nun Wolf, was der letzte Endzweck seines Aufenthaltes in Bonn war, gedeihlich predigen und auf das Predigtamt sich vorbereiten sollte, so mußte ihm doch mehr ausgemacht sein, als das Wenige, was ihm durch die Wissenschaft gewiß geworden war. Die noch ungelöste Frage, ob denn Christus eine Religion für alle Menschen und Zeiten habe bringen können oder aber nicht, mußte, wenn er zu schwungvoller Rede sich erheben wollte, sein Inneres hemmen; denn wie soll sich eine Seele für etwas Problematisches ganz aufschließen und für dasselbe auch andere begeistern können? Die Frage mußte für den Redner entschieden sein und sie war es schon längst, —

aber auf einem andern Gebiete. Denn nicht die Ethik und nicht die Spekulation lösen die höchsten Räthsel des Lebens zuerst; zuerst entscheidet eine viel tiefere Macht, nämlich der Glaube. Wolf glaubte an Jesus Christus als den Heiland der Welt. Einen einzelnen Lebensmoment, in welchem plötzlich sein Herz zu diesem Glauben wäre umgewandelt worden, kennen wir nicht, das Herz war auch dem Glauben nie ganz entfremdet worden; in der Masse des modernen Geistes hatte dasselbe nur allmälig sich zurecht finden müssen. Neben den frommen Jugendeindrücken ist wohl auch in der Entwicklung seines natürlichen Lebens der sanfte Zug des Vaters deutlich gezeichnet und auch in den erschütternden wissenschaftlichen Krisen, die in keinem Menschen zum Abschluß gelangen, mag der kundige Beobachter nur die Schritte des Herrn bemerkt haben, der da nicht bloß das Herz, sondern das Denken und den ganzen Menschen zu seinem Dienste allmälig umgewandelt hat. Und das gläubige Gemüth hatte noch manche Stufen zu erklimmen, und auf jeglichem neuen Standpunkte mit neuen wissenschaftlichen Fragen sich zu verständigen.

Bei dem Vielen, was wissenschaftlich immer noch in Frage gestellt blieb, hatte daher Wolf dennoch einen freudigen Glauben zu verkündigen und dieser begeisterte ihn zur Vorbereitung auf das Predigen. Wenn nun auch in frühern Produktionen philosophische Bewältigung des Stoffes und strenge Anordnung desselben oft vermißt wurde und überall, weil ihm die Gedanken erst unter der Feder theils zu entstehen, theils klar zu werden pflegten, viele Wiederholungen vorkamen, so lag doch schon in der Sprache, sogar in wissenschaftlichen Aufsätzen, eine solche Rhetorik und waren auch in seinen Wiederholungen so lebendige

Pulsschläge des Geistes vernehmbar gewesen, daß alles von ihm Herrührende sich sehr angenehm hörte. Dann aber hatten die vaterländischen Jugendvereine vollends ihn zum Redner gebildet. Die bestimmten praktischen Zwecke, die er mit dem männlichsten und naivsten Ernste verfolgte, hatten die Arsenale der Sprache ihm eröffnet; wo etwas umzugestalten oder neu zu begründen war, da hatte er wundersam mächtig gewirkt. Geistliche Beredsamkeit ist nun freilich eine andere als weltliche und die Macht der ewigen Wahrheit verschmäht den Sturm der Leidenschaft; nicht äußere Thaten zunächst, sondern die stille Umwandlung der Herzen sind ihr höchster Zweck, daher mehr die bloß ruhige Darstellung. Wenn nun auch der jugendliche Trieb, auch von der Kanzel aus das öffentliche Leben umzugestalten, ihn am meisten begeisterte und wohl darin die großartigste Gewalt seiner Predigt würde bestanden haben, so stand ihm doch nicht minder die andere, mehr kontemplative Seite der Rede zu Gebot. Er hatte so genau sein eignes Herz immer beobachtet und an der Bekämpfung von dessen kleinsten unreinen Regungen so ernstlich gearbeitet, und dann durchglühte sein ganzes Wesen so ein hohes, sittliches Ideal und flößte schon der Anblick der Gemeinde das Vertrauen auf einen höhern Beistand ihm ein, daß er auch auf dieser Seite durch die Einfachheit und Wahrheit seines ganzen Wesens entschieden wirken mußte. Er suchte bündig sich überall Gründe zusammen, und was er sprach, war gedankenreich; einzelne Stellen leuchteten hell auf; aber es war nicht das Einzelne, was in seiner Rede wundersam wirkte, sondern das Ganze, und in diesem das Herz, das alles durchwärmte und der kindliche Glaube an Gottes allmächtige Liebe.

Jemehr er nun im homiletischen Seminar zu Bonn besonders Nitzschens treffende Kritiken bewunderte, desto häufiger wünschte er eigene Arbeiten eingeben zu können, und da dieses wegen der vielen Theilnehmer nicht möglich war, so pflegte er bald auch die Aufgaben Anderer zu lösen, und aus den Kritiken, welche ihre Produkte erfuhren, das Treffende auf die seinen anzuwenden. Strengere Ordnung und tiefere exegetische Begründnng seiner Vorträge waren jetzt sein Augenmerk. Den 21. November hielt er seinen ersten Vortrag im Seminar; er hatte sich Jes. 40, 9. zu einem Adventstext gewählt und in so einfacher Herrlichkeit das Kommen des Herrn verkündet, daß Nitzsch, wie er bisher noch keinen ausgezeichnet, als Wolf vom Katheder niederstieg, dessen Amen mit einem eigenen ergriffenen Amen wiederholte. Diese Predigt ist im Anhange unter die Blüthen eingereiht. Der Moment jenes Amens war wieder ein Glanzpunkt in Wolfs Leben; also hatte er das Herz zu treffen gewußt, und Nitzsch nicht nur die rhetorische Ausführung, sondern auch die Gesinnung seiner Rede als die rechte anerkannt; er gedachte der Seligkeit, mit der ihn die Wirkung seines Turnwortes einst im Zof. Verein erfüllt hatte. Er hätte in der Kritik nun gerne einzelne fehlerhafte Punkte vernommen, auf die er sein Augenmerk hätte richten können; allein sein Vortrag wurde von allen Seiten so unbedingt gelobt, daß Wolf, nun erst recht für die Ausbildung seines Predigertalentes begeistert, Nitzsch persönlich um einzelne Punkte bat, auf die er besonders lossteuern könnte. Er kaufte sich nun die Werke der gefeiertesten Prediger, um, was er bisher noch nie eigentlich gethan, sich an ihnen zu bilden; er las mit großem Ernste sprachgewandte und phantasiereiche Schriftsteller, wie Steffens; ja er stiftete sogar mit einigen

Freunden ein homiletisches Kränzchen, in welchem man sich in freien Vorträgen üben wollte, nnd weil er hierin auf eine ihn drückende Weise hinter den andern weit zurückstand, bedang er sich von Anfang aus, daß er jedesmal selbstthätig sein und etwas Eigenes vortragen dürfe.

Wie es ihn doch zur Wirksamkeit drängte! In Zürich genoß ein jüngerer Freund auf Weihnachten den Konfirmationsunterricht; aus wenigen Worten eines Briefes hatte Wolf bemerkt, daß ihm die Sache nicht gleichgültig sei; jetzt erst wurde er ihm ganz lieb, weil er das Höchste in ihm hervorbrechen sah; er benutzte dieses Zeichen und schrieb dem jungen Freunde auf das Neujahr einen Glückwunsch zur vollzogenen Konfirmation. Wie er sich da als einen ächt väterlichen und christlichen Freund erwiesen, dieses und wie viel er überhaupt schon jetzt besaß, um das jüngere Geschlecht zu Christus hinzuführen, mag aus diesem schönen Briefe ersehen werden:

„Du wunderst dich vielleicht, daß ich deinen lieben Brief so bald beantworte, aber ich wollte es sogar noch früher thun; — ich verschob es aber wieder, um den Eindruck, den die Konfirmation und der erste Abendmahlsgenuß auf dich gemacht haben wird, nicht durch einen Brief zu stören. Jetzt aber, da diese Tage vorüber sind, will auch ich mich noch ein wenig mit dir darüber besprechen, nicht als Theologe, nicht als künftiger Geistlicher, sondern als Freund. Der schönste Gegenstand eines Gespräches zwischen zwei Freunden bleiben doch immer sie selbst, ihr eigenes Innre, und wenn der Eine sieht, daß die Seele des Andern mehr als gewöhnlich von dem bewegt wird, was ihm selbst als das Höchste, Heiligste gilt, so wird er es unmöglich mit Stillschweigen übergehen, sich nur stille darüber freuen können, ohne sich auszusprechen.

Daß mir aber die Religion, das Christenthum als das Höchste im Menschenleben gilt, brauche ich dir wohl kaum zu sagen; die Religion ist entweder das Höchste von Allem oder sie ist nichts, gar nichts, nur leerer Selbstbetrug. — Ich wollte dir vor allem aus zu diesem Schritt von ganzem Herzen Glück wünschen; man wünscht sich ja sonst am Neujahr Glück, oder an Geburtstagen, und gewiß hat besonders das Letztere einen guten Sinn, und diese Weihnachten war für dich auch ein Geburtstag, ein höherer; denn wenn du tief von dem ergriffen warest, was dich da bewegen konnte und mußte, so ist wirklich der Geburtstag eines neuen Lebens in dir angebrochen.

„Dein Lehrer wird dir manchmal gesagt haben, daß das Christenthum nicht eine bloße Lehre sei, d. h. nicht ein bloßer Inbegriff von Vorschriften, Pflichten, sittlichen Verhaltungsregeln rc.; er wird gesagt haben, daß es eine Kraft sei, ein Heil, eine Seligkeit, ja noch mehr als Alles dieses Einzelne, eben ein Leben, eine ganze, in sich zusammenhängende Richtung des Lebens, die nicht etwa bloß das Handeln oder bloß das Denken und Glauben, sondern den ganzen Menschen durchdringt und beherrscht, und vor allem aus in der Tiefe des Gemüthes wurzeln muß, oder vielmehr wirklich wurzelt, wenn sie überhaupt wahrhaft da ist. Die christliche Liebe ist ja nicht eine Pflicht; wer wollte sie lehren, oder sie gebieten und erzwingen können? Und der christliche Glaube, er ist keineswegs zunächst ein Inbegriff von Lehren, die man „annehmen" soll, z. B. von der Dreieinigkeit, vom Sündenfall, von der Taufe rc., obgleich dieß auch dazu gehört, sondern er ist zunächst die fromme, innige Hingabe des Gemüthes an Gott und an unsern Herrn Jesum Christum. Wer will diese Hingabe, diesen Glauben erzwingen? Wer will die

christliche Hoffnung erzwingen? Nein, alles dieses entsteht auf ganz andere Weise. Jesus Christus ist kein äußerer Gesetzgeber; das neue Testament ist kein Gesetzcoder; die Gluth, die einen Menschen durchleuchtet, und sein ganzes Leben zu einem höhern und edlern macht, kann nur durch fremde Gluth entzündet werden; die Liebe wird durch Liebe geweckt und gepflanzt, der Glaube durch Glaube, und darum sagt Johannes: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.“ Das Christenthum wird so wenig aufgezwungen, als eine Last, als dir die Liebe zu deiner Familie wirklich geboten werden kann, und doch liebst du sie und diese Liebe ist dir gar keine Last, sie ist dir vielmehr etwas Süßes, Heiliges, Großes, das dein Glück ausmacht; hättest du diese Liebe nicht, so würde dir dein Gewissen gleichwohl sagen, du hättest diese und jene Pflichten gegen deine Eltern und Geschwister zu erfüllen, und sie wären dir dann vielleicht eine harte Last; aber deine Liebe macht sie dir leicht, sie gibt dir die Kraft dazu, du kannst dir selbst gar nicht mehr genügen; nie zu viel thun oder zu viel fühlen für deine Familie. Siehe, so ist es auch mit dem Christenthum; es legt dir deine Pflichten nicht erst auf: die hast du schon vorher; es schärft freilich dein Gewissen noch mehr, macht es noch zarter und reiner, aber es gibt dir die Kraft und zugleich die Freude und Seligkeit; denn es geht zunächst auf dein Gemüth, auf die Gesinnung aus; es will eine reine, heilige, liebevolle, fromme, in Glaube und Liebe erglühende und darum selige und freudige, und doch ernste, große, hohe, edle Gesinnung in dem Menschen pflanzen. Du hast gewiß schon Menschen gesehen, die dir Achtung und Liebe fast unwillkürlich abgenöthigt haben; was war es, das diese Wirkung that? Es war ihre große, reine, schöne

Seele. Das will eben Jesus Christus bei Jedem, das will er auch bei dir, und wird es wirklich, wenn du dich ihm hingibst, ihn liebst, an ihn glaubst, dein Herz Gott weihest. Das Gemüth ist das Innerste des Menschen, es ist sein tiefster Lebensborn, aus dem alle seine Thaten und Gedanken erst hervorquellen. Darum hat eben das Christenthum seinen Sitz im Innersten des Menschen, darum ist es ein ganzes Leben, eine Lebensrichtung, darum wird der Mensch zu einem neuen Leben geboren, wenn er sich aus seinem niedern, kalten, unwürdigen Treiben aufrafft, und sich Christus ganz hingibt. Und wenn du erkannt hast, daß diese Größe, dieser Adel, diese Hoheit und Innigkeit der Gesinnung bei Jesus Christus und nur bei ihm erlangt werden kann, dann wird auch dein Entschluß ein heiliges Gelübde werden, ihm treu anzuhangen, ihn immer mehr in dich aufzunehmen, und alles Niedere, alle Sünde in dir stets zu bekämpfen. Das hast du eigentlich bei deiner Konfirmation gelobt, dein Entschluß ist ein stiller Schwur gewesen, du bist nun aufgenommen in die Zahl der erwachsenen Christen, derer die durch freiwillige Hingabe des Herzens einen eigenen innern Trieb in sich haben, christlich zu denken, zu fühlen, zu handeln, zu leben, die gar nicht anders können als so leben.

„Ist das nicht der schönste Geburtstag deines Lebens gewesen? Und als du nun das erste Mal das Abendmahl genossest, als du alle Christen, die es nicht nur in derselben Kirche, sondern weit und breit in der ganzen Christenheit zu Weihnachten ebenfalls begingen, als du alle diese als deine Brüder im Herrn erkanntest, d. h. als solche, die mit dir Eins sind im Tiefsten, Innersten, Höchsten ihres Lebens, die unter sich eine Gemeinschaft der Liebe und des Glaubens bilden und eine Gemeinschaft mit Christus, war das nicht ein großer, feierlicher Augenblick? Ich weiß,

wenn du eine Volksversammlung sähest, wenn ein Redner zu ihr spräche, und alle Herzen dieser großen wogenden Menge Eine Hoffnung, Eine Furcht, Eine Begeisterung erfüllte, — es wäre ein erhabener Anblick für dich; und ist das Abendmahl nicht dasselbe? nur in einer noch weit heiligeren, größeren Weise; denn hier handelt es sich ja nicht um einen einzelnen Gedanken, um eine einzelne That, sondern um den Lebensquell selbst, der allen Gedanken und Thaten erst ihre Weihe gibt. Ja, ich darf dir wohl von Herzen Glück wünschen zu dieser Stunde deines Lebens. Halte sie fest in der Erinnerung deines Lebens; es war ein Fest, und alle Feste gehen eben darauf aus, dem Menschen sein Leben in einem höhern Glanze und Ernste zu zeigen, damit er diesen Eindruck auch nachher festhalte, als leitenden Stern in dem mannigfaltigen Gewühle des gewöhnlichen Lebens. — Du willst ein Arzt werden. Das Christenthum, als das innerste Lebensprinzip steht über allen Ständen, Berufsarten, Bestrebungen, Genüssen; wer die Wissenschaft treibt, gelangt nicht zur Wahrheit, als nur bei einem ernsten, reinen Streben; wer die Kunst liebt, dem wird sie ihre höchste Schönheit nicht entfalten, wenn er nicht ein tiefes, heiliges Gefühl hinzu bringt; — wer einen gewöhnlichen Beruf ergreift, wird seinen Beruf nur als ein nothwendiges Uebel, als ein bloßes Subsistenzmittel, nicht von einem höhern Standpunkte aus betrachten, er wird sich daher seines Berufes vielleicht schämen, sich niedriger stellen als einen Gelehrten, wenn er nicht mit frommem Gemüthe einsieht, wie auch sein Beruf mittelbar die höchsten Interessen der Menschheit mit fördert. . Von dem so eben angedeuteten Standpunkte aus dagegen ist kein einziger Beruf verächtlich, alle sind ehrenwerth, nothwendig, groß und schön. Aber die Gesinnung darf

bei keinem fehlen, sie muß alle durchdringen, sonst kann keiner seinen Beruf treu erfüllen. . . .

„Du wirst noch vieles erleben, in dir und an Andern, du wirst an Erkenntniß und Willenskraft reifen, bewahre und stähle dir da auch dein Gemüth; das Leben wird dir in tausend Gestalten entgegentreten, das Denken wird seine Rechte bei dir geltend machen, du wirst Zweifel nicht nur kennen lernen, sie werden auch dich selbst ergreifen, du wirst in die Welt hinaustreten, wo das Laster einen glänzenden Schein um sich zu werfen, die Religion lächerlich zu machen weiß, wo der Mensch oft zum Thiere herabsinkt, von Tag zu Tag lebt, ohne die Bedeutung seines Lebens zu erkennen, — bewahre nur dein reines Herz, ein tiefes Gemüth, einen liebevollen, ernsten, nach Wahrheit ringenden edlen Sinn, und du wirst glücklich hinüberkommen durch alle Zweifel; denn wer tief denkt, nicht nur oberflächlich, der wird nicht lange bei den Zweifeln stehen bleiben. Ich bitte dich um das Eine: erhalte in dir einen offenen, ernsten, liebenden Sinn, laß das, was den Menschen erniedrigt und herabwürdigt, nie in dir aufkommen, glaube an eine Wahrheit, an die Menschheit, an dich selbst, und du wirst auch den Glauben und die Liebe des Christen nicht verlieren, wenn du nur dich selbst nicht hinwirfst.“

Es war den 29. Dezember, als Wolf durch diesen Brief den jungen Freund in seinem Heiland zu befestigen gesucht. Jetzt war er eben auch sehr mit sich selbst beschäftigt, neben vielen Selbstprüfungen mit einer Neujahrpredigt, die er am 2. Januar halten sollte. Die Predigt sollte nach seiner Meinung nicht eine bloße Seminarübung sein, sondern ein Akt seiner Wirksamkeit. Darum wollte er sich speziell an die Studenten richten, über den höchsten

und gewaltigsten Gegenstand zu ihnen reden, nach Offenbarung Johannis 22, 13. zeigen, was in dem Wechsel der Zeiten einzig ewigen Bestand behalte, nämlich Jesus Christus, das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte. Er hatte die schwierige Stelle exegetisch gründlich durchforscht und seine Phantasie und Sprachfülle war durch die Lektüre von Steffens sehr bereichert worden. Die Auffassung nun aber dieser Stelle entsprach ganz seiner bisherigen Entwickelung; Christus, der Mensch der ganzen Menschheit, ist von Gott ausgesandt, daß er Allen zur Freiheit des innern, von der Sünde geknechteten und ursprünglichen Menschen verhelfe; jeder sucht in sich etwas Festes, — es ist nichts anderes als Christus, von ihm hat der Gläubige sich selber erlangt; um ihn, als den Mittelpunkt, wird der blinde Ungläubige in seinem Suchen und Treiben herum getrieben; er ist der Angelpunkt, die Erklärung der ganzen Weltgeschichte. „Jesus Christus ist die Einheit in dir, in ihm hast du dich selbst wiedergewonnen, und jetzt ist dir auch dein Blick aufgegangen über dein ganzes Leben; worauf der Knabe unbewußt hindeutete, war es nicht dasselbe, was der Jüngling feurig umfaßt, wofür der Mann thatkräftig auftritt, was der Greis innig als das Kleinod und den Kern, als das Eine Werk seines ganzen Lebens festhält?“ Was er sehnsuchtsvoll in der Fernsicht des heimathlichen Schweizerberges empfunden, daß der Mensch nicht also frei sich aussprechen, und darstellen könne wie Gott, dessen Abglanz er in der Natur erschaut, was er dort, aufgeregt von der mächtigen Gebirgswelt, als das Seufzen und die Sehnsucht seines innersten Wesens vernommen, das eben war für Wolf im menschgewordenen Gottessohne Ja und Amen geworden, in ihm

jener vollkommene Mann gefunden, den er dort gesucht, aber in sich nicht gefunden, dem sündhaften Menschen.

Es ist beinahe gewiß, daß Wolf noch bedeutsame religiöse sowohl als theologische Fortentwicklungen bevorstanden; aber wie er jetzt war, so hatte er in Christus sich selbst erfaßt und den Christus seines Gemüthes in der Bibel wieder gefunden; das Christenthum des Jünglings war in sich vollendet und drängte ihn mächtig zur männlichen Wirksamkeit, von der er selbst zutrauensvoll neue Entwicklungen erwartete. Für den Prediger aber der Gebildeten schien es ihm eine Hauptaufgabe, bei eigener christlicher Entschiedenheit in den Welterfahrungen jener das Analoge aufzusuchen und sie daran zu Christus hinzugeleiten.

Die Aussicht nun, daß er bald in seinem Vaterlande zum Dienst am Reiche Gottes würde aufgerufen werden, lenkte seine Gedanken ganz bestimmt auf die Art und den Ort seiner Wirksamkeit. Er hatte schon mehrere Jahre den leisen Wunsch genährt, einst in Zürich selbst Prediger zu werden; mit dem Wachsthum im Christenthum und dem Gedeihen seiner homiletischen Arbeiten war auch dieser Wunsch groß gewachsen und er glaubte in diesem selbst immer mehr einen innern Ruf zu vernehmen, und sagte es sich bald selber, daß er nirgend anders so am Platze sei als in Zürich selbst. Täuschte er sich nicht? Er selber prüfte sich ernstlich über das Entstehen und die Motive dieses Wunsches, — er war mehrere Wochen vor Neujahr mit einer schriftlichen Autognosie beschäftigt und ging sich hiebei bis aufs Blut.

Daß das Christliche das Herrschende in seinem innern Leben sei und für das Reich Gottes zu wirken seine Lebensaufgabe, dessen glaubte er sich deutlich bewußt zu sein. Nirgends schien ihm nun der Unglaube und die Noth größer

als gerade in Zürich; zusehen konnte er dem Unwesen nicht, — ihn drängte es, da einzustehen, wo die Noth am größten wäre, — darum wollte er nach Zürich. Indem er nun den innern Beruf eines Geistlichen in vier Punkte setzte, in eine freie, bewegliche Frömmigkeit, in die Weihe der Wissenschaft, welche neben der theologischen die ganze Zeitbildung umfassen soll, in die künstlerische Weihe und in die sittliche Stärke des Willens; so traute er zwar in Wissenschaft und Kunst manchem seiner Freunde Größeres zu, glaubte aber nicht, daß dieses das Entscheidende sei. Auch was seine Frömmigkeit betraf, die großartige Auffassung des Christenthums, so wollte er gerne zugeben, daß jeder den eignen Standpunkt für den besten halten müßte. Am meisten aber vertraute er — und das schien ihm zu entscheiden — auf seine moralische Kraft, auf die Fähigkeit, sich ganz für das Evangelium aufzuopfern, auf den innern Drang, überall, auch wo das Amt es nicht gebietet, den Unglauben anzugreifen. Daß solch reiner Ernst in ihm lebe, das glaubte er wirklich klar zu sehen, um so mehr, als er sich bewußt war, die Stelle des Landgeistlichen für ebenso wichtig und schwierig und namentlich ebenso angenehm zu halten, und in der Stadt nur Spott und Feindschaft zu erwarten. Wenn er demüthig auch den Einfluß selbstsüchtiger Motive nicht verkannte, so durfte er doch sagen, daß nicht diese der letzte Bestimmungsgrund seien und daß er nicht das Seine suche, sondern wirklich nur das Reich Gottes wolle. Und gab er sich dann die Reinheit seiner Absicht zu, warf sich aber Schwärmerei vor, setzte als möglich, daß die jetzige Begeisterung durch die Prosa des Lebens schon werde abgekühlt werden, so hegte er dagegen die feste Zuversicht, daß mit dem Wachsthum seines Christenthums auch seine Aufopferungsfähigkeit und seine Aus-

dauer und dadurch seine ganze Wirksamkeit wachsen werde. Und warum sollte nun gerade er bei der allgemeinen Noth in der Stadt bleiben wollen? gab es nicht noch Andere? sollte er die Sache nicht ganz Gott anheim stellen? So hatte er nicht im Zof. Verein gerechnet, so wäre nie etwas herausgekommen; — alle Einwürfe, in welch verschiedener Gestalt sie auch immer wiederkehrten, wurden von dem Einen Gedanken niedergeschmettert, daß er den Wunsch nicht aufgeben könne, und daß der innere Lebensberuf etwas Heiliges und Unverletzliches sei.

Wolf hatte sich mit diesem Gedanken, wie sein Freund im Hause es wohl bemerkte, lange ernstlich beschäftigt. Endlich lud er seine zwei Herzensfreunde in der ersten Woche des neuen Jahres auf sein Zimmer; er wollte ihnen seinen Entschluß mittheilen; beinahe wagte er das Wort nicht über die Lippe zu bringen; ob sie seine Gedanken nicht für Hochmuth halten müßten, fragte er sie, und als sie es verneinten, als sie ihn sogar zu seinem Vorhaben aufmunterten, ihm nicht bloß die sittliche Kraft, sondern auch die Talente zu solcher Aufgabe zuerkannten, da ward ihm wohl und er segnete diese Stunde, denn er fühlte sich durch die Mittheilung seines Geheimnisses um zwei Herzen reicher geworden. Weil er nun aber nach seiner Rückkehr eine baldige Anstellung vielleicht an einen für seinen Plan ungeeigneten Platz und zur Vermeidung dessen schon zum Voraus von seiner Seite ein ganzes System von Unwahrheiten befürchtete, so that er noch einen Schritt. Er wollte seinen Entschluß einem hochgestellten Kirchenmanne in der Heimath mittheilen; diese gewagte Mittheilung forderte ihn noch einmal zu strenger Durchprüfung aller seiner Motive auf, denn, an welchen er schreiben wollte, den verehrte er gleich sehr als Menschen und Christen; aber bei allen Zwei=

feln, die gewissenhaft immer wiederkehrten, wußte er nur in der städtischen Wirksamkeit seinen Lebensberuf erfüllt und seinen innern Frieden gesichert. So schrieb er den 20. Januar 1839, nachdem auch seine Freunde diesen Schritt gebilligt, den wichtigsten Brief, den er je geschrieben; den ganzen Kampf seines Innern, aus dem immer von Neuem sein unentweglicher Entschluß hervorging, legte er dem verehrten Manne dar. Der Brief mußte noch bei Hause die Prüfung der Seinigen und zweier Freunde bestehen, — und als er das Schreiben auch von diesen gebilligt und an seinen Bestimmungsort abgesandt, als er sein heiligstes Lebensgeheimniß zutrauensvoll in den Schooß der Seinigen, seiner liebsten Freunde und vor allem des verehrten Mannes niedergelegt wußte, da wurde ihm außerordentlich wohl und frei zu Muthe, denn nun schien ihm sein ganzes Streben geheiligt und er gezwungen, nach so bestimmt gestecktem Ziele aus allen Kräften zu ringen.

So rüstete sich zu Bonn ein Jüngling, noch ehe er wußte, was in Zürich von Männern so Seltsames bereitet wurde. Die Kunde, daß vom Erziehungsrathe Dr. Strauß sei berufen worden, steigerte seinen Drang nach der Heimath, immer kräftiger durchläuterte er sich und die kurze Zeit seiner Vorbereitung sollte noch Vieles in ihm zur Reife bringen.

---

19. August 1838.

An N. Im homiletischen Seminar zeigt Nitzsch seine ganze Größe, Schärfe, Fülle, Tiefe, Milde, da ist er am bewundernswürdigsten; mit Einem Blicke überschaut er die ganze Predigt mit allen ihren Stärken und Schwächen, —

die Schnelligkeit seiner Auffassung, die Schärfe und das Treffende seiner Kritik, die immer das Zentrum trifft und wie ein Blitz alles durchleuchtet, die Milde und Weisheit, mit der er nie unbedingt lobt, nie unbedingt tadelt und doch nichts zurückhält und immer gerecht ist, den Studenten immer emporhebt, nie zu Boden drückt, das Kleine übergeht und auf die Hauptsache dringt, und das alles mit einer Sicherheit, Feinheit, Schärfe, die kaum ihresgleichen hat, dieß wird auch von allen denen anerkannt, die sonst in dieser oder jener Hinsicht über ihn klagen.

*

Kollektaneenheft. Was der Prediger bei seinen Zuhörern erwecken will (Zuversicht, Ernst, Jubel), das muß schon seine Sprache sein und athmen.

*

Es scheint, wenn man den Text erst nach dem Thema sucht, als ob die durch den Text gebotene Disposition mit der durch den Zweck der Predigt gebotenen nicht nothwendig zusammenstimme. Aber ein Prediger, der in der Bibel lebt, wird, wenn er z. B. durch Gemeindeerfahrungen zu einem Thema angeregt wird, weil seine Gedanken eigentlich nur die Gedanken und das Wort der Bibel sind, auch sogleich das, was er eigentlich mit der Predigt will, gleichsam mit Bibelworten denken und so den Text haben, schon ehe er ihn sucht, einen Text, der sein Thema und seine Disposition bereits schon im Keime in sich enthält.

*

Die Bibel sei ein räthselhaftes Buch. Ja wohl; es gibt überhaupt nichts Großes, das nicht räthselhaft wäre.

*

Auch das Herz hat seine Bedürfnisse; wir müssen etwas haben, das es ganz und auf immer erfüllt! Das vermag kein irdischer Gegenstand, auch die Liebe der Gattin nicht als solche, sondern nur die Liebe Christi.

*

Eins ist Noth, und wenn das Christenthum Etwas ist, so ist es Alles.

*

Eine ächte christliche Gesinnung ist mir das Höchste, was ich am Menschen achte.

*

Nur Eine Seele gerettet zu haben, welcher Lohn!

*

Man wirke so schnell als möglich; denn es kommt eine Nacht, wo Niemand wirken kann.

*

10. November 1838.

Tagebuch. Wie ein Donnerschlag traf uns alle die Nachricht, daß W. auf der Heimreise am Nervenfieber gestorben sei, ohne Freund, einsam und verlassen! Was ist der Mensch, der Jüngling in der Fülle seiner Kraft? Glücklich die Mutter, die den Sohn in ihre Arme zurückkehren sieht! Glücklich der Sohn, dem seine Mutter geschenkt bleibt, bis er zurückkommt in die Heimath, die alle Liebe in sich schließt. — Aber Gott, der Vater Jesu Christi hat seinen Tod gewollt, — Leben und Tod, was er schenkt, ist das Beste, er ist die Liebe, die überschwenglichste Liebe, die alle Erkenntniß übersteigt.

*

6. Januar 1839.

An V. Du sprichst von meinem Bienenfleiß, — da bist du an den Rechten gekommen, — ach Gott, ich wollte, ich hätte den deinigen.

6. Januar.

An N. Daß mein Halsübel mich ganz vom geistlichen Berufe trenne, fürchte ich nicht; Gott, von dem dieser innere Beruf herstammt, wird mich ihn auch ausüben lassen.

*

27. Januar.

Tagebuch. Ach ohne Liebe könnte ich nicht leben, — Liebe ist die Luft meines Lebens, der Quell meines Herzschlages.

*

30. Januar.

(P. meldet die Berufung von Strauß.) Ihr vermöget nichts gegen Gott; ja der Kirche, die ihr todtdrücken wollet, helft ihr selber jetzt besser aufwachen, als euch lieb ist; — aber euch wird Gott schlagen, ihr ungetünchten Gräber!

*

1. Februar.

An N. In der Heimath sehen wir uns wieder. Ha!

Bald war die Zeit des Aufenthaltes in der Fremde vorbei; Wolf versendete jetzt noch mehrere Briefe und erbat sich für sie, als die letzten von Bonn aus, baldige Antworten; die aber müßten, um ihn sicher zu treffen, noch im Februar einlaufen. Der Plan seiner Rückreise war bereits entworfen; nach gemeinsamer Osterfeier in Elberfeld gedachte er mit einem Freunde über Bremen, Berlin und München bis Ende April im Vaterlande zu sein; schon war auch am Zürichsee der Ort bestimmt, wo er mit den Seinigen die erste und ungestörte Freude des

Wiedersehens genießen wollte. Raum und Zeit vermögen nichts über die Liebe.

„In der Heimath sehen wir uns wieder,“ so hatte er noch seinen letzten Brief nach Zürich, an N., den 1. Februar geschlossen. Tags darauf spürte er Kopfweh, — die Ursache desselben kannte er nicht, — er suchte es durch Spazieren zu vertreiben; daß daran vielleicht das viele Nachdenken und Schreiben auch könnte Schuld sein, dachte er nicht. Dienstags den 5. Februar vermochte er im Kolleg seine Hefte nicht mehr genau nachzuschreiben, er setzte also aus. Folgenden Tags wurde der Arzt zu Hülfe gezogen und Wolf als Patient behandelt. Donnerstags nach einer unruhigen Nacht, mit starken Kopfschmerzen behaftet, saß er, nicht düster, aber stille und in sich gekehrt, auf seinem Sopha, er mochte weder reden noch lesen, viel weniger zusammenhängend denken. Freitags blieb er aus Kraftlosigkeit zum ersten Male zu Bette, denn das immerwährende Schwitzen, an sich ein Hoffnung weckendes Zeichen, entzog ihm, wie ers selber begriff, die Kräfte. Indessen er war und voll Hoffnung. Als aber dieser Schweiß auch Samstags nicht aufhörte, ohne daß er einige Erleichterung verspürte, da wurde er ängstlich und es war vergeblich, daß er sich immer aufzuheitern suchte.

Entscheidende, lange, unvergeßliche Stunden durchwachte sein Freund mit ihm in der Nacht von Samstags den 9. bis Sonntags den 10. Februar. Das Nervenfieber, das der Arzt schon beim ersten Besuch befürchtet, brach jetzt hervor. Schon die frühern Tage hindurch hatte sich eine Ahnung der Gefahr gezogen; jetzt war es ihm Bedürfniß, sich ernst mit dem Tode zu beschäftigen. „Noch ist Rettung möglich, sagte er einmal, ich kann wieder hergestellt werden, aber . . . .“ seine Empfindung lautete

anders. Was er noch auf dem Herzen hatte, legte er mit unbedingtem Vertrauen in das Herz seines treuen Freundes nieder, gab ihm Kenntniß und Vollmacht über alle seine Habe und trug ihm auf, seine Mutter von dem erfolgenden Hinscheide zu benachrichtigen. „Das wird für dich eine schwere Freundespflicht sein, sagte er wehmüthig, denn ich weiß, wie sehr meine Mutter an mir hängt.“ Seltsame Fiebergebilde erfüllten dann zwischenein sein Bewußtsein; er fühlte den Druck der Krankheit, und suchte mit aller Willenskraft, der die Sinne überwältigenden Macht gegenüber, das Selbstbewußtsein zu erhalten. „Sage Nitzsch, fuhr er in einem hellen Augenblicke wieder fort, ich sei mit freudigem Glauben gestorben. Im Herzen bin ich entschieden meines Erlösers gewiß; als ich hieher kam, war ich es noch nicht recht; aber dazu sei ich noch nicht gekommen, meinen Glauben wissenschaftlich zu entwickeln, habe aber das redliche Streben gehabt, es zu thun.“

Immer heftiger entwickelte sich von dem nun anbrechenden Sonntag an das Nervenfieber; der hellen Augenblicke wurden immer weniger und mehr als über Wolf wäre von jetzt an über die Liebe seiner Freunde und Hausgenossen zu erzählen; freudig theilten sich diese in die Pflege des theuern Kranken. Die ganze Woche durch nahm die Krankheit in verschiedenen Schwankungen ihren heftigen Verlauf; meistens nicht bei klarem Bewußtsein, konnte er die Liebe theurer Besuchender, besonders auch Nitzschens nicht mehr genießen. Sonntags den 17. Februar traf ihn Professor Sack noch in einem sehr lichten Momente. „Nicht wahr, Sie haben Vertrauen auf die Liebe und Gnade unsers himmlischen Vaters?“ fragte ihn Sack. Wolf entgegnete vernehmlich: „Ich habe Vertrauen.“ — „Wie es immer

gehen mag, der Herr wirds wohl machen," fuhr der Seelsorger fort; und Wolf wiederholte: „Er wird es wohl machen." — Gegen Abend rief er seine Wärterin zu sich und sagte kaum vernehmlich: „Ich möchte Ihnen gerne etwas sagen von denen, die weit weg sind; aber ich kann nicht, ich bin zu schwach." Nach wenigen Stunden nahm man mühsameres Athmen wahr, immer stiller wurde es um ihn, und an ihm; drei Schweizer und ein Deutscher standen am Bette des Sterbenden, um halb 11 Uhr hörte die Krankheit auf, — unser Freund war in die Heimath gegangen zu dem Vater seines Herrn Jesu Christi. — Das Vaterland hatte einen edlen Sohn, die Kirche einen eifrigen Kämpfer verloren; die Schweizer schluchzten um den Heimgegangenen. — An seinem Leichenbegängnisse zeigte sich große Theilnahme; viele gedachten seiner Predigten, wie er freudig das Kommen des Herrn verkündigt, und wie er diesen auch als sein Erstes und Letztes erkannt hatte.

An dem Würfel aber, auf welchem über dem Grabe Wolfs ein gothisches Kreuz sich erhebt, steht das Wort des seligen Apostels: Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn. Phil. 1, 21.

Blüthen

aus

Wolfs weltlichen und geistlichen Reden.

Ueber die

Bedeutung des Zofingervereines

für das Vaterland.

Vorgelesen am Jahresfeste in Zofingen

den 22. Sept. 1836.

Freunde! Jünglinge meines Vaterlandes!

Ich will euch nicht mit der herkömmlichen Bitte um Nachsicht belästigen; nicht unberufen stehe ich hier, — wenn ich Dinge rede, die ihr nicht hören möget, so klaget die an, die mich hieher gestellt haben. Ich aber nahm mit Freuden das Amt an, das mir das erste und einzige Mal in meinem Leben vergönnt, zu euch Allen zu sprechen, zu der Blüthe schweizerischer Studirender, zu einem Vereine, von dem ich sagen kann, daß es mein Stolz ist, ihm anzugehören. Und wovon anders könnte ich jetzt zu euch reden, als von dem, was unser Aller Brust erfüllt, so oft wir uns als Zofinger fühlen, von unserm Vaterlande! — Von der Aufgabe und der Bedeutung unsers Vereines für das Vaterland will ich sprechen; denn was diese Bedeutung ausmacht, das und nichts Anderes muß auch unsere Aufgabe sein, wofern diese nicht

eine willkürliche, vom Zufall aufgegriffene sein soll. Ob es Neues oder Längstbekanntes sei, was ich sage, das gilt mir gleich; ich strebe nach der Wahrheit, nicht nach Neuem, — und gerade das Bekannteste und Geläufigste, die Worte, die wir immer im Munde führen, bedürfen schon als solche zuweilen einer strengeren Prüfung, damit wir wissen, ob die Hoffnungen, mit denen wir uns so gerne schmeicheln, auf einem tieferen Grunde ruhen, oder ob sie bloß jugendliche Träumereien seien, die einst im Ernste des Lebens wie Seifenblasen in der Luft zerrinnen.

Ja, das Vaterland ist es, was unsern Bund zusammenhält, das Vaterland, von dem wir immer sprechen, dem unsere ersten Gesänge erschallen, das Vaterland, dem wir unser Leben geweiht haben, dessen Rufe wir zu folgen schwören, wenn es uns ruft. — Es ruft uns, Zofinger! allein es will mehr als unsere Gesänge, mehr als schöne Worte, Männer fordert es von dem aufwachsenden Geschlechte. Es ruft uns, und je düsterer die Wolken über dem Himmel unsers schönen Landes schweben, je trüber das Auge auf die Regierungen unserer Kantone, auf das Volk unserer Berge und Thäler blickt, desto lauter und mahnender ruft uns das Vaterland. Ob wir leisten, was es von uns hofft? Jünglinge, wir haben Pflichten gegen unser Land, die uns nicht erst der Zof. Verein aufgelegt hat; er kann uns keine neuen Pflichten auflegen, die wir nicht sonst hätten. Aber er rühmt sich, daß er in seinen Mitgliedern das Gefühl dieser Pflichten lebhafter rege mache, — — was rede ich von Pflichten? das ist ein kaltes Wort, das Herz weiß nichts von dem; oder betrachtet denn einer das als Pflicht, was der heißeste Wunsch seines Herzens ist? Dessen eben rühmt sich der Zof. Verein; er

will, daß das Vaterland unsere Gemüther ganz erfülle, daß auf dieses all unser Streben gehe, daß dieser Gedanke selbst uns das Liebste und Höchste sei. — Aber sehen wir wohl zu, meine Freunde, was wir wollen, und was wir versprechen; spannen wir die Saite nicht zu straff, damit sie nicht reiße. Der Studirende soll seine Kräfte niemals zersplittern, sondern nach Einem Ziele konzentriren; es fragt sich daher vor Allem aus, welche Stelle der Zof. Verein überhaupt in seinen Bestrebungen einnehmen dürfe. Ist das Vaterland in der That das Einzige, oder auch nur das Höchste, was uns bewegen soll? Es ist wahr, was die Lausanner einmal nach Zürich geschrieben haben: das Vaterland sei nicht unsere höchste Idee, Gott sei es, und die Liebe zu Gott sei höher als die Liebe zum Vaterlande. Ja gewiß, die Vaterlandsliebe soll nicht alle andern Gefühle in unserer Brust verdrängen, sie hat nicht nöthig, sich auf fremde Kosten zu nähren, ihre eigenen Wurzeln sind gewaltig genug. Der Zof. Verein will eine Vereinigung bilden für all unser Wirken nach außen, — das ist seine wahre Stellung, darum ist ihm das Vaterland der Mittelpunkt seiner ganzen Thätigkeit; aber das Wirken nach außen ist nur die eine Hälfte unsers geistigen Lebens. In seinem Streben nach Wissenschaft und Wahrheit verfolgt der Studirende noch andere Zwecke, als nur den, einst dem Vaterlande nützen zu können. Der Mensch ist sich selbst sein nächster Zweck, er bildet sich zunächst darum, um seine eigenen tiefsten Bedürfnisse zu befriedigen, und es wäre lächerlich, zu behaupten: Jeder lebe zwar für alle Andern, aber keiner für sich, sondern lasse eben die Andern für sich leben. Die Heiligthümer und Altäre, welche der Mensch andern Ideen als dem Vaterlande aufbaut in seinem

Innern, die gehen den Zof. Verein nichts an, — oder vielmehr, sie müssen nur von ihm unterschieden werden, aber sie gehen ihn so sehr an, daß er sie zuerst voraussetzen muß, um sein eigenes Gebäude nicht auf den Sand zu bauen. Denn jede absolute Trennung der einzelnen Seiten unseres Geisteslebens ist bloße Abstraktion, und wer Gott, dem Vaterlande und der Wissenschaft jedem ein eigenes, von den andern abgesondertes Gebiet einräumen will, dessen ganzes Leben ist ohne Einheit, sein ganzes Wirken ohne Kraft. Es muß alles mit einander verbunden sein, sonst kann er auch nicht Eines wirklich erreichen; denn während der Mensch nach außen handelt, bildet er sich selbst, und indem er sich selbst bildet, erfüllt er die erste Bedingung, um auf Andere wirken zu können. Wer daher jeden Augenblick für verloren hält, den er nicht bei seinen Büchern zubringt, der verfehlt seinen Lebenszweck eben so sicher, als der, welcher immer nur nach außen handelnd auftreten möchte. Man sage also nicht, der Zof. Verein sei das Höchste im Leben der Studirenden, oder die Wissenschaft sei das Höchste; Beides steht gleich hoch, und wir dürfen keines dem andern hintansetzen, weil keines des andern entbehren kann. Ueber beiden steht Gott, und wer sein Leben Gott geweiht hat, der wird es auch dem Vaterlande am besten geweiht haben. Das Vaterland verliert dabei nichts, es kann nur gewinnen, weil wir die Einheit unseres Strebens festhalten, und dem Zof. Vereine einen sichern Boden anweisen, statt uns in allgemeine Gefühle zu verlieren. Das Wohl des Vaterlandes zu fördern, ist der Zweck unsers Bundes, der uns nur für die eine Seite, aber für die ganze eine Seite unsers Lebens vereinigt, für alles Wirken nach außen.

Ehe wir zu der hieraus entspringenden Aufgabe des Zof. Vereins übergehen, zuerst noch ein Wort über das Mittel, durch das er seinen Zweck zu erreichen sucht; denn gerade dieses Mittel bildet die Eigenthümlichkeit unsers Vereines, und bedingt seine Aufgabe. Es ist die Vereinigung aller derer, welche berufen sind, einst an die Spitze unseres Volkes zu treten, von denen das Wohl und Wehe der künftigen Generation, und mit ihr der ganzen Zukunft unsers Landes abhängt, d. h. die Vereinigung aller schweizerischen Studirenden. Die Zukunft entwickelt sich aus der Gegenwart, ihr Schicksal liegt verborgen in dem Geiste des aufwachsenden Geschlechtes, und zunächst in demjenigen der Studirenden; denn diese sind es hauptsächlich, welche mittelbar oder unmittelbar den Geist des Volkes bestimmen werden, sei es durch ihre Stellung in Staat und Kirche, sei es durch ihre Wissenschaft, sei es auch bloß durch ihre überwiegende Bildung. Auf uns schaut das Volk, es folgt der Denkart, den Sitten, den Thaten derer, welche es für die Edelsten aus seiner Mitte anzusehen gewohnt ist. Alle diese, von denen die ganze Zukunft unsers Volkes abhängt, unter sich zu verbinden, das ist der Zweck des Zof. Vereins; und wahrlich, wäre eine solche Vereinigung nicht seit bald zwei Jahrzehnden vorhanden, sie hätte jetzt entstehen müssen; denn seit damals hat es noch nie so noth gethan, wie gerade jetzt, daß sich Alle verbinden, welche Ein Streben mit einander theilen, welche die Ehre und das Glück unseres Landes nicht dem blinden Zufalle überlassen wollen, welche es schmerzt, daß viele unserer Regierungen so wenig Kraft und Redlichkeit beweisen. Es ist eine Zeit der Noth, wo zwar nicht äußere Gefahr, aber die Ehre des Vaterlandes uns ruft, weil so Viele bereit sind, diese

preiszugeben, um nur jene zu vermeiden. Diese Ehre ist unser heiligstes Eigenthum. Wo die Ehre eines Volkes sinkt, da ist Alles verloren; denn sie ist nicht ein leeres Phantom, sie ist nicht die willkürliche Meinung Anderer von uns, nach der wir uns sklavisch zu richten hätten; nein, sie liegt tiefer, sie ist nur eine andere Seite dessen, was auch die Religion verlangt; die Ehre eines Volkes besteht in dem Ausdrucke eines kräftigen und biedern Charakters, d. h. in seiner Selbstständigkeit gegen fremde Einflüsse, und in der sittlichen Größe seiner Handlungen, welche auch bei Feinden Achtung und Anerkennung zu erzwingen vermag. Das ist die Ehre unsers Volkes; die Väter haben sie verpfändet, die Söhne müssen sich vereinigen, um sie einst einzulösen, und das Glück unserer Bürger zu sichern. Darum habe ich gesagt: Wenn der Zof. Verein noch nicht bestände, so müßte er jetzt entstehen. — Er gibt zwar seinen Mitgliedern keine neue Stellung zum Vaterlande, auch ohne ihn hätten sie dieselbe Aufgabe in ihrem Leben zu lösen. Aber stehen sie einzeln da, so werden nicht nur die Meisten gar nie oder erst spät zu ahnen beginnen, was sie dem Vaterlande sein sollen, sondern auch unter den Uebrigen ist ein Zusammenwirken schwer, sie stehen äußerlich, und was noch mehr ist, auch in ihrem Ziele und in ihren Gesinnungen allzu weit aus einander. Die Einzelnen, welche der Zufall zusammenführt, gleichen der einsamen Quelle, die eine Wüste tränken soll. Wir dürfen es nicht auf den Zufall ankommen lassen, was aus unserm Lande werde, und darum war es ein großer Gedanke, eine Vereinigung aller schweizerischen Studirenden zu versuchen. — Soll aber diese Vereinigung nicht ihre Bedeutung verlieren, so muß sie Alle umfassen, welche berufen sind, einst an die Spitze des Volkes zu

treten; sie darf nur solche ausschließen, die um ihrer Unwissenschaftlichkeit oder um ihres Charakters willen kaum den Namen eines Studirenden verdienen; denn diese freilich sind nicht berufen, großen Einfluß auf das Volk auszuüben. Aber wer die vom Zof. Vereine erstrebte vollständige Vereinigung aller ächten Studirenden dadurch hemmen will, daß er unberufen einen Theil derselben ausschließt, der begeht einen Verrath am Vaterlande, und wer das Höchste, was unser Bund zu leisten vermag, irgend einem untergeordneten Zwecke oder Mittel aufopfern will, der begeht einen Verrath am Vaterlande. Ich weiß wohl, daß Viele unter uns der Meinung sind, als ob der Zof. Verein besser thäte, nicht so viele Mitglieder zu zählen, sondern sich auf den Kern derselben zu beschränken, um an intensivem Gehalte zu gewinnen. Allein diese Ansicht verträgt sich nicht mit der Aufgabe unsers Vereines; sie scheint auch nicht aus einer tiefen Auffassung desselben hervorgegangen zu sein. Denn sein intensiver Gehalt geht durch eine größere Anzahl der Mitglieder nicht verloren; die Hervorragenderen finden sich immer zusammen, sie werden auch immer das Uebergewicht und den leitenden Einfluß behalten; die Uebrigen werden sich immer receptiv verhalten, und nur den äußern Kreis bilden, in dem sich der innere eben so frei und selbstständig bewegen soll, wie wenn er allein stände. Auch die Traulichkeit der Einzelnen leidet nicht darunter; denn das erfahren wir jedesmal am besten in Zofingen selbst, daß diese nicht nur da ist, wo sich Alle genau kennen, sondern überall, wo sich Alle im Bewußtsein des gemeinsamen Strebens zu einander hingezogen fühlen; und soll sie einen tiefern Gehalt haben, so werden sich immer wieder die Gleichgesinnten zusammengruppiren, und die Gleichgesinnten sind keineswegs

immer die, welche geistig oder wissenschaftlich auf derselben Höhe stehen. Doch alles das ist nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, daß unser Verein Alle vereinigen will, welche einst neben einander wirken, damit sie auch mit einander wirken, und daß er daher seinen Zweck nie vollständig erreichen kann, wenn er nicht alle ächten Studirenden umfaßt. Darum kann auch der Zof. Verein keinen zweiten Verein neben sich dulden, der zu demselben Zwecke gestiftet wäre; vielmehr müßte er einen solchen entweder zu zerstören, oder sich mit ihm zu verschmelzen suchen, sobald er aus tüchtigen Studirenden besteht. Denn über alle diese hat der Zof. Verein den Zweck sich auszudehnen, und nicht etwa bloß über die geistreichsten unter ihnen; o die geistreichsten sind gar nicht immer die edelsten Studirenden, und nicht immer die aufrichtigsten Vaterlandsfreunde; auch kennen wir selten die im Innersten erst schlummernden Keime, die sich im Vereine selbst zur herrlichen Blüthe entwickeln können, und sonst vielleicht erstürben zum Schaden des Vaterlandes. Der Zof. Sinn soll so weit als möglich verbreitet werden, und der ist nichts so Alltägliches, nichts so Gemeines, daß ihn jeder Schüler hätte, der nur ins Kolleg wandert, oder daß ihn jeder von selbst gewänne, ohne je im Zof. Vereine gewesen zu sein. Darum wiederhole ich es: Jeder edlere Studirende, der den Zweck des Zof. Vereins wirklich kennt, und ihm gleichwohl nicht beitritt, der begeht einen Verrath am Vaterlande, und wer nicht, wo er immer kann, höherstrebende Jünglinge für diesen Zweck zu gewinnen sucht, der begeht einen Verrath am Vaterlande. Man nenne das nun auch wieder eine Proselytenmacherei; wer für gewisse Zwecke nicht Proselyten machen will, der wird dieselben auch niemals erreichen.

I.

Gehen wir nun zu der Aufgabe unsers Vereins über. Das Erste und Nächste, was er bewirken soll, das wirkt er in unsern Gemüthern, — ich meine die Vaterlandsliebe. Es ist kein kleines Ding um die wahre Vaterlandsliebe, nnd schon Mancher hat sich dieselbe allzu früh beigeschrieben. Wir wollen nicht eine Vaterlandsliebe im Sinne des Alterthums, welche jede andere Liebe ausschließt, gegen Fremde kein Gefühl kennt, und gegen sie alles für erlaubt hält, was dem Vaterlande nützen kann. Eine solche Vaterlandsliebe wäre unsittlich und unchristlich. Sie hat sich auch in neuen Zeiten dadurch gestraft, daß sie ihren Gegensatz, den schalen Kosmopolitismus, hervorrief. Von diesem aus sind viele Einwürfe gemacht worden gegen die Vaterlandsliebe überhaupt, als ob man sein eigenes Land nicht in einem höheren Grade lieben dürfte, als ein fremdes. Ich will diese Einwürfe hier nicht widerlegen; ich rede ja nicht zum Kosmopoliten. Den Bürger ketten alle die tausend Einzelnheiten an sein Land, die er in demselben lieben gelernt hat, die er in irgend einem Sinne sein nennen darf; denn das Ganze lernt der Mensch, wenn es nicht eine Idee ist, nur im Einzelnen lieben. Der Weltbürger aber liebt gar nichts, weil er nichts Einzelnes lieben will. — Indessen kenne ich auch unter den Zofingern nicht nur Einen, der zwar sein Land zu lieben behauptet, dem es aber gleichgültig ist, ob er einst in diesem oder im Auslande sein Leben zubringe, und auch das ist ein kosmopolitischer, und schon darum unnatürlicher Grundsatz. Denn wer will auf ein Volk wirken, dessen Sitten, Charakter, Gedankenkreis er nicht kennt? Das Volk aber, in dessen Leben wir uns

nicht erst noch hinein leben müssen, um es verstehen und lieben zu können, das Volk, in dessen Mitte wir aufgewachsen, an dessen Nationalcharakter wir selbst großgenährt worden, dessen Gepräge wir an uns tragen und niemals ganz aus uns ausrotten können, dieses Volk ist es, wo wir am besten wirken können. Und wirken muß der Mensch da, wo er am besten wirken kann; das ist sein Beruf, an dem er sich nicht versündigen darf. Und wer nicht wünscht, seinem Vaterlande zu leben, der sage auch nicht, daß er es wirklich liebe. — Doch wir fühlen ja in uns den mächtigen Pulsschlag dieser Liebe, und es ist eher zu fürchten, daß wir aufs andere Extrem verfallen, und derselben die allgemeine Menschenliebe aufopfern. Davor wollen wir uns hüten, Zofinger! Unsere Liebe zum eigenen Lande darf uns nicht zum Neide oder Hasse gegen andere Länder führen, nicht einmal zur Gleichgültigkeit gegen ihr Wohl und Weh. Freunde! unsere Vaterlandsliebe soll auf Religion beruhen, dann werden wir alle Verirrungen leicht vermeiden; es gibt keine wahre Vaterlandsliebe ohne religiöse Grundlage. Lache nur hierüber, wer lachen will; denn leider sind auch solche unter uns, welche so etwas lächerlich finden, und sich erst noch einbilden, weit tiefer als Andere darüber nachgedacht zu haben. Mir ist das Christenthum das Höchste, und ich würde jedes Bestreben, jede That meines Lebens bedauern, die ich nicht als im Dienste des Reiches Gottes geschehen betrachten könnte. Oder wenn ihr das lieber höret, so sage ich euch: Jeder von euch, der eine wahre, d. h. aufrichtige und uneigennützige Liebe zu seinem Vaterlande hat, besitzt Religion. Denn diese Liebe, die in ihrem Wesen geheimnißvoll ist wie jedes Gefühl, sie hat ihre Wurzel allein in der Religion, die

auch in den Herzen solcher wohnt, welche sich rühmen, keine zu haben. Ihr sagt zwar lieber: die Vaterlandsliebe sei etwas ganz Natürliches, etwas durch alle Verhältnisse von selbst Gegebenes, für das nur ein Gefühlloser kalt sein könnte. Aber eben weil sie so natürlich ist, ist sie von Gott gewollt; eben weil sie Jeder fühlt, auch ohne sie erklären zu können, ist sie, wie alle Liebe, Jedem ins Herz gelegt. Der religiöse Mensch sieht in Allem, was Andere ein Spiel des Zufalls, eine That der äußern Verhältnisse nennen, die Fügung Gottes; er liebt schon darum sein Vaterland, weil er es als den ihm von Gott angewiesenen Wirkungskreis betrachtet. Aber dasselbe Gefühl, welches ihn vor Allen aus seine Mitbürger lieben, und ihre Freiheit und Selbstständigkeit gegen Fremde muthig vertheidigen lehrt, dasselbe Gefühl lehrt ihn auch diese Fremden lieben; denn er hat seine Gefühle nicht auf eine instinktmäßige, sondern auf klare und bewußte Weise. Eine Vaterlandsliebe ohne religiösen Grund kann niemals aufrichtig und zu Opfern bereit sein; sie ist ein Unding, eine Heuchelei, um den selbstsüchtigen und ehrgeizigen Trieb, der dahinter steckt, zu verbergen. Hätten unsere Staatsmänner mehr Religion, sie hätten wahrlich auch mehr aufrichtige Vaterlandsliebe.

Die Vaterlandsliebe hat also ihre Quelle in der Religion, und der Zof. Verein hat daher ganz richtig als seine Grundlage eben sowohl die Religion, als die Wissenschaft anerkannt, d. h. er fordert von seinen Mitgliedern nicht nur Wissenschaftlichkeit, sondern auch Sittlichkeit, oder wie ich sie lieber nennen möchte: Religiosität, — denn Sittlichkeit ohne religiöse Grundlage ist ein Unding. Ohne sie kann keiner ein wahrer Zofinger sein, denn er kann ja nicht einmal das Vaterland wahrhaft

lieben. — Doch diese Vaterlandsliebe, wie sie vom Zof. Vereine gepflanzt wird, trägt noch andere Merkmale, als nur die bisher besprochenen. Sie ist eine Liebe zum Gesammtvaterlande, zu der Schweiz, und nicht zu dem eigenen Kantone, eine Liebe zum Volke, und nicht zu einem einzelnen Stande desselben; scheinbar eine sehr leichte Forderung, denn man beredet sich schnell, das ganze Vaterland zu lieben; und doch ist man selten geneigt, die Interessen seines Kantons — was sage ich: Kantons? — die Interessen seiner Stadt, seines Dorfes, seiner eigenen Person dem Ganzen aufzuopfern, die Privilegien aufzugeben, welche für Andere ein Unrecht sind, die allgemeine Freiheit anzuerkennen, die Allen als Bürgern dieselben Rechte gibt. Diese Freiheits- und Vaterlandsliebe ist eine der schönsten Früchte des Zof. Vereins, und schon Mancher, den früher nur der Vortheil seines eigenen Kantons, ja seines eigenen Standes bewegte, hat erst im Zof. Vereine das Vaterland und die Freiheit lieben gelernt. Denn an der Liebe zu Einzelnen erwacht die Liebe zum Ganzen; wer erst Einzelne aus andern Kantonen, Einzelne aus dem ganzen Vaterlande liebt, der lernt auch das Vaterland selbst lieben. Ich brauche euch übrigens nicht erst zu sagen, wie hier die persönliche Zusammenkunft in Zofingen selbst den Hauptpunkt bildet, und wie falsch die Ansicht ist, welche diesen als bloßen Glanzpunkt, d. h. als Nebensache betrachtet. — Endlich, meine Freunde, soll unsere Vaterlandsliebe auch nicht ein leeres, thatenloses Gefühl sein, so wie man etwa schöne Thäler und Seen liebt. Nein, unsere glühende Liebe möchte sich in Thaten beweisen, und da diese für den Jüngling größtentheils noch in der Zukunft liegen, so äußert sie sich wenigstens in einem heftigen Drange, zu handeln und zu wirken, in

einem festen Entschlusse, ohne Rücksicht auf persönliche und Lokalinteressen einst das Wohl des Ganzen zu fördern, dem Vaterlande sein Leben zu widmen, und das Glück unsers Volkes auch mit den schwersten eigenen Opfern zu erkaufen. Das ist die wahre Vaterlandsliebe, wie sie dem Zofinger ziemt, kein müßiges und ohnmächtiges Gefühl. Selten bringt einer diese Liebe mit in den Zof. Verein; und, o daß ich sagen könnte, es bringe sie einst jeder mit aus dem Zof. Vereine! — Dennoch dürfen wir bei diesem allgemeinen Gefühle der Vaterlandsliebe nicht stehen bleiben, sie ist nicht das Einzige, nicht einmal das Höchste, geschweige das Eigenthümlichste, was der Zof. Verein wirkt. Eigenthümlicher sind unserm Bunde die Thaten, welche aus diesem Gefühle sprossen, und die wir nun betrachten wollen.

II.

Die nächste Aufgabe des Zof. Vereins, die aus dieser Vaterlandsliebe als ihrem Stamme hervorwächst, ist diese: Wir sollen das Schweizervolk zu Einem Volke machen. Das ist eine große und schwere Aufgabe, und Mancher wäre wohl geneigt, sie für ein bloßes Ideal auszugeben. Aber was heißt ihr ein Ideal? Das ist eine verächtliche Ansicht, welche darunter nur jugendliche Träume versteht, die ohne einen Blick auf die Wirklichkeit entstehen, und den Menschen nicht wollen Mensch sein lassen. Das sind keine wahren Ideale. Aber nur zu oft verwirft man ein Ideal bloß darum, weil man nicht beim ersten, alltäglichsten Blicke erkennen kann, daß es ausführbar sei, weil man in sich selbst nicht die Kraft dazu fühlt; und wenn dann einer begeistert dafür auftritt, so

meint man, er kenne die Wirklichkeit und die Menschen nicht, weil er eben beide Seiten des Menschen, und nicht nur die schwache allein, kennt. Zofinger! unser Bund selbst ist ein Ideal im reinen, schönen Sinne. Uns ziemt nicht, die Ideale von uns zu weisen; wo wäre sonst das Höhere, nach dem wir streben wollten? Verlören denn dadurch die Ideen von ihrem Werthe, daß wir sie verachteten? Oder wollen wir lieber, um nichts Edelm nachstreben zu müssen den Menschen in die Gemeinheit des alltäglichsten Lebens herabziehen? Ja, es ist ein Ideal, und zwar eines, das wir realisiren können, — ich sage es euch noch einmal, Zofinger: Wir sollen das Schweizervolk zu Einem Volke machen.

Daß es gegenwärtig nicht Ein Volk sei, das wird Jeder zugeben. Ich meine hier nicht bloß die äußere Zertheiltheit in 22 Kantone und die ganze politische Zersplitterung, obschon auch die äußere Form niemals ganz unbedeutend ist. Aber unser Volk sollte zuerst innerlich Eines werden; sonst hilft ihm auch die äußere Form seines Staatenbandes nichts, und wenn ein Sturm käme und dieses äußere Band auflöste, so würde es aus einander fallen, weil es nicht zusammengewachsen, sondern nur künstlich zusammengefügt wäre. Innerlich sollte es zuerst Ein Volk sein, es sollte sich jeder als Schweizer fühlen, und nicht als Zürcher oder Genfer, — und damit es das könnte, sollte es Eine gemeinsame Nationalität besitzen. Ihr müßt mich nicht mißverstehen; es ist unmöglich, daß Alles, was Schweizerboden bewohnt, eine ins Kleinste gehende Uebereinstimmung des Charakters habe; es wäre Thorheit, bei den Hirten unserer Berge uud in den Thälern voll Handel und Gewerbe dasselbe Gepräge zu suchen. Aber ich möchte, daß Alle trotz ihrer einzelnen Verschie-

denheiten doch Einen Grundzug hätten, den der Städter mit dem Landbewohner, der Staatsmann mit dem Hirten theilen würde, einen Grundzug, wie ihn jedes Volk haben muß, wenn es wirklich Eines sein, und sich als Eines fühlen soll. Es braucht ein Band, das seine Bürger zusammenhält und an einander kettet, und das ist nicht bloß seine äußere Verfassung, auch nicht einmal bloß seine gemeinsame Geschichte, das ist vielmehr sein eigenthümlicher Volkscharakter, der ganze Geist des Volkes, wie er sich in Allen ausprägt, und geheimnißvoll ihr tiefstes Wesen durchzieht. Diese gemeinsame Eigenthümlichkeit gibt dem Volke seine Einheit und das Gefühl der innern Verwandtschaft; das Bewußtsein derselben gibt ihm seine innere Kraft, seine Festigkeit gegen äußere Einflüsse, sie bedingt sein ganzes Glück, seine Wohlfahrt und Freiheit, ja sie bedingt auch alle Vaterlandsliebe, denn sie enthält alles, wozu wir uns hingezogen fühlen, worin wir uns selbst wiederfinden, was uns kein Fremder ersetzen kann. Mit Einem Worte: erst dieser Volkscharakter macht ein Volk wahrhaft zum Volke. Wer wollte läugnen, daß im Deutschen und im Franzosen ein ganz anderer Geist lebe, der die kleinsten Einzelnheiten durchdringt? Dieser Charakter ist nicht das Werk des Zufalls oder der Willkür, er ist schon durch Natur und Klima, noch mehr aber durch die Geschichte, die Schicksale, und das innere Leben eines Volkes bedingt, und kann nicht wegfallen, ohne sich furchtbar zu rächen. Denn wird diese gemeinsame Eigenthümlichkeit verlassen, so ist das Band, das die Bürger zusammenhielt, zerstört, das Gefühl der Verwandtschaft vernichtet, und das Volk dem schleichenden Gifte fremden Einflusses preisgegeben. Uns mangelt ein solcher gemeinsamer Volkscharakter, wie ihn der Spanier, der Engländer,

der Italiener besitzt. Wenn der Spanier zum Spanier kommt, so kennt er ihn, aber der Schweizer erkennt sich nicht wieder, wenn er zum Schweizer kommt; der Franzose fühlt sich als Franzose, aber der Schweizer fühlt sich nicht genug als Schweizer, er fühlt sich zu sehr als Basler, Berner, Urner. Die Einheit unsers Staates wurzelt nicht in der Einheit der Gemüther, das ist der Grund, warum wir es noch nicht weiter gebracht haben als bis zum Bundesstaate; es lebt in dem Volke der 22 Kantone nicht das Gefühl einer innern Einheit und Zusammengehörigkeit. So lange wir keinen gemeinsamen Volkscharakter haben, so lange sind wir auch nicht Ein Volk.

Aber damit ist nicht Alles verloren, Jünglinge meines Vaterlandes! Was wir nicht haben, das laßt uns schaffen und Keiner zittere vor dem Riesenwerke. Es sind schon mehr Nationalitäten geschaffen worden als nur diese. Sie wurzeln ja nicht in der Abstammung; von deutschem Stamme ist der Franzose; — was hat er noch gemein mit dem alten Franken? Dieses Riesenwerk hat die Zeit geschaffen! Die Nationalität entspringt auch nicht aus dem bloßen Klima; denn auf Einem Boden ist der Löwe und der Affe geboren; wo einst Roms Heldenvolk wandelte, da lauert jetzt der Italiener, — wer wollte behaupten, daß beide dieselbe Nationalität hätten? Weder Abstammung noch Klima bilden einen Volkscharakter, — nein, aber die Geschichte und das innere Leben eines Volkes, das hat ihn geschaffen. Es ist ein furchtbarer Donner in das Ohr eines gesunkenen Volkes, aber ein großes Wort für uns freie Jünglinge: die Nationalität ist das Werk des Menschen, in seiner Hand liegt sie gerade so gut als die Zukunft; beide kann Gottes Arm anders lenken; aber wird der Vogel aufhören, sein Nest zu bauen,

weil der Blitz in die Eiche schlagen kann? Wir haben Schwierigkeiten zu überwinden, die einen gewöhnlichen Muth wohl zurückschrecken könnten, und wer keinen höhern Muth hat, der gehe lieber hin und verschwende seine Zeit in vergeblichen Klagen. Es braucht Keiner, der nicht will, an die Möglichkeit zu glauben; aber wer nicht glauben will, der glaube auch nicht an eine Selbstständigkeit der Schweiz, und lasse sein Vaterland dahinfahren! — Die Hauptschwierigkeit ist wohl die, daß in unserm Lande verschiedene Sprachen leben, und eine jede Sprache hat ihren eigenen Geist, in dem sich das geheimste Wesen des Volkes ausspricht. Bei verschiedener Sprache Ein Charakter, das scheint etwas Unmögliches, und so wäre es denn freilich besser, nur eine deutsche Schweiz zu wollen, als gar keine. Doch nicht so schnell, du scheuer Gedanke! Viel, ungeheuer viel hängt an der Sprache, doch nicht Alles; sie schafft ja nicht den Geist des Volkes, sondern dieses den ihrigen. Unsere welschen Kantone haben darum noch nicht den französischen Geist, weil sie französisch sprechen, unsere deutschen Kantone noch nicht den deutschen Geist, weil sie deutsch sprechen; denn sie haben nicht dieselbe innere nnd äußere Geschichte gehabt wie Deutschland, und jene nicht dieselbe wie Frankreich. Wir stehen einander nicht so schroff gegenüber, wie es beim ersten Blicke scheint, und darum darf auch unsere Hoffnung größer sein. Auch die deutschen Kantone haben nicht alle Einen Charakter, und der Freiburger steht dem Berner gewiß nicht ferner, als dieser dem Bündner oder Appenzeller; die Wadt, vor 20 Jahren von Savoyen losgerissen, wäre nicht die Wadt, die schon drei Jahrhunderte mit uns verbunden ist und unsere Geschichte theilt. In unserm Vaterlande herrscht das deutsche Ele-

ment vor, und diesem müssen wir die welschen Kantone näher bringen. Das Werk ist allerdings schwer, es ist auch nicht das Werk Eines Menschenalters, aber die Zeit hat schon größere Wunder gethan. Wir wollen ja nicht eine absolute Gleichheit, wir wollen nicht die Berge abtragen und die Thäler ausfüllen, damit eine bequeme Flachheit, das herrliche Attribut eines Weltbürgers, entstehe. Wir wollen nicht alle speziellen Eigenthümlichkeiten verwischen. Wir wollen ja nur einen solchen Volkscharakter, der über diesen Einzelnheiten stehe und sie durchziehe, der uns eine gemeinsame Eigenthümlichkeit gebe gegen andere Völker. Zunächst wollen wir nur, daß sich alle Schweizer als Schweizer fühlen, als Ein Volk in allen Kantonen; dann werden sie auch Ein Nationalgepräge erhalten. Welches dieses sei, kann kein Sterblicher voraussehen; ob es aber ein schlechtes oder ein gutes sei, das hängt von uns ab, und zunächst von uns Deutschen; denn wir haben auch Nachbarn, deren Volksgepräge kein edles ist.

Daß es aber möglich sei, eine solche gemeinsame Nationalität zu schaffen, die noch nicht da ist, daß das nicht ein Fiebertraum eines erhitzten Gehirnes sei, dafür bürgt der Zof. Verein. Auf den blickt hin, die ihr lieber das Haus abbrennen lasset, als den Brand löschet, die ihr, statt zu handeln, mit euerm winselnden Klaggeschrei das ganze Volk anstecket, daß es eben so winsle, und das für unmöglich halte, was schon dann viel leichter wäre, wenn diese Leute nur einmal an seine Möglichkeit glaubten. Ich sage euch: Was ihr als unmöglich beklaget, dazu hat der Zof. Verein schon den ersten großen Schritt gethan. Sind wir denn nicht im Zof. Vereine Jünglinge aus den verschiedensten Kantonen? Aber fühlen wir uns denn nicht

als Schweizer? Hat uns nicht schon das bloße Gefühl, Alle Einem Vereine anzugehören, einander weit näher gebracht, als wir vorher standen? Sind nicht durch dieses bloße Gefühl die Schranken der Kantone zwischen uns niedergestürzt? O das Gefühl wirkt Wunder, und wer nur mit dem Verstande rechnet, ohne an das Gefühl zu denken, der hat übel gerechnet; „der Geist ist das Salz, aber das Gefühl ist die Quelle des Lebens", sagt, ich weiß nicht wer. — Darum ist auch das eine der schönsten Aufgaben des Zof. Vereins, daß wir durch enge und innige Verbindung der Schweizerstudirenden Einheit bringen in das zerrissene Volk. Wenn irgendwo, so gilt es hier, daß die Hoffnung des Vaterlandes auf dem aufwachsenden Geschlechte beruhe; denn die Jünglinge können sich einander leichter nähern, als die Männer mit ihrem schon fest und schroff ausgebildeten Charakter. — Unsere Zeit kommt uns hierin freudig entgegen; die vielen eidgenössischen Gesellschaften haben seit einem halben Jahrhunderte ungeheure Fortschritte in der Annäherung des Volkes bewirkt, und dadurch alle feigen Zweifel an der Möglichkeit niedergeschlagen; denn diese Männer sind es, wie auch wir Jünglinge, von denen die Sache zuerst ausgehen muß, denen das Volk nachfolgt. Und das Volk ist nachgefolgt, sein Sinn dafür ist erwacht, eine Neigung zu Zusammenkünften und Vereinigungen jeder Art. Diese Schützenfeste, wo Schweizer aller Gegenden zusammenkommen, sind ein kräftiges Zeichen; nur zusammenkommen muß das Volk, nur immer mehr und mehr mit einander auf nationale Weise verkehren, so erhält es auch Einen Charakter, und der Ortsgeist verschwindet. Freudig laßt uns diese Zeichen der Zeit begrüßen, und sie benutzen. Es ist nicht das Werk Einer Generation; auf uns ruht die Haupthoffnung,

und mit dem jüngeren Geschlechte muß die Einheit aufwachsen, wenn sie wirklich ins Leben treten will. Auch wir werden die Erfüllung unsers Wunsches nicht erleben, — genug, wenn auch wir wieder einen Schritt vorwärts thun, und über unsern Gräbern unser Vaterland Eines wird. Dann wird unser Volk glücklich sein, kräftig und fest gegen fremden Einfluß; denn es wird sich stark fühlen, weil es sich als Eines fühlt, es wird einen Gesammtwillen haben, weil es einen Gesammtcharakter hat. — Die Mittel, um auch in dieser Hinsicht wie überhaupt aufs Volk zu wirken, bieten sich uns erst als Männern dar; die Möglichkeit aber und den innern Antrieb danken wir durchaus dem Zof. Verein. Dieser vereinigt alle die, ohne deren Vereinigung auch das Volk sich nicht vereinigen könnte, er knüpft unter uns Bande der innigsten Freundschaft, und läßt es uns fühlen, daß wir Schweizer sind, indem wir uns Alle als Schweizer lieben und kennen lernen. Auch hier aber bildet das Fest in Zofingen durchaus wieder den Hauptpunkt, ohne den auch bei der engsten Verbindung der Sektionen nichts zu Stande kommt.

Ich will euch hier nur noch auf zwei Bedingungen aufmerksam machen, ohne welchen der Zof. Verein seinen Zweck niemals ganz erreichen wird. Die erste Bedingung ist, daß wir das schon bestehende Nationale an unserm Volke achten, — nicht das Engherzige, was einer wahren Nationalität gerade im Wege steht, wohl aber alles, was das Volk sonst Eigenthümliches hat, wenn es uns auch an sich gleichgültig zu sein scheint. Es ist leider nur allzu wahr, daß gerade die Studirenden dieses äußere Nationelle zu wenig achten, daß sie darüber als über Trümmer einer veralteten Zeit spotten, und es geschäftig zerstören helfen, indem sie sich selbst in dem großen Modeton

gefallen. Und doch, wenn wir unserm Volke einen Nationalcharakter geben wollen, müssen wir auch diese speziellern Eigenthümlichkeiten achten, sobald sie jenem nicht im Wege stehen und daher aufgeopfert werden müssen. Verachten wir das scheinbar Gleichgültige, so zerstören wir den Sinn des Volkes fürs Nationale überhaupt. Denn das Volk kann uns unsere feinen Unterscheidungen nicht nachmachen; lehren wir es das Eine verachten, so verachtet es auch das Andere, den gemeinsamen Volkscharakter, es unterscheidet hier nicht. Wir müssen vielmehr seinen Sinn dafür rege machen, indem wir eben das schon bestehende Nationelle bewahren; denn alles dieses Aeußere ist der Ausdruck eines Innern, das wir zwar nicht immer kennen, das vielleicht im Bewußtsein des Volkes nicht einmal mehr lebt, das aber einmal vorhanden war, und dessen noch bestehende Aeußerung wenigstens dazu beiträgt, jenen Sinn fürs Nationelle zu erhalten. Wehe denen, welche glauben, einem alten Baume ein edleres Reis einpfropfen zu können, ohne seine alten Säfte zu bewahren; er verdorrt, und das Neue ist mit dem Alten verloren! Darum möchte ich euch beschwören: Verachtet nicht die angestammten Sitten euers Volkes, schämt euch nicht unserer alten kräftigen Muttersprache, die besser als jede andere an's Herz des Volkes dringt. Bedenket, daß auch hierin das Volk auf uns sieht; was wir verachten, lernt es auch selbst verachten; wenn wir die alten Sitten verschmähen, so verschmäht sie auch das Volk. Hüten wir uns, das Herzblut unsers Volkes zu vergießen. Wir können nicht eine Nationalität schaffen, wenn wir das Volk sein nationelles Aeußere verachten lehren; wer sich über dieses hinwegsetzt, der mißkennt den großen Geist, der diesen einzelnen Erscheinungen zum Grunde liegt. O meine Freunde,

ich beschwöre euch nochmals: Bewahret euere Sitten, in denen ihr aufgewachsen, die Sitten, in denen sich euer Volk noch wohl fühlt, ohne deren Gemeinschaft ihr euch dem Volke selbst entfremdet. Nur in heimischen Sitten ist es einem Volke wohl, und ein fremder Ton, auf Schweizerboden verpflanzt, kann nur Bastardfrüchte tragen. Der Mensch kann nicht ohne Sitten leben; wer die heimischen wegwirft, nimmt dafür nur andere an; warum aber fremde, von denen unser Volk nichts weiß, die nicht aus seinem Charakter entsprungen und ihm daher unnatürlich sind? Etwa, weil es die Mode der großen Welt ist? Die große Welt ist ja von allem Pöbel der ärgste, und ihre Mode eine schale, geistlose Form, nicht der Ausdruck einer Idee, sondern die liebe flache Allgemeinheit, die eben alle Ideen entbehren kann.

Doch ich muß noch eine zweite Bedingung nennen, ohne welche wir niemals unsern Zweck vollständig erreichen werden. Wenn der Zof. Verein in den schweizerischen Studirenden das Bewußtsein der Einheit pflanzen soll, damit es von ihnen auch aufs Volk übergehe, so ist es durchaus nothwendig, daß er sich und seinen Einfluß auf die ganze Schweiz ausdehne, daß er auf allen Akademien Mitglieder zähle. Die Akademien, welche gleich anfangs die Hand zu unserm Bunde reichten, sind solche, deren Kantone am weitesten fortgeschritten sind. Aber viele andere Kantone stehen weit zurück, und hier gerade wäre es am nöthigsten, Zof. Sektionen zu bilden. Denn wie wollen wir auf die ganze Schweiz wirken, wenn uns die Mittel versperrt sind, auf diejenigen Theile zu wirken, die es gerade noch am meisten bedürfen? Wenn die einen Kantone immer stille stehen, während die andern vorwärts schreiten, so wird die Kluft nur desto größer; die letztern

können und dürfen nicht langsamer gehen, aber sie müssen die andern nach sich ziehen. In diesen vor allen aus muß der Zof. Verein diejenigen, welche einst an die Spitze des Volkes treten, für seine Bestrebungen noch als Jünglinge zu gewinnen suchen; denn als Männer treten sie nicht mehr zu uns und sind fürs Vaterland verloren. Der Zof. Verein soll nicht müßig zuwarten, welchen Einfluß ihm der Zufall verschaffen werde; er soll sich denselben selbst schaffen, er soll sich selbst überall hin zu verbreiten und die Studirenden für das allgemeine Interesse zu gewinnen suchen. Das Erstere ist freilich bequemer, aber unser Verein ist nicht für die Bequemen gestiftet. Wir müssen das Vaterland zu allererst da heilen, wo es blutet, sonst wird es nie gesund werden. — Besonders die katholischen Kantone müssen wir für unsere Bestrebungen zu gewinnen suchen; nur Solothurn ist unter uns; in Luzern haben die Zürcher eine Sektion zu bilden gesucht, man ist ihnen mit großer Liebe entgegengekommen, und wir können ein gutes Gelingen hoffen, wenn wir uns in den dortigen Behörden nicht gänzlich getäuscht haben. Man folge dem Beispiele der Zürcher nach! Sehet einmal die Städte, wo die Studirenden unter dem Gluthauche der Jesuiten leben, Freiburg, dessen Sektion von den Jesuiten gewaltsam gemordet wurde, — Brigg und Sitten in dem von der Schweiz wie abgeschiedenen Wallis, — Schwyz, von wo dieses Ungethüm nach den kleinen Kantonen die Hand ausstreckt. Da thut es Noth, die Studirenden aufzufordern, daß sie sich an den Zof. Verein anschließen, und sie loszureißen von dem Einflusse der Jesuiten, diesen planmäßigen Vaterlandsmördern. O in einem solchen Kanton zehn Zofinger zu gewinnen, das wiegt mehr in den Thaten einer Sektion, als hundert

Briefe voll schöner Worte, und als tausend Diskussionen über Statuten und äußere Formen. Aber handeln muß man, nicht warten, bis sich jene selbst anerbieten; man muß am Kiesel anschlagen, ehe er Funken gibt; und auch eine vergebliche Aufforderung wird uns keine Schande bringen, denn ein Abschlag schändet nicht uns, sondern die Abschlagenden. Die einzige Besorgniß wäre wohl die, ob nicht solche Leute einen neuen Geist, oder wenigstens neue Kämpfe in den Zof. Verein bringen könnten. Allein wenn der Zof. Verein nicht fester stände, wenn ihn jedes Lüftchen hin und her treiben könnte, so gäbe ich wenig um ihn, oder gar nichts. Aber jetzt steht er fest, und hat auch den Kampf nicht zu scheuen; ja selbst jener gewaltige Sturm, der uns einige Aeste abgebrochen, würde uns jetzt nicht mehr so stark erschüttern, wie damals. Uebrigens würde der Verein, ehe er solche Sektionen aufnähme, ihnen wohl zuerst seine Tendenz mittheilen, und dann würden die schon von selbst wegbleiben, denen diese Tendenz nicht gefiele. Wen wir für unsern Verein gewinnen, daß er ihm beitritt, der billigt auch seine Tendenz, und daß es solche in allen Kantonen gebe, die ihm freudig beitreten würden, daran haben wir kein Recht zu zweifeln. — Ich will euch noch auf zwei andere Kantone aufmerksam machen, auf Neuenburg und Tessin. Ich weiß wohl, daß Viele eine Abneigung haben gegen eine Neuenburgische Sektion, weil das ein Afterkanton sei. Als ob die dortigen Studirenden darum keinen Schweizersinn haben könnten, weil man gewöhnlich ihrer Regierung keinen solchen zuschreibt! Welch ein Schluß! Wenn sich Neuenburgische Studirende in den Zof. Verein melden, so zeigen sie gerade dadurch, daß sie nicht Willens sind, einen Afterkanton Afterkanton bleiben zu lassen. Es ist noch

keineswegs so ausgemacht, daß die dortige Studentenschaft weniger eidgenössischen Sinn habe, als manche andere Akademie. Dieser Kanton steht auf der Wage, wir wollen ihn lieber zu uns ziehen als von uns stoßen, das keimende Fruchtkorn lieber pflegen als zertreten, lieber Schweizer dort pflanzen, damit Neuenburg schweizerisch werde, als verhindern, daß er es jemals werden könne. — Etwas ganz Anderes ist es mit dem Kanton Tessin Noch Keiner hat den einen Afterkanton genannt, und doch ist gewiß zehnmal weniger eidgenössisches Blut in Tessin als in Neuenburg; da ist italienisches Blut, italienische Sprache, italienischer Sinn, der paßt nicht zum Schweizersinn. Neuenburg ist nicht der einzige französische Kanton; wäre er es, ich würde auch von ihm anders sprechen; aber Tessin ist der einzige italienische Kanton, sein Charakter paßt nicht zu uns, seine Herzen schlagen nicht zu uns, und die unsrigen nicht zu ihm. Wollte Gott, wir müßten nicht die Thaten unserer Ahnen verhüllen, um uns selbst von dem Zustande dieses Kantons rein zu waschen! Was aber unsere Väter verschuldet, das könnten wir vielleicht wieder gut machen, wenn wir einen Versuch wagten, auch hier in dem aufwachsenden Geschlechte einen bessern Geist zu begründen, oder dann den Tessin nicht mehr zur Schweiz zählen zu müssen.

III.

Ich habe etwas lange über diesen Punkt gesprochen, da es mir wichtig schien, das weniger Beachtete hervorzuheben, und daran ist mir mehr gelegen, als an einer ebenmäßigen und in allen Theilen gleichförmigen Rede. — Noch haben wir eine dritte Aufgabe unsers Bundes zu

betrachten; sie ist die, daß die Zofinger gemeinsam und mit vereinter Kraft im Vaterlande zu handeln, und sich daher über alles, was für dasselbe von Bedeutung ist, durch gegenseitigen Ideentausch zu verständigen suchen; und hier besonders wird auch die Beschäftigung der einzelnen Sektionen und die Korrespondenz sehr wichtig.

1) Es fragt sich zunächst, ob die Sektionen schon als solche in vaterländischem Interesse nach außen handelnd auftreten dürfen, und es wäre gewiß unrichtig, dieß ganz zu verneinen. Den Jüngling treibt es zu handeln, er möchte wirken und an Thaten sich freuen. Warum soll er das nicht? Wird er denn, sobald er zu handeln anfängt, sogleich über die Sphäre des Jünglings hinausgehen? Auf die Männer können wir nicht einwirken; auf die Jünglinge aber kann Niemand besser wirken, als der Jüngling selbst; darum soll man ihm dieß Gebiet nicht bestreiten. Und in diesem Kreise treten wir ja schon dann öffentlich auf, wenn wir den Zof. Verein über die ganze Schweiz zu verbreiten und alle Studirenden für unsere Bestrebungen zu gewinnen suchen. Dieses Recht, schon als Jünglinge auf die Jünglinge zu wirken, das wollen wir uns unverkümmert behalten; da haben wir für unser gegenwärtiges äußeres Auftreten die schönste Sphäre, und zugleich eine Vorschule des Lebens, wo wir handeln und auf Andere einwirken lernen. Hier haben wir auch Gelegenheit, für alles aufzutreten, was die sittliche Kraft derer erhöhen kann, von denen sich das Volk einst leiten läßt. Wir haben uns in allen Hoffnungen, die wir auf die Zukunft setzen, nichts als schändlich betrogen, wenn die einstigen Führer des Volkes keine sittliche Kraft haben, nicht muthig und thatkräftig zu handeln wissen, und durch

ein offenes und redliches Benehmen sich das Zutrauen des Volkes erwerben. Diese sittliche Kraft des Studirenden zu heben, das ist unsere erste und heiligste Pflicht, wenn wir je unsere Zwecke erreichen wollen. Das war auch der Grund, warum die Zürcherische Sektion dafür auftrat, daß der Zof. Verein das Turnen unter den schweizerischen Studirenden immer mehr zu verbreiten trachte; sie that das nicht bloß, weil es den Körper stärkt, sondern viel mehr, weil es neben der Religion kein mächtigeres Mittel gibt, um die sittliche Kraft zu erhöhen und anzuregen. Ich will hier die Gründe nicht untersuchen, warum die Zürcher bei ihren Brüdern nicht mehr Anklang fanden; aber ich behaupte, daß der Zof. Verein für Alles auftreten soll, was er im Interesse des Vaterlandes schon unter den Studirenden realisiren kann. Nur ein politisches Auftreten der Sektionen scheint mir unpassend, weil sie dadurch die Sphäre des Jünglings verrücken, zumal wenn sie leidenschaftlich aufgeregt sind. Die Studirenden sollen sich nicht an diese oder an jene Partei anschließen, sondern über den Parteien stehen; sie sollen nicht dem zweifelhaften Gange eines gährenden Volkes nachfolgen, sondern vielmehr dem Volke vorangehen, nicht dem Zeitgeiste sich blindlings hingeben, sie, die vielmehr selbst einst den Zeitgeist bestimmen sollen.

2) Doch wir vereinigen uns mehr noch zu einem gemeinsamen Handeln in der Zukunft, als in der Gegenwart. Der Zukunft geweiht ist unser Verein, wie alles Streben des Jünglings. Dort blühen seine Hoffnungen, dort erst kann er mittelbarer oder unmittelbarer, in einem größern oder geringern Wirkungskreise aufs Volk wirken, welchen Beruf er sich auch immer gewählt haben mag. Da erst kann er seine Vaterlandsliebe bewähren, da erst

für die Ideen auftreten, die schon des Jünglings Brust in Stunden der Begeisterung durchglühten; da erst können wir auch das Bewußtsein unserer innern Einheit auf das Volk übertragen. Darum ist es die Aufgabe des Zof. Vereins, diese Jünglinge zusammenzuführen, daß sich je die Besten und Edelsten unter ihnen zusammenthun aus allen Gauen, um sich noch enger zu verbinden, und einst im Bewußtsein gemeinsamen Zusammenwirkens mit verdoppelter Kraft ihr Ziel zu verfolgen. Wahrlich, das ist nicht das Schlechteste, was wir dem Zof. Vereine verdanken. Er breitet dadurch ein Netz aus über unser Vaterland, ein Netz gleichgesinnter Männer, deren Verbindung in Zofingen nur gegründet, durch Korrespondenz aber oder persönlichen Umgang immer fester fürs ganze Leben geschlossen wurde. Sie bleiben Zofinger ihr ganzes Leben hindurch, denn sie haben die Begeisterung und die Gelübde ihrer Jugend nicht vergessen. Der Zofinger wird nie aufhören Zofinger zu sein; wessen Seele sich einmal für alles Große und Schöne öffnete, der kann nie mehr für uns verloren sein, und wer als Jüngling in allen Kantonen persönliche Freunde kennen und lieben gelernt hat, der kann auch als Mann nicht anders als für die gemeinsamen Interessen wirken. Im Ernste des Lebens werden sich die Zofinger wieder erkennen und in seinen Stürmen fröhlich zusammenwirken. Zwar werden Manche von uns abfallen zur Rechten und zur Linken; doch was schadet es, wenn sich die Spreu vom Waizen sondert? Wer je aufhört, Zofinger zu sein, der ist nie wahrer Zofinger gewesen. Wer sich aber dessen nicht versieht, uud anfängt zu jammern, wenn ihn die Meisten verlassen, wo es gilt Opfer zu bringen auf den Altar des Vaterlandes, der zeigt nur, daß er die Menschen nicht kennt.

Man muß sich daran gewöhnen, mit seinen Bestrebungen allein stehen zu können, dann wird man auch desto seltener wirklich allein stehen, und je weniger der Treugebliebenen sind, desto enger werden sie ihren Bund schließen, und wenn sie sogar in keiner äußern Verbindung ständen. — Um dieser Aufgabe willen, die der Zof. Verein hat, ist die natürlichste und edelste Beschäftigung in unsern Sitzungen diejenige mit vaterländischen Gegenständen oder Angelegenheiten, auch mit politischen Fragen, — denn wir haben uns nicht zu scheuen, auch solche wissenschaftlich und ruhig zu besprechen. Es kann ja hier alles besprochen werden, was auf das künftige Handeln des Mannes im Vaterlande Bezug hat, betreffe es nun die Staatsformen, oder die Erziehungsgrundsätze oder die Kirche oder den Kulturzustand. Wer an solchen ernstern Beschäftigungen kein Gefallen findet, und nur die fröhlichere Seite unsers Vereinslebens anerkennen will, der hat keinen Sinn für die höhern Zwecke des Vereines, er hat nur die Schale statt des Kernes, und gehört nur äußerlich zu uns. Es gibt freilich solche, welche den Zof. Verein in den Kreis des Alltäglichen, das Hohe in den Staub ihres Kneiplebens herabziehen wollen; allein das Streben solcher und ihren Einfluß auf den Verein müssen wir zerstören; Krieg sei ihnen erklärt, und die Hauptsache werde geltend gemacht. Was immer das Wohl des Vaterlandes bezweckt, das werde eingeführt in unsere Mitte. Ich will euch das nicht aus einander setzen; ich will mir nur erlauben, auch hier einen vernachlässigten Punkt noch hervorzuheben.

3) Das Glück unsers Volkes hängt nicht von der äußern Staatsform ab, die vermag es aus sich allein nie glücklich zu machen, und alle unsere Bestrebungen sind

eitel, wenn sie nicht an etwas Höheres anknüpfen. Ich meine die Religion. Die Mehrzahl unsers Vereines besteht aus künftigen Geistlichen; wohlan, vereinigen wir uns auch hierin, und wenden wir allen unsern Einfluß an, um das Glück unsers Landes tiefer zu begründen. O meine Freunde, wenn der Zof. Verein bewirken könnte, daß einst Männer mit christlichem Sinn auch an die Spitze des Staates träten! Dann würde unser Volk glücklich werden. Ich habe euch schon gesagt: Wessen Brust kalt ist für die belebende Kraft der Religion, von dem kann das Volk nichts erwarten als selbstsüchtige Handlungen unter dem Mantel des Patriotismus. Das Herz blutet mir, wenn ich an die Möglichkeit denke, daß unser Vaterland ein Raub fremder Willkür würde; aber zehnmal mehr blutet es mir bei dem Gedanken, daß sein innres Glück von seinen Führern könnte verrathen werden. Wie gerne wollte ich mein Auge abwenden von so vielen unserer jetzigen Staatsmänner, könnte es nur heiterer werden beim Blicke auf das heranwachsende Geschlecht. Allein ich weiß es, welcher Geist im Durchschnitte unter den Studirenden herrscht, wie mancher das Heiligste lästert, was der Mensch kennt, — ich weiß, wie Viele mit Stolz und Verachtung auf den geistlichen Stand herabblicken, wie sie einseitig Alles nur auf die Staatsidee beziehen, und über Dinge absprechen, über die sie fast niemals nachgedacht haben. Ist in unsern Sektionen etwa einmal die Rede von Religiosität, da gibt es nicht nur Einen, auf dessen Munde sich ein verpestendes Lächeln verbreitet; kaum hat man noch Achtung vor dem Worte Sittlichkeit, als ob das mehr wäre als Religion, und als ob irgend eine Sittlichkeit gedenkbar wäre ohne Religion. Zu allen Zeiten hat es gerade unter den Studirenden die

Meisten gegeben, welche über das Religiöse absprachen, dessen Tiefe sie nicht zu erfassen vermochten, und unter den Theologen die Meisten, welche die Nebensache für die Hauptsache ausgaben. Denn es ist ganz richtig, was Schleiermacher sagt: „Von jeher ist der Glaube nicht jedermanns Ding gewesen, und immer haben nur Wenige die Religion erkannt, während Millionen mit den Umhüllungen gaukelten, die sie sich lächelnd gefallen läßt.“ — Ihr möget mich immerhin anhören; denn ich bin keiner von denen, über die ihr am meisten spottet; ich gehöre nicht zu denen, welche alles beschwören, was ihre Väter beschworen, und welche keinen tiefern Boden für ihren Glauben finden, als die Autorität. Aber ich spreche es unverholen aus: Der ganze Geist unserer Zeit, und namentlich der Geist unserer Studirenden, ist sehr irreligiös. Daher kommt es, daß man so allgemein vor dem Talente mehr Achtung hat, als vor dem Seelenadel; denn man hat gelernt, die Religion, von der aller Seelenadel stammt, zu verachten, und dafür nur das Intellektuelle zu schätzen. Man sage, was man wolle, die Verächtlichsten unter allen sind gerade die Geistreichsten, wenn sie keinen Seelenadel haben, und ich will lieber ein Narr heißen als ein Schurke. Ihr müßt nicht glauben, daß ich die Sache übertreibe; es kommt mir nicht auf den wilden Ausbruch des Lasters an, und ich kenne das Gift, das von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte schleicht, und an dem Glücke unsers Volkes nagt; ich weiß, was jetzt die Würze der Scherze ausmacht; ich weiß, wie selten das Familienglück in unsern Tagen geworden ist. O ein kindliches, gefühlvolles Herz ist die Quelle der Religion, das häusliche Leben ist ihre Wiege, und Familienglück ihre Amme. — Ihr fragt mich, wie dieß daher gehöre? Weil ich euch sagen will,

wenn ihr es noch nicht wisset, daß alle unsere Ideen über Volksglück ein lächerlicher Hohn sind, wenn wir das Mark dieses Glückes vernichten, — daß unser Land darum eine so verächtliche Rolle spielt gegenüber fremdem Einflusse, komme er nun von Höfen oder von Flüchtlingen, weil diejenigen, die an des Volkes Spitze stehen, so wenig sittliche Kraft besitzen, — daß Viele von ihnen darum so wenig Zutrauen beim Volke finden, weil dieses die Plätze kennt, wo sie ihre offenen oder geheimen Leidenschaften befriedigen, — daß unser Verein, wenn er wirklich das Wohl des Vaterlandes fördern will, vor Allem aus die sittliche Kraft der künftigen Führer des Volkes sichern soll. Ich wiederhole es, der Zof. Verein soll bewirken, daß einst Männer mit christlichem Sinne an die Spitze des Staates treten; er soll eine edle Haltung behaupten, und diese allen Einzelnen einzuflößen suchen, und das ansteckende Unkraut fortwerfen aus seiner Mitte. Frömmigkeit und Nationalität sind die Stützen des Glückes und der Selbstständigkeit eines Volkes; nur ein solches Volk ist wahrhaft groß in der Geschichte. O daß meine Stimme nicht verhalle im Zof. Vereine! Wenn sie aber verhallt, wenn das aufwachsende Geschlecht nicht edler wird als seine Väter, wenn es, statt dem Volke Achtung vor Tugend und Sitte einzuflößen, diese verachten lehrt, dann fahre wohl, mein Vaterland, und du, Hoffnung unsers Bundes! — Zofinger, und zumal ihr Studirende der Theologie! vereinigen wir uns auch hierin, um der Religion mehr Anerkennung, der Kirche mehr innere Kraft zu erkämpfen! Schon die äußere Form ist niemals gleichgültig; wir wollen nicht nur Einheit im Staate, sondern auch Einheit in der Kirche; vielleicht, daß durch unsere Vereinigung an die Stelle unserer vielen Kirchen dann

eine schweizerische Gesammtkirche der reformirten Kantone träte! Allein noch weit wichtiger ist es, daß wir uns innerlich verbinden, und für die Sache selbst kräftig zusammenwirken; halten wir fest zusammen im Ringen nach Wahrheit und im Auftreten für dieselbe; vereinigen wir uns zu dem großen Kampfe, der uns bevorsteht, und der gewiß nicht ausbleiben wird. Denn die Kirche ist nicht schuldlos an dem Verfalle der Religion, das Mißtrauen gegen die Geistlichen ist nicht bloß aus leerer Einbildung entstanden; denn die Einen haben gepredigt, was sie selbst nicht thaten, die Andern, was sie selbst nicht glaubten, die Dritten das, wogegen sich die fortgeschrittene Bildung sträubte, — die Meisten aber haben das Religiöse, das in Andern lebte, und nicht gerade zu ihrem Sinne und ihren Schulformen paßte, verketzert, und dadurch die Angriffe selbst hervorgerufen, die sie nun getroffen haben. Unsere Kirche hat schwere Stürme zu erwarten von der Zukunft; es wird eine Zeit kommen, wo sie ihr veraltetes Schulgebäude, das sie für das Wesen des Christenthums ausgab, nicht mehr wird retten können, es wird zusammenstürzen, die Ketten des Autoritätsglaubens gesprengt werden, und Viele werden jammern, als ob das Christenthum selbst eingestürzt sei. Glück zu, meine Freunde, wenn ihr Muth habt! Uns leuchtet die Sonne; auch da wird sich die Spreu vom Waizen sondern, die Handwerker von denen, welchen es um das Heiligste selbst zu thun ist. Wir wollen uns freuen, daß dieser Kampf in unsere Zeiten fällt, wir wollen ihn begrüßen, aber zugleich uns fest vereinigen, und für die Wahrheit kämpfen, bis sie gesiegt hat. Allein wir wollen nicht mit verrosteten Waffen streiten, nicht festhalten am Aeußern, sondern mit freiem Blicke und selbstständigem Muthe den Geist ergreifen, der

durchs Christenthum weht, und diesen Geist geltend machen. Gewiß, dieser wird Manchen, und zwar gerade manchen der Höherstrebenden, den der Buchstabe kalt gelassen, für unsere Sache gewinnen.

Wohlan denn, meine Freunde! wo das Vaterland uns ruft, da laßt uns hineilen. Zeigen wir, daß unser Verein nicht eine schöne Phrase sei, sondern daß es ihm heiliger Ernst ist, wenn er das Wohl des Vaterlandes als den Brennpunkt seines ganzen Strebens aufstellt. Ich hoffe, ihm keine zu niedrige Aufgabe gestellt zu haben, keine, deren sich ein Studirender zu schämen hätte. Ein Bund, der die künftigen Führer des Volkes vereinigt, um sie zu feuriger Vaterlandsliebe zu begeistern, das Gefühl der innern Einheit in ihnen zu begründen, und sie für ihr ganzes Wirken im Leben zu verbinden, — ein solcher Verein hat für das Vaterland eine Bedeutung, wie kein anderer. Aber handeln müssen wir; denn das Vaterland fordert Thaten, nicht Worte, — Männer, nicht Deklamatoren. Fassen wir unsere Aufgabe wohl ins Auge und fangen wir einmal an, auch in den Sitzungen unserer Sektionen eifriger dafür zu wirken, statt die meiste Zeit mit Formalitäten zu verschwenden. Ha, wenn wir vergessen könnten, was wir dem Vaterlande schuldig sind! Wenn nur unser Mund von Vaterlandsliebe und Freisinnigkeit zu reden wüßte, aber unser Muth oder unser Wille zu klein wäre, um eine große That zu wagen! Wir können dem Vaterlande unsere Schuld nicht bezahlen, wenn wir für nichts Großes begeistert sind; denn kleine Bestrebungen sind bedeutungslos in der großen Zeit, in der wir leben. Ja groß ist unsere Zeit, und wir dürfen sie nicht nach dem alltäglichen Maßstabe beurtheilen; Ideen bewegen die Völker, von denen sie früher kaum eine Ahnung hatten;

schlummernde Kräfte sind erwacht, und die Geister gähren. Uns ruft das Vaterland zu Thaten. Schön ist es, für das Vaterland zu sterben, aber schöner und wahrlich schwerer ist es, für das Vaterland zu leben. Jünglinge meines Vaterlandes! Wir haben ihm unser Leben geweiht, und auf uns ruht seine Hoffnung. Wer von uns ist der Erste, der sein heiliges Gelübde bricht? — Ja reicht euch die Hände zu dem heiligen Schwure, daß unser Leben Gott und dem Vaterlande geweiht sein soll, damit ein schönerer Morgen herauftauche über unseren Fluren, und unsere Söhne mit Freuden unser gedenken. Schwöret das, und der Engel unsers Vaterlandes wird mit einer Freudenthräne herabblicken auf unsern Schwur. — Und du, Gott unserer Väter, Allmächtiger, in dessen Hand das Schicksal der Völker steht, höre du uns Jünglinge, und segne unsern Bund! Segne unser Land, und mache uns zu einem frommen, freien und einträchtigen Volke, das seinen Nacken nicht beugt als nur vor dir, und seinen Kindern keine andern Altäre weist, als die Altäre der Religion und des Vaterlandes!

Abgerissene

Gedanken über Schlachtenfeiern.

Vorgelesen im Zof. Vereine

den 22. Dez. 1836.

Mittwochs den 16. November war der Jahrestag der Schlacht am Morgarten. In vielen Schlachten unserer Väter ist mehr Blut geflossen, mehr Heldenmuth gezeigt worden, aber bei keiner mehr Heldenmuth vor der Schlacht. 1300 Eidsgenossen erwarteten furchtlos den Herzog mit seinen 10000 Mann und seinen kriegsgewohnten Rittern, ehe sie wußten, daß er ihnen in einem Engpaß begegnen würde.

In Murten hielt Adrian von Bubenberg zehn Tage und zehn Nächte lang unbesiegt mit seinen Zweitausenden Stand gegen Karls Sechzigtausende; er wolle Murten behaupten, schrieb er; Bern solle sich nicht fürchten, es solle sich nicht übereilen.

Die Zeiten ändern sich; das Jahr 1836 ist auch für Bern nicht das Jahr 1339. – Erlach und Tscharner,

Bubenberg und Tscharner an der Sitze der Berner, — welche Parallele!!

Was feiern wir die Tage alter Schlachten? was rühmt sich der Enkel der Thaten seiner Ahnen? Wir brauchen sie nicht mehr; wir bewundern sie, wie wir den Selbstmord des Brutus bewundern, aber wir brauchen sie nicht mehr.

Jene Zeiten sind vorbei; das Christenthum feiert seinen Sieg über die Menschheit, das Schwert steckt in der Scheide; man bezwingt die Völker durch Drohungen und der Friede wird nicht gestört. Glückliche Zeit, wo der Kaufmann seine Seide und der Krämer seinen Zucker ohne Stockung des Handels bezieht, und es ihn nichts kostet als die Ehre seines Vaterlandes!

Was feiern wir die Tage alter Schlachten? Jene Zeiten sind nicht unsere Zeiten. Was die Väter erwarben, das wissen die Enkel zu bewahren. Nur die Mittel sind verschieden, aber der Zweck ist derselbe und der Erfolg derselbe.

Der Erfolg derselbe? 300 Jahre lang hat kein Feind gewagt, den Schweizerboden zu betreten, denn die Schweizer waren geachtet und gefürchtet. Die heutigen Eidsgenossen sind in der Achtung gesunken, wer wollte sie nicht bekriegen? Mit Schmach beladen, zögen sie in die Schlacht, — wer wollte sie nicht schlagen?

Doch nein, unser Volk ist größer als seine Führer, es schüttelt von sich ab die Schande, und wirft die fluchbeladene Last auf die Schultern derer, die sie über das Vaterland gebracht haben. Noch wohnt in unsern Thälern ein freies Volk, das nichts gemein hat mit der Feigheit Jener; noch lebt in uns Jünglingen ein kühnerer Sinn, der es verschmähen wird zu handeln, wie unsere Väter handelten.

Es war eine Zeit, wo der Schweizername Achtung einflößte dem, der das Große zu achten wußte, und Furcht dem, der es nicht achten wollte. — Noch jetzt ist der Schweizer stolz auf seinen Namen. — Welch ein Stolz! — Nicht Prunken mit der Väter Heldentod, nur eigene Kraft errettet aus der Noth.

Was bleibt dem Menschen in Tagen der Schande? Die Hoffnung bleibt ihm, und der Glaube an sich selbst. Wer jammert und von Uebergabe ein Wort sagt, sprach Bubenberg, und wenn ich es selber wäre, der sei niedergestoßen! — Ihm blieb der Glaube an sich selbst.

Unsere heiligen Gesänge sollen nicht verstummen, — denn jene Schande trifft uns nicht; lauter und donnernder sollen sie erschallen als zuvor, damit die, so droben sitzen, davor erzittern, und sich krümmen vor Furcht, ihre Söhne möchten wieder Helden werden.

Jünglinge, bewahret den Glauben an euch selbst! Klopft an euere Brust; in unsern Adern strömt das Blut unserer Väter; sobald wir das wirklich fühlen, sind wir ihre Söhne. — — —

Was feiern wir die Schlachten unserer ehrwürdigen Ahnen? Jene Zeiten sind nicht unsere Zeiten.

Ja, jene Zeiten sind nicht unsere Zeiten, und Schande dem, der eine vergangene Zeit zurückruft. Aber jede Zeit hat ihr Großes, und das soll man zurück rufen.

Die Zeiten haben sich geändert; aber es gibt etwas, das ewig wahr bleibt durch alle Zeiten: Die Behauptung der Ehre, der Freiheit und der Selbstständigkeit, — und diese Forderung hat sich nicht geändert.

Was hat jene Zeit Großes gehabt? Das Gefühl für Recht, Freiheit und Ehre hat unsere Väter groß gemacht, — ihr frommer, schlichter Sinn hat sie stark, ihr Muth

hat sie furchtbar gemacht. O wir haben es nöthig, die Schlachten unserer Väter zu feiern!

Aber was sollen uns diese Feiern? sagt man; wir leben in keiner kriegerischen Zeit; unsere Väter waren Helden, und wir sind keine.

Ja, und auch die Feinde unserer Väter waren Helden, und die unsrigen sind keine.

Aber, sagst du, die Kriegskunst unserer Väter war eine andere, der Muth entscheidet nicht mehr, und wenn er noch entschiede, so hat das Vaterland nicht mehr solche Söhne, wie St. Jakob sie sah.

O ihr, die ihr im Grauholz und bei der Winkelrieds-kapelle gefallen seid, die ihr bei Laupen über Brüne, und am Morgarten über Schauenburg gesiegt habt, — eine Handvoll über ein Heer, — warum, Erlach und Reding, seid ihr vergessen? Der Schweizer ist stolz auf die Größe seiner Vorzeit, aber an das Große seiner eigenen Zeit denkt er nicht mehr. — Warum hat der Mensch so wenig Glauben an sich selbst?

Zofinger, feiern wir wieder die Schlachten unserer Väter!

Aber, sagt ein Anderer, jene Thaten passen nicht mehr in unsere Zeit.

Sind wir denn nicht fähig, aus ihnen heraus zu ziehen, was auch für uns noch gilt? Wir wollen nicht die Thaten jener Helden, aber ihren Sinn; der bleibt gleich nothwendig und mächtig in allen Zeiten. Sie sollen uns entflammen, ihren Sinn auch in unsern Verhältnissen zu bewahren.

Aber, sagt ein Dritter, das ist ein aufflackerndes, bald verlöschendes Feuer, das bei solchen Schlachtenfeiern entsteht.

Wer sagt das? Einer der Geschichte treibt? Glaubst du, eine große Vorzeit sei kein Kleinod, — und wer seinen eignen Sinn an dem großen Sinne der Vorzeit stärken und nähren, wer sich erwärmen kann an der Gluth gewaltiger Männer, dem bliebe nichts auf die Dauer als Gewinn zurück? Es gibt freilich genug solche augenblickliche Strohfeuerchen, aber nur bei denen, die keine Thatkraft in sich fühlen, und um solcher willen sollten wir uns diese Feste rauben? Hast du noch nie gehört, daß die Thaten Roms und Griechenlands edle Jünglinge anfeuerten und zu Thaten begeisterten — freilich nur solche, die dessen fähig waren? Und die Thaten des eigenen Volkes, die Thaten, denen wir unsere Freiheit verdanken, sollten nicht noch eine gewaltigere Kraft haben? Meinst du, unsere Väter haben nie darum gesiegt, weil ihre Väter auch gesiegt hatten? Hat etwa Hallwyl umsonst seinen Kriegern zugerufen, daß ihre Väter an demselben Tage 137 Jahre früher den Feind geschlagen? Es war bei Laupen und am Morgarten, wo vor 40 Jahren Erlach und Reding die Haufen Frankreichs schlugen. Das Beispiel der Väter, die Erinnerung ihrer Größe hat eine geheimnißvolle Macht über unsere Gemüther; ein Reichthum solcher Erinnerung ist ein herrlicher Schatz eines Volkes. Wir haben einen solchen Schatz, was lassen wir ihn unbenutzt liegen? Haben wir vergessen, welchen Eindruck sie schon auf uns machten? Wollen wir diese Eindrücke nicht wiederholen? Wollen wir uns nicht stärken an dem, was auch unsere Väter stärkte? Wollen wir eine Feier verschmähn, von der gewiß Jedem etwas bleibt? Bewahrt den Glauben an euch selbst, und denkt nicht niedrig von euch!

Zofinger, feiern wir wieder die Schlachten unserer Väter!

Viel haben wir zu lernen aus den Thaten unserer Väter.

Unsere Väter waren nicht einträchtiger als wir, auf Tagen und in Kriegen. Aber wehe dem Feind, der ihre Zwietracht benutzen wollte; sie dachten nicht an ihren Hader, bis kein Feind mehr vorhanden war. — Haben wir diese Lehre nicht nöthig? Wäre doch Bern einig und muthig gewesen, als es noch einen Erlach Frankreichs Heeren gegenüber zu stellen hatte, — es wäre nicht bei Laupen allein gesiegt worden! Und wenn jetzt ein Feind in das Land dränge, wie dann?

Wollt ihr wissen, wie unsere Freiheit gegründet wurde? Geht nach Morgarten, nach Sempach, nach Laupen, nach Näfels, zum Stoß; ha, wie wir reich sind an Erinnerungen! — Unser Land hat feste Grenzen; wo sie nicht fest sind, da hat es noch andere Brustwehren, — das zeigt uns St. Jakob, — und wenn ihr wissen wollt, ob auch unsere Zeit noch solche Brustwehren habe, so geht nach dem Grauholze, zum Morgarten und zur Winkelriedskapelle. Da hat das Volk gehandelt, zu spät, aber kühn genug.

Was lehren uns weiter noch die Schlachten unserer Väter?

Daß wir bewahren sollen, was uns die Väter mit ihrem Blute erworben, — daß wir festhalten sollen an unserer Ehre, an unserer Selbstständigkeit, an unserer Freiheit, — daß wir keinen Fuß breit abweichen sollen vom Rechten, aber auch keinen Fuß breit nachgeben sollen von unserm Rechte!

Und wenn der Feind das Recht nicht hören will?

Daß wir erwarten, ob er sich schlagen will!

Und wenn er heranzieht mit zehnfacher Uebermacht?

Daß wir nach altem Brauche unserer Väter nicht

fragen, wie stark der Feind sei, sondern wo er zu finden sei, um unsern Herd zu vertheidigen; daß wir uns nicht scheuen, auch unser Leben zu wagen, wo es höhere Güter gilt, statt uns feige der Schande in ihre verpesteten Arme zu werfen!

Und wenn wir im Kampfe unterliegen?

So lehrt uns St. Jakob und das Grauholz, daß es besser und christlicher sei, für sein Recht mit Ehre zu sterben, als mit Schimpf und Schande begnadigt zu werden!

„Aber wir wissen zum Voraus, daß wir unterliegen werden.“

Nun Sklave, wenn du das zum Voraus weißt, so wirf dich auch zum Voraus zu den Füßen deines Tyrannen. Aber woher weißt du das, elender Sklave? weil du kein Herz hast und meinst, Alle, die mit dir streiten, haben auch kein Herz, und Alle, vor denen du zitterst, seien Helden? — Tröste dich, Sklave! auch unter den Feinden gibt es deinesgleichen. – Bewahren wir den Glauben an uns selbst! Schon Mancher hat zu zittern angefangen, wenn er Andere zittern sah; und sollte Keiner muthig werden können, wenn er Andere muthig sieht? Bubenberg, als die burgundischen Geschosse den Tod unter sein Häuflein säeten, – Bubenberg, wie Johannes Müller so herrlich sagt, in seinem Munde Vaterland und Heldenmuth, gab jedem s e i n e Seele. Das vermag Ein Mann, und wenn sein Andenken unter Hunderten auch nur Einen wahrhaft begeistert, so ist unsere Feier dem Vaterlande ein Segen.

O Geist der edlen Ahnen, steig in unsern Kreis,
Ernst uns hier zu mahnen an der Väter Preis!

Zofinger, der 5. März ist der Jahrestag des Kampfes im Grauholze und der Einnahme Berns; w a r u m f e i e r n w i r n i c h t m e h r d i e T a g e u n s e r e r S c h l a c h t e n?

Adventsvortrag.

Gehalten im Seminar zu Bonn,

den 21. Nov. 1838.

Text: Jes. 40, 9. Zion, du Predigerin, steige auf einen hohen Berg; Jerusalem, du Predigerin, hebe deine Stimme auf mit Macht, hebe auf und fürchte dich nicht: Sage den Städten Juda's: „Siehe, da ist euer Gott.“

Meine geliebten Brüder im Herrn!

Welche Wohlthat ist es doch für den Menschen, daß der Gang seines Lebens ihn nicht immer so ohne weiters vorwärts führt, sondern ihn häufig auch wieder zu Rückblicken in die Vergangenheit veranlaßt, und ihn an jene Anfänge erinnert, von denen aus er alle seine spätern Fortschritte erst gewonnen hat! Der Boden, in dem euere geistigen Kräfte Wurzel geschlagen haben, die Grundlagen euerer Fertigkeiten und Kenntnisse, die Ausgangspunkte alles dessen, was ihr wollet, was ihr wisset, was ihr geworden seid, wie wichtig ist es nicht, diese Ausgangspunkte und Grundlagen festzuhalten, sie sich beständig

zurückzurufen, und wie oft erfahren wir dabei die Wohlthat des Lebens, daß es uns ungesucht zu dem auffordert, ja nöthigt, was wir sonst vernachläßigten! Eine solche Wohlthat ist es, was die nun wieder eintretende Adventszeit unserm christlichen Leben erweist, indem sie uns jene Anfänge ins Gedächtniß ruft, die uns zuerst zum Glauben an Jesum Christum und unsern Erlöser hingebracht haben. Welches waren auch jene Anfänge unsers Heiles? Es war der Schmerz und die Sehnsucht, die Noth und die Hoffnung der Zeit, wo wir noch keinen Heiland gefunden hatten, aber ihn doch schon suchten und erwarteten, wo er uns ungesehen und ungekannt schon nahe war. Eine solche Zeit werden die Meisten in sich finden, wenn sie anders den Herrn wirklich innerlich ergriffen haben. In diese Zeit werden wir zurückgeführt, nicht als ob das ein Rückschritt sein sollte, vielmehr ist es das sicherste Mittel zu jeglichem Fortschritte in der Gemeinschaft des Sohnes Gottes. Es gibt freilich ein Leichtsinn, der die ersten Anknüpfungspunkte seines Glaubens als unnütze Krücken fortwirft; allein vergessen wir, was wir einst gewesen sind ohne Christus, so vergessen wir auch, was wir ihm verdanken; vergessen wir aber, was wir ihm verdanken, so erkaltet unsere Liebe zu ihm. Es sind also nicht etwa Krücken gewesen, was uns zuerst zu Christus hingeführt hat, sondern Kräfte, die noch immer fortwirken, Flammen, die noch in unser jetziges Lebensfeuer hineinschlagen, und die Gluth der Liebe Jesu Christi erst recht anfachen; und darum wollen wir uns gerne in jenen Zustand zurückversetzen, wo wir den schon gekommenen Erlöser erst noch erwarteten. — Allein die Adventszeit enthält noch eine andere Aufforderung an uns; sie will uns nicht bloß von einem Standpunkte, den wir früher einmal

inne hatten, sondern auch von unserm jetzigen Standpunkte aus in That und Wahrheit dem erst kommenden Herrn entgegenführen. Ich spreche nicht von den Vielen, die noch zweifelnd anfragen: „Bist Du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?“ welche hierher und dorther, wenn es gut geht, ein Heil erst noch suchen; nein ich spreche von uns selbst. Allerdings ist der Herr zu uns schon gekommen, und dafür preisen wir Gottes Gnade, aber er will immer mehr zu uns kommen. Er ist Einmal für Alle in die Welt gekommen, aber in unsere Herzen zieht er nicht so mit Einem Male ganz und gar ein, auch wenn wir ihn festhalten; so arm und dürftig ist er nicht, daß wir mit Einem Male seine ganze Fülle in uns aufzunehmen vermöchten. Wir *sind* vielleicht Christi, aber wir sollen es immer mehr werden, immer mehr seinem heiligen Geiste unsere Herzen hingeben, — auch die Besten unter uns, wir Alle, ohne Ausnahme, sollen der Ankunft des Herrn entgegen gehen, auch jetzt noch und immerfort, bis wir ganz mit ihm vereinigt sind. Darum wollen wir diese Adventszeit auch als die Verkündigerin des immer nahen Heiles des Herrn begrüßen, die uns auffordert, ihm wieder aufs Neue entgegen zu gehen, und auf die rechte Art entgegen zu gehen. — Daß ich nun, um diesen Vorsatz in uns zu stärken, gerade *diese* Stelle der heiligen Schrift auswählte, die zwar auch eine Ankunft des Herrn, aber eine andere zu verkündigen scheint, das lasset euch nicht wundern. Es ist freilich nicht Christus, der hier erwartet wird, aber doch Gott, der Vater Jesu Christi, und Israel konnte seinem Gott nicht mit andern Gesinnungen entgegentreten, als wir unserm Heilande. Der Seher hofft auch von Gottes Ankunft keineswegs bloß, daß er sein Volk aus der äußern Knechtschaft in Babylon

zu einer äußern Freiheit, zur Rückkehr in die Heimath führe; es war nicht bloß dieses, es war vor allem aus die Rückkehr zu dem Tempel und dem Dienste des lebendigen Gottes, also allerdings zu einer höhern Freiheit, wie auch wir sie von der Ankunft des Herrn erwarten; ja der prophetische Blick schaute bereits in der Ferne einen neuen Himmel und eine neue Erde, einen neuen Bund Gottes und ein heiliges Volk; und wäre das auch nicht, gerade je weniger Israel schon auf dem Punkte stand, wo wir stehen können, je weniger der Prophet schon unsern Erlöser selbst zu schauen vermochte, desto beschämender und antreibender ist sein Vorbild für uns, wenn wir sehen, daß schon er wirklich auf die Weise, mit der Gesinnung die Ankunft des Herrn erwartet und verkündigt, mit welcher auch wir ihr noch immer entgegen gehen sollen. Lasset uns daher, als Vorbild unserer eigenen Gesinnung, die Art und Weise betrachten, wie das nahe Heil durch den Propheten Israels verkündigt wird.

Laßt uns wohl achten:

1) auf die Zuversicht dieser Verkündigung;
2) auf den Ernst derselben;
3) auf ihre Freudigkeit.

I.

„Zion du Predigerin", oder wie eine richtigere Uebersetzung lautet: „du Freudenbotin, du Predigerin Zions," steige auf einen hohen Berg, du Predigerin Jerusalems, hebe deine Stimme auf mit Macht, hebe auf und fürchte dich nicht; sage den Städten Juda's: Siehe, da ist euer

Gott! — Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen ist wie die Blume des Feldes; das Gras verdorret, die Blume verwelket; aber das Wort unsers Gottes, das Wort, das er zu unsern Vätern gesprochen, daß er kommen werde, das Wort unsers Gottes bleibt ewiglich!" So spricht der Prophet; mit welcher Kraft, mit welcher Gewißheit, welcher Zuversicht erwartet, ja sieht er schon den Herrn! Kann diese Zuversicht etwa kein Vorbild für uns sein? kann sie nichts Beschämendes für uns haben? haben wir etwa weniger Grund, auf die Verheißungen des Herrn zu trauen? hat er sich uns unbezeugter gelassen als dem Volke Israel? Denkt euch hinein in den Zustand dieses Volkes, das trauernd an den fernen Ort hinblickte, wo es seinem Gott geopfert, — dahingegeben in die Gewalt der Heiden, ohne daß der starke Arm des Allmächtigen es gehindert hätte; Menschengeschlechter waren dahingeschwunden, und die Verheißungen der Propheten nicht erfüllt. Aber ob auch sein Volk verzagt: das Gras verdorret, der Mensch vergehet, das Wort unsers Gottes bleibt ewiglich! spricht der Seher. Und wir, wir haben hinter uns die Erfüllung aller dieser Verheißungen, — wer zweifeln will, muß die Thatsachen läugnen, die rings um ihn Gottes Gnade verkündigen.

Und dennoch mangelt auch uns so oft *diese Zuversicht der Erwartung*. Was kann denn der Grund sein, meine Freunde, daß so Viele kein Heil *erwarten*? Es gibt zwei Gründe dieser Erscheinung; die Einen erwarten kein Heil, weil sie mit der Gegenwart schon zufrieden sind, die Andern, weil sie an einer bessern Zukunft verzweifeln. Das Erste ist wohl das Schlimmere, denn wo kein Bedürfniß ist, da ist freilich auch keine Erwartung. In dieser Lage war Israel nicht, es fühlte sein Unglück,

und wäre es auch auf dem Gipfel des Glückes gestanden, es hätte dennoch auf ein Heil gehofft; denn das Heil, welches wir erwarten, soll ja zunächst nicht äußerem Unglücke abhelfen, sondern dem innern Elende, das auf Erden herrscht, und weil wir dieses Heil bei Christus finden, darum ist er unser Heiland. Aber er heilt Keinen, als wer sich krank fühlt, die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, und die sich gesund glauben in ihrer Krankheit, die wollen ihn nicht. Das Leben mit seinen Freuden, seinen Schönheiten, seinem Glanze befriedigt diese, sie fühlen in sich die Kraft zu handeln und zu wirken, zu lieben und zu genießen, von Sünde wissen sie nichts oder wenig, und welche Wunden die glänzende Hülle birgt, wie jammervoll, wie zerrissen, wie kalt und leer und eckelhaft dieses bunte Leben ist, darum mögen sie sich nicht umsehen. Sie spotten derer, welche Schmerz empfinden über das Unheil der Welt und ihre tiefe Schuld, sie spotten aller, die sich nach etwas Anderem sehnen. Aber die Sehnsucht und der Schmerz sind auch etwas werth; die Sehnsucht des Gemüthes, das überall Freude sieht, und sich doch nicht freuen kann, das wohl etwas Höheres ahnt, aber es in seinem Leben nicht findet, der Schmerz der Seele, die vielleicht überall Gutes sieht, aber nichts recht Gutes, so wenig Reines und Heiliges, — diese Sehnsucht, die doch nicht verzweifelt, und dieser Schmerz sind es, welche zuerst die Zuversicht an das Kommen eines Heilandes begründen. Denn Verzweiflung ist auch nichts Frommes, und sie liegt gar nicht so weit ab von jener Zufriedenheit, als es wohl scheinen möchte; es ist vielmehr nichts natürlicher, als daß der, welcher nie in den Jammer der Welt hineingesehen, und nicht an die Sünde geglaubt hat, dem es helle genug ist in dem Lichte des alltäglichen Lebens,

daß gerade dieser verzweifelt, wenn nun plötzlich das Unglück über seinem Haupte hereinbricht, oder wenn er sich die Armuth seines Innern nicht länger verbergen kann. Ob er sich nun dem Grame und der Klage hingebe, oder ob er sich zu jenem Leichtsinne flüchte, der sich in die schlimme Wirklichkeit fügt, und die Welt, das Leben, sogar sein eigenes Herz so nimmt, wie es nun ist, beides ist gleiche Verzweiflung. Wie könnte er anders? seine eigene Kraft ist gebrochen, und etwas Höheres, ein wirkliches Heil hat er nie ersehnt, und darum auch nicht geglaubt und erwartet.

Doch das ist eben noch nicht genug, daß wir überhaupt ein Heil erwarten, wir müssen es von Gott erwarten; Gottes Ankunft verkündigt auch der Prophet Israels, und nicht irgend einen andern Helfer. Nicht jeder, der mit der Gegenwart nicht zufrieden ist, ohne an ihr zu verzweifeln, blickt darum schon auf das rechte und alleinige Heil hin. Es gibt doch genug Solche, welche tief davon überzeugt sind, daß es mit der Welt besser werden sollte, die auch selbst dazu mitwirken wollen, und bald auf ihre eigene Kraft vertrauen, bald sich zur Wissenschaft wenden, bald die Gesetze des Staates dazu aufrufen. Aber nach welchem Heilmittel wir uns auch umsehen mögen, jedenfalls kann es nur dann helfen, wenn es von innen heraus heilt, wenn es die Quellen des Lebens selbst gesund macht. Es ist ja kein äußeres Uebel, was wir wegschaffen möchten, das Unheil, von welchem aus die öffentlichen Störungen herkommen, das alle gesellschaftlichen Verhältnisse mit trübt, das Bürger von Bürger, Freund von Freund, das Kind vom Herzen der Mutter reißt, alle Bande löst, die es auf Erden gibt, — dieses fürchterliche Unheil ist die Sünde, das Laster, die

Selbstsucht, das ist es, was die Menschen aus einander reißt, sie in ihrem eignen Innern spaltet, sie von Gott trennt; es ist der Unglaube und die Sünde, welche das Leben von innen heraus zerstört. Von hier aus muß auch geholfen werden; im Herzen, in der Gesinnung muß es anders werden, und hier gerade hat uns unsere eigene Kraft nicht geholfen, alles Wissen und alles Wünschen hat nichts ins Leben gerufen, die Macht des öffentlichen Zwanges und der Gewohnheit kann vielleicht die äußern Ausbrüche der Seuche schwächen, aber sie wüthet dennoch und vergiftet dennoch alles, was sie berührt. Die Gesinnung, unsere Herzen können nicht anders gesund werden, als nur durch ein frommes sich Hingeben an Gott und Jesum Christum, und darum können wir auch nirgends andersher das Heil erwarten. Hat irgend etwas die Kraft, uns die Sünde in ihrem Abscheu zu zeigen, so ist es die Liebe Christi; vermag irgend etwas, unser Herz mit Sturmgewalt zu ergreifen, vermag etwas, die Welt umzugestalten, so ist es die Liebe Jesu Christi. Und daß sie es wirklich vermag, das wissen wir, denn wir haben die Gewalt des Evangeliums schon an uns selbst erfahren, und die großen Thaten Gottes, die Zeugnisse seiner Herrlichkeit liegen vor uns in der ganzen Geschichte seines Reiches; die Liebe seines Sohnes hat die Welt bereits umgestaltet, und wird sie immer mehr umgestalten, denn alles hat ihm der Vater in seine Gewalt gegeben. Darum wollen wir festhalten, wie der Seher Israels, in der unerschütterlichen Zuversicht, daß der Herr immer mehr zu uns kommen werde; wir wissen ja, wie viel er bisher gethan hat, wie treu er in seinen Verheißungen, wie reich er in seinen Gaben ist; wie viele Herzen schlagen auf dieser Erde, — wenn sie sich lieben wollten in Jesu Christo, wie glücklich

könnten sie sein! wie reiche, tiefe Quellen des Glückes hat das Leben, welche Fülle von Keimen und Anlagen liegt allenthalben in ihm verborgen, und harrt immerfort auf ihn, der nichts geschaffen hat, was er nicht hütete und zur Reife brächte! Je größer daher das Elend um uns her, je mehr alle diese Keime und Blüthen des Lebens unter dem Pesthauche der Sünde dahinwelken, desto fester vertrauen wir auf das nahe Heil, auf die Ankunft dessen, der allein zu helfen vermag.

II.

Allein wir müssen den Herrn, der immer mehr zu uns kommen will, nicht bloß kommen sehen wollen, wir müssen ihm auch entgegen gehen, und ihm uns hingeben wollen. Daher der Ernst der prophetischen Verkündigung, meine Freunde, der Ernst der Adventszeit. — Siehe, da ist euer Gott, — wie ernst, wie mahnend, „ihm ungesäumt den Weg zu bereiten in der Wüste, ihm eine ebene Bahn zu machen auf dem Gefilde," wie der Prophet seinem Volke gebietet! wie ernst und dringend, nicht müßig und die Hände im Schooße seiner Ankunft entgegen zu sehen! Ihr wisset wohl, daß auch uns der Herr, wann er kommt, nicht schlafend finden will; er kommt nur zu den Seinen, nur zu denen, die seiner harren, und ihm ihr Herz aufschließen.

Die erste Forderung, die der Ernst der Adventszeit an uns richtet, ist daher diese: daß wir das Heil nicht nur für Andere erwarten, sondern auch für uns selbst. Es ist Keiner unter uns, kein Einziger, dem der Herr nichts mehr zu geben hätte; Keiner darf sich ausnehmen von dem allgemeinen Bedürfnisse, von der allgemeinen Sünde.

Wenn du auch Jesum Christum ergriffen hast, oder vielmehr, wenn dich Jesus Christus ergriffen hat, weißt du denn schon, wie fest du stehest? Du meinst vielleicht stark zu sein im Glauben, in der Hingabe des Herzens an deinen Erlöser, aber vermagst du ihm auch zu folgen, wohin er dich führt, durch Dornen und Bande, durch Verachtung und Entsagung? Du glaubst nicht zu wanken in der Hoffnung, aber du hast sie vielleicht nur mit der verständigen Erkenntniß erfaßt, und da brechen alle deine Zweifel wieder mit fürchterlicher Gewalt über dein armes Herz hervor: wenn sie nun doch falsch wäre, diese Hoffnung? wenn es nun doch Menschensatzung und Selbsttäuschung wäre, was dich über das Treiben der Welt erhebt? Du glaubst fest zu stehen in der Liebe zur ganzen Welt, aber über dieser weiten, schrankenlosen Liebe verlierst du vielleicht Jesus Christus, sündigst gegen dich selbst, thust alles Gute, aber nichts aus Liebe zu Gott; ist es dann auch eine heilige Liebe, eine weise, eine gerechte Liebe? Und wenn dir nun für deine Liebe Verachtung entgegenkommt, schmerzlicher Spott, häßlicher Undank? Vermagst du dennoch fort zu lieben? kannst du noch sagen, daß du fest stehest? daß Christus dir nichts mehr zu bringen habe? Nicht daß ich schon ergriffen habe ꝛc. — sagt Paulus, und wo ist ein Paulus unter uns? Wir müssen den Herrn jeder auch für sich selbst erwarten, Jeder ohne Ausnahme; denn wer Christus nicht immer mehr in sich aufnehmen will, der wird ihn immer mehr verlieren; wer nicht immer mehr von ihm empfangen will, von dem wird auch das, was er schon hat, genommen werden. Zwar Christus kommt gleichwohl, aber er geht spurlos an dir vorüber; vom hohen Berge schallt die Stimme, die ihn verkündigt, gleich der Predigerin Jerusalems, rings umgeben dich die

Zeichen seines Geistes, die Spuren seines Wehens, aber du fühlst und siehst ihn nicht, dein Herz bleibt wie vorher und du hast dich selbst gerichtet, obgleich Christus nicht gekommen ist, dich zu richten. Das ist der hohe, gewaltige Ernst der Verkündigung der Ankunft des Herrn; er will nicht bloß für Andere erwartet sein, wenn er kommen soll, sondern auch für das eigene Herz ersehnt und erfleht; uns gilt sein Ruf, zu uns will er kommen. Täglich steht er vor dir, täglich ertönt sein Ruf: „Heute, heute, so du meine Stimme hörst.“ Was säumest du? siehe, Jünglinge sterben in der Fülle ihrer Kraft, Greise weinen über ihre Enkel; wenn du heute seine Stimme höreſt, warum folgest du ihr nicht? Ob du es morgen noch kannst, das weiß der, der die Tage deines Lebens gezählt hat. — Darum die Herzen auf, damit der Geist des Herrn in sie hineinziehe!

Ja, die Herzen auf! das ist die zweite Forderung der Adventszeit. Der Prophet sagt es ja ausdrücklich: Gott wolle, daß der Weg vor ihm her gebahnt sei, und wie damals zum Tempel auf Zion, so jetzt zu dem Tempel, den er in unserm Innern sich bereiten will. Ihr wißt, daß der Täufer dasselbe verlangte, ehe Christus sein Reich eröffnete, und diese Forderung hat nicht aufgehört, seit das Reich gestiftet ist, noch immer gilt sie für jeden Einzelnen, der sich Christus hingeben will. Wir müssen dem Herrn den Weg bereiten; wir müssen uns selbst erkennen, uns prüfen, ernst und gewissenhaft, ohne Scheu und Zagen, die Sünde in uns zu finden, wir dürfen unser Herz und unser Gewissen nicht vor uns selbst verschließen, wenn wir es Gott öffnen wollen. Mancher ist vielleicht strenge in seinem Urtheile gegen Andere; wohlan, er sei es auch einmal gegen sich selbst, er messe nicht mit ungleichem

Maße; was er an seinem Nächsten nicht liebt, das verabscheue er in seinem eigenen Herzen! Weg mit dem Stolze und Hochmuthe, weg mit der Eitelkeit und der Verblendung! Selig sind die geistlich Armen, spricht Christus, denn ihrer ist das Reich der Himmel! Keinen erkennt Christus an, der sich nicht arm fühlt im Geiste, schwach und nackt und hülflos und sündig. Unsere Zeit verachtet die Demuth und das Sündenbekenntniß, weil sie den Menschen herabwürdige. So sieh denn die Schmach der Sünde, wie die den Menschen herabwürdigt, sieh nur, wie ungerecht, wie elend, wie verächtlich sie ihn macht! Und du willst dennoch ihr Sklave bleiben, dich auch jetzt nicht von ihr losmachen, und doch mit freier Stirne vor deinen Gott hintreten? Mensch, erkenne dich selbst! wenn du nicht wahr bist gegen dich und gegen den Höchsten, dich selbst kannst du zwar betrügen, aber den allwissenden Gott wirst du doch nicht täuschen! Schäme dich nicht der Demuth, prüfe dich mit heiligem Ernste, und bekenne deine Sünden, und dann falle hin vor Gott, und flehe ihn, daß er zu dir komme, und dich ganz und gar erfülle, daß sein Sohn sich dir nahe, dessen Einfluß für uns nicht gemischt ist zwischen einem guten und bösen, einem heiligen und unheiligen, sondern dessen Einfluß ein ganzer, reiner unverfälschter ist. — Hast du so Gott deine Sünden bekannt, und ihn um seinen heiligen Geist geflehet, dann hast du ihm eben den Weg bereitet, ihm dein Herz aufgeschlossen; nichts hindert mehr seine Ankunft, und du wirst ihm mit Freude und sehnlichem Verlangen, nicht mit Unlust und Furcht und heimlichem Grauen entgegen gehen.

III.

Denn eben die Freude, die herzliche Freude ist auch ein Theil der Adventshoffnung, und der Adventsverkündigung. Es ist ja eine Hoffnung, keine Furcht; wir erwarten ein Heil, einen Heiland für unsere dringendste Noth; wie sollten wir uns nicht freuen, wenn wir anders auch den Ernst nicht versäumt haben? Und dennoch gibt es Solche, die nicht nur gleichgültig, sondern mit Furcht und Unbehagen dem Herrn entgegen gehen; aber legte er ihnen ein schweres Joch auf, er, der gekommen ist, uns von jeglichem Joche frei zu machen? — Höret den Propheten: „du Freudenbotin Zions — — siehe da ist euer Gott; er wird seine Herde weiden wie ein Hirte, er wird die Lämmer in seine Arme sammeln, und sie in seinem Busen tragen.“ Welche innige kindliche Freude bewegt den Seher! Woher dieser Jubel? Werfet nur einen Blick auf den Inhalt der Verkündigung: Siehe, da ist euer Gott.

Also Gott kommt, der Vater Jesu Christi, der Vater des Lichts und der Liebe. Nicht von einem Fürsten kommt das Heil, dem wir etwa mit Furcht oder Trotz entgegen träten, nicht von einem Schwachen, dessen Hülfe uns gleichgültig wäre, nicht von einem Helfer, der vielleicht nur ein Unheil mit einem andern vertauschte, auch nicht von der kalten Pflicht, die unsere Herzen einengt, nein, von der Liebe Jesu Christi kommt das Heil, die unser Herz weit macht, unsern Blick helle, von dem Geiste der Kindschaft, in welchem wir sprechen: Abba, lieber Vater! — Worin denn eigentlich dieses Heil bestehe, das sagt uns freilich die Adventszeit nicht, da müssen wir die Weih-

nachten fragen. Aber daß es von Gott kommt, und daß es daher kräftig ist, uns von allem Unheile zu befreien, sobald wir es in uns aufnehmen, das ist es, was uns schon jetzt mit Freude erfüllt. Gott will ja kommen, und ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

Und Gott kommt wirklich, unsere Erwartung ist erfüllt, nicht länger will er auf sich warten lassen; haben wir ihm den Weg bereitet, so dürfen wir getrost auf ihn hoffen, er wird nicht ausbleiben, denn er erfüllt, was er verspricht, und das heiße Sehnen unsers Herzens ist auch ein Versprechen Gottes. Und zwar kommt Gott für Alle, nicht für Einzelne. Siehe, da ist euer Gott, sagt der Prophet, nicht zu Einzelnen, sondern zum Volke, zu den Städten Juda's, den einst ungerechten, üppigen, gottentfremdeten, zu Allen, die jetzt auf den Herrn hoffen; ja er schaut späterhin schon die Zeit, wo auch die Heiden hinan wallen werden zu dem heiligen Berge Zions. Und wir haben nicht schlechtere Verheißungen: denn im Namen Jesu Christi sollen sich biegen alle Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind. — Wenn wir das Elend der Menschen sehen, der Verschmachteten und Zerstreuten, wie Schafe, die keinen Hirten haben, welcher Trost, welche heilige Freude, daß wir diese Verheißungen besitzen! Und wir kennen den Hirten, der die ganze Welt um seinen Hirtenstab sammeln wird, die Zeiten sind uns unbekannt, die Wege des Herrn sind unerforschlich, aber wir halten uns fest an das Wort, das er gesprochen; und daß auch wir dazu beitragen können, vielen den Frieden zu bringen, dem Hirten seine Schafe zuzuführen, auch darum jubeln und frohlocken wir in dem Herrn, der da kommt!

Und er kommt nicht nur, er ist schon da, sagt der

Prophet. Hört ihr vom hohen Berge die Stimme seiner Boten euch entgegen tönen, Berge und Thäler davon wiederhallen? Was steht ihr da, und suchet den Herrn, und wartet auf ihn? Siehe, da ist er schon, auf euch hat er gewartet, schließt euch nur auf, und öffnet ihm euere Herzen! Wo das aufgeschlossene Herz ihn kommen sieht, wo es in Sehnsucht und Liebe zu ihm entbrennt, da hat es ihn schon ergriffen, es braucht ihn nur festzuhalten, und immer tiefer und inniger zu ergreifen. — Ja, komm' Herr Jesu, unsere Herzen brennen in uns, wir ergreifen dich, wir halten dich, wir lassen dich nicht, du segnest uns denn! Amen.

Neujahrspredigt.

Gehalten im Wochengottesdienste (Seminar) zu Bonn.

den 2. Januar 1839.

Text: Apocal. 22, 13. „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte.“

Es scheint ein dunkler Ausspruch der Schrift, den ich euch so eben vorgelesen habe, aber es ist auch ein großer Ausspruch, und wahrlich nicht unwürdig, auf dem letzten Blatte unserer heiligen Schrift stehend, die ganze Bibel gleichsam zu beschließen. Oder ist es wohl ohne Absicht geschehen, daß der Seher Johannes diese Worte, mit denen er seine Weissagung einleitet, auch an ihrem Schlusse wiederholt, und in gehäufter Fülle des Ausdrucks wiederholt? Ihr kennt den prophetischen Inhalt dieses geheimnißvollen Buches: daß das Himmelreich dereinst ganz vollendet sein werde, daß die geistige Macht Jesu Christi alle andern Mächte, die mit ihm um die Weltherrschaft ringen, in sich aufnehmen oder vernichten werde, um endlich allein zu herrschen, wie ihm denn auch die Herrschaft allein ge-

bührt. Und jetzt am Schlusse versichert Johannes aufs feierlichste die Gewißheit seiner Weissagung; ich komme, spricht Christus durch seinen begeisterten Mund: zweifelt nicht, ich komme und siege, und nichts wird mir widerstehen, denn „ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende," und zwar ist das „Ich" schon im Grundtext keineswegs müßig, sondern mit vollem Nachdruck hingesetzt: Ich bin es, und nichts Anderes, was sich etwa dafür geltend machen könnte, ich, ich und meines Geistes Reich sind der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte. — Wenn wir auch noch nicht tiefer in den Sinn dieser Worte eingehen, so viel liegt doch jedenfalls darin, daß er allein der ewig Bestehende sei, und wir wissen, dieser Gedanke zieht sich durch die ganze Bibel hindurch, die ganze Bibel ist dieses Eine Wort: Jesus Christus und sein Reich, das Wort Gottes ist das einzige ewig und unveränderlich Bestehende in diesem flüchtigen Wechsel aller irdischen Dinge, der einzige feste Mittelpunkt und Haltpunkt alles endlichen Daseins.

Doch wir sind vielleicht nie weniger geneigt, irgend etwas Festes und sich gleich Bleibendes anzuerkennen, als in Augenblicken, wo uns eben dieser rasche, nichts in seinem Bestande lassende Zeitenwechsel lebhafter vors Bewußtsein tritt. Ein neues Jahr haben wir wieder angetreten, tausende von Jahren sind vorangegangen, die tausende, welche nachfolgen werden, hat der Herr gezählt, aber die Welt wird anders mit jedem Jahrhundert, ein jedes tritt in den Kampf für ein neues Heiligthum der Menschheit, und drängt die alten in den Hintergrund; die Geschichte zeigt uns nur Fortschritte und Rückschritte, aber nichts Festes, Beständiges, unwandelbar sich gleich Bleibendes. Auch in uns selbst sieht es ebenso aus, wir sind

nicht mehr dieselben, die wir früher gewesen, und werden auch nicht die Jetzigen bleiben, die Zeit reißt uns mit sich fort, wir mögen wollen oder nicht, unsere Bestrebungen, unsere Ansichten, unser ganzes Wesen scheint dem Wechsel und der Umwandlung zu unterliegen. Wo bleibt das Feste in uns, wo bleibt es in unserer Umgebung, wo in der Geschichte?

Ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte, spricht Christus. Wenn es nun doch so wäre? wenn Christus nun doch trotz aller dieser Thatsachen mitten in dem ewigen Flusse alles Daseins der eben so ewig feste Punkt wäre in jedem Einzelnen und in der ganzen Weltgeschichte, der wirklich unwandelbar Bestehende, der Mittelpunkt und Angelpunkt alles geistigen Lebens? Freilich, ein gewaltiges Wort, denn Christus anerkennt nichts Anderes neben sich, das vor ihm oder nach ihm auftreten wollte, er allein ist der Erste und der Letzte, und doch ist das Christenthum selbst ja etwas in der Zeit Entstandenes, mit der Zeit Fortschreitendes, von Vielen nicht Anerkanntes; wie kann Christus auch in diesen der feste Punkt sein, in ihnen, deren Denken und Wollen sich um ganz andere Axen bewegt? Aber wenn es nun doch so wäre? Wir sind nicht gewohnt, von der Schrift etwas Unwahres zu hören, und es lohnt sich wohl der Mühe, dieses gewaltige, inhaltschwere Wort etwas tiefer zu erforschen. So sei denn, mit Beziehung auf diesen steten Wechsel der Zeit und des Lebens: Jesus Christus, das A und das O unser Aller, der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung. Laßt uns erfahren: 1) wie viel dieses Schriftwort sagen wolle, damit 2) auch seine Mahnung nicht an uns vorübergehe.

Du aber, himmlischer Vater, der du dem Schwachen Kraft gibst, und dem Unerleuchteten Weisheit, hilf uns eindringen in die verborgene Fülle deines Wortes, daß es in uns Gestalt gewinne, und sich abspiegle in unserm Leben, nach der Herrschaft, die du ihm zugedacht!

I.

Der Mensch kann gar nicht anders, meine Freunde, er ist innerlich gedrungen, in sich selbst einen festen Punkt zu gewinnen, in allem Einzelnen, was er denkt und thut, nach Uebereinstimmung und Zusammenhang zu ringen, und wo er diesen nicht findet, da fühlt er immer einen geheimen Vorwurf in sich. Aber wo liegt sie denn, diese Einheit seines Lebens? Doch nicht in seinen einzelnen Entschlüssen, Bestrebungen, überhaupt nicht in seiner Thätigkeit, denn wie zersplittert sich nicht diese in den Geschäften seines Berufs, in seinen vielen persönlichen Verhältnissen, in seinen häuslichen und bürgerlichen Pflichten, und erst noch in dem, was er sich selbst, seinem eigenen Bedürfnisse schuldig zu sein glaubt! Wo ist nun das Eine, in dem alles Einzelne aufgeht, das sich gleich Bleibende in diesem vielgestaltigen Wechselnden, durch Zufälle und Verhältnisse Gebotenen? Es muß offenbar das sein, was dem Menschen bei allen Bestrebungen das letzte Ziel ist, die Macht, die ihn ursprünglich dazu hintreibt, die verborgene Quelle aller seiner Kraft und seines Handelns, und zwar nicht etwas zufällig Aufgegriffenes, sondern sein innerstes Wesen, das in ihm selbst liegt, das ihm als Mensch angehört; das weiß er wohl, und darum sucht er auch in Andern, auch in der Geschichte eine solche

Einheit, einen Zusammenhang, der das Einzelne verknüpfe. Aber was ist dieser? — In unserm Texte ist es aufs Entschiedenste ausgesprochen, daß Jesus Christus, sein Geist und sein Reich dieser Zusammenhang sind, das alleinige Feste und Unveränderliche sowohl im Leben des Einzelnen als auch in der ganzen Geschichte unsers Geschlechtes. Beobachte das zuerst an deinem eigenen Leben, in deinem eigenen Bewußtsein, der du schon an Christum glaubst, der du dir bewußt bist, von ihm eine Kraft erhalten, in ihm ein Heil und Glück gefunden zu haben; siehe zu, ob nicht alle wahre Kraft in dir von ihm stammt, ob nicht alles, wornach du als nach einem Glücke ringst, in dem dir von ihm dargebotenen Heile allein enthalten sei. Als du in Jesus Christus den Sohn Gottes erkanntest, da schlug dir das Herz, und eine Stimme rief dir zu: Das ist es, wornach mich eine tiefe, unbekannte Sehnsucht trieb, und wozu ich aus mir selbst zu gelangen, doch keine Kraft besaß, ja, das ist die vollkommene Liebe, die vollkommene Wahrheit, die vollkommene Gemeinschaft Gottes, was mir Christus anbietet, das ist Gottes Ebenbild, das auch in mir schlummert, das innerste, wahrste Wesen des Menschen, das er durch Lüge und Sünde unterdrückt hat, von dem er abgefallen ist in demselben Augenblicke, in welchem er von Gott abfiel. Da hat dich Christus aufgeweckt vom Schlafe, ein neues Leben in dir geschaffen, in welchem du zugleich wieder dein ursprüngliches Wesen, dich selbst, gefunden hast, der du dich verloren hattest. Durchdringt er dich nun wirklich, jener Geist der Heiligkeit, der Wahrheit, der Liebe, des Glaubens, jener Geist der Andacht und doch der Thatkraft, des Kampfes und doch des Friedens, dann hast du auch diesen Geist als dein Innerstes, als die Grundkraft deiner Seele erkannt,

die allein in dir lebt, dich allein ganz beseelt und erfüllt. In diesem Geiste hast du das Feste und die Einheit gefunden für all dein Denken, Fühlen, Handeln; Jesus Christus ist dir alles in allem, dein Erstes und dein Letztes, dein Anfang und dein Ende; dein Anfang, denn er ist die Quelle deiner Kraft und deines Strebens; dein Ende, denn bei ihm allein ist das Ziel, das du in allem andern suchst. Nicht daß dieses Leben in Christus die übrigen Güter und Bestrebungen des menschlichen Geistes in dir verdrängte, es nimmt sie vielmehr in sich auf, es ist ja eben die Einheit und der verknüpfende Mittelpunkt von allem; noch immer suchst du Freundschaft und häusliches Glück, aber du kennst keines, das nicht seine Weihe und seine Gewähr durch die Frömmigkeit erhalten hat; noch immer sammelst du dir Schätze des Wissens, ringst nach Wahrheit, du verlässest nicht deine Berufsthätigkeit, ja du verdoppelst sie, denn nun erblickst du in allem seinen Zusammenhang mit dem Höchsten und Heiligsten, du siehst, wie jede Art von menschlicher Thätigkeit darauf hinzielt, dem Tiefsten und Innersten des Menschen zu dienen, ihm Sprache und Gestalt zu verleihen, ihm Hülfsmittel zuzutragen, den Menschen zu bilden, ihn zur Reife und Vollendung zu bringen. Sieh' nun auch alle jene Pflichten und Verhältnisse, die früher deine Thätigkeit zersplitterten, wie sind sie doch eine herrliche Einheit geworden durch den Geist der Liebe! Sie sind gar keine äußere Pflicht, kein Zwang mehr für dich, sie sind dir etwas Freudiges, Ersehntes, Heiliges geworden. Nur Eins bewegt dich, Eins treibt dich, die Liebe Gottes und Jesu Christi, und ob sie sich auch in hundert Aeußerungen spalte, ob sie dir Kämpfe oder Freuden, Dornen oder Rosen zutrage, sie bleibt dennoch das Eine; wie sich auch die Verhältnisse

um dich her gestalten mögen, sie sind dir nur willkommene Mittel, in dir und in deinen Brüdern das Eine zu suchen und zu wirken, zu üben und zu stählen, das Eine, das keinem Wechsel unterliegt, das Leben in ihm, ohne den du nichts vermagst, und außer dem du auch nichts suchst.

Findest du denn noch etwas, das diese Einheit deines Lebens nicht in sich schlösse? Ja, noch gibt es eine Macht in dir, die Christus nicht als die seinige anerkennt, mit der er keinen Frieden schließt, das ist die Sünde, gegen die du noch immer zu kämpfen hast. Aber so gewaltig diese Macht auch scheine, so oft sie dich auch besiegt: ich habe eine Schuld begangen, tönt es nach in dir, ich habe unchristlich gedacht und gehandelt an mir selbst, an meinem Innersten, Heiligsten habe ich mich versündigt. Das ist Gottes Stimme in dir, und wenn du diese hörst, weißt du dann nicht jedesmal, daß sie die einzige feste und unerschütterliche Geistesmacht ist, die keiner andern weicht, und nie ungestraft verletzt wird? Nicht wahr, dann steht die Macht der Sünde beschämt, entwaffnet, vernichtet in dir da, feige und unstet flieht sie aus einer dunkeln Stelle deines Herzens in die andere, überall verfolgt durch das Licht, das von dem Aufgang aus der Höhe in dich hineinstrahlt? Du weißt es dann, daß die Sünde keine Gewalt über dich hat, sobald nur Christus in dir mächtig ist, daß er dem Schwachen Kraft verleiht, sobald du dich seiner Liebe hingibst.

Auf diese Weise ist Jesus Christus die Einheit in dir, in ihm hast du dich selbst wieder gewonnen, und jetzt ist dir auch dein Blick aufgegangen über dein ganzes Leben; worauf der Knabe unbewußt hindeutete, war es nicht dasselbe, was der Jüngling feurig umfaßt, wofür der Mann

thatkräftig auftritt, was der Greis innig als das Kleinod und den Kern, als das Eine Werk seines ganzen Lebens festhält? Alle Versuche und Mißgriffe des Knaben, waren sie etwas anderes als ein dunkles Ringen und Ahnen dessen, was in seinem tiefsten Gemüthe schlummert? Ist es nicht das Wahre und Schöne hierin, was du in dem Knaben liebest, dessen stilles Keimen und Reifen du pflegst, um es durch christlichen Sinn zu vollenden? Die Begeisterung des Jünglings für alles Große und Gewaltige, ist sie nicht, auch wo sie sich vergreift, ein Zeugniß seines innersten Dranges, der auf das Höchste und Heiligste in allem diesem Großen hinstrebt, auf Christus hinweist? Und die Thaten des Mannes, ob er für das Glück eines Volkes, oder für das Glück seiner Familie, oder für sich selbst kämpft, was ist das Wahre in ihnen, wenn nicht, das innerste Glück zu erkämpfen, das nur in der ächten Liebe, in der ächten Freiheit, in dem Seelenfrieden und Seelenadel, in dem freudigen Aufschwunge zu Gott vollkommen blüht! Sieh da, wie dein ganzes Leben sich um den Einen Angelpunkt bewegt, wie von ihm alles ausgeht, bewußt und unbewußt auf ihn alles hinstrebt, in ihm nur Ruhe und Seligkeit findet; du bist dennoch derselbige geblieben, trotz allen Wechsels deines Lebens; denn nicht, was du Einzelnes weißt, nicht was du Einzelnes thust, was du b i s t und immer mehr w e r d e n sollst, was du d e i n nennst im edelsten Sinne, woran alles Andere nur bilden half, was dir bleibt und feststeht, wenn auch alle deine Kenntnisse und Handlungen dir verloren gehen, — das ist die That und die Einheit deines Lebens. Und dieses Innerste, dich selbst hast du nur von Christus erhalten, denn dein wahres Selbst war nicht da, wo du dich von Gott entfremdet, sondern da, wo du ihn wieder

gefunden hast. Dein Erlöser, wie er auf jedem Blatte des neuen Testamentes vor dir steht in seinem großen, heiligen, göttlichen Leben, er ist wirklich der alles umfassende feste Mittelpunkt deines Daseins, er und nichts anderes, das etwa über ihn hinaus ginge, er ist dein Erster und dein Letzter, die Mitte und die Einheit deines Lebens.

Aber Christus ist das A und das O, er sagt nicht: in diesem und jenem, der mein Jünger ist, sondern im Ganzen, überhaupt, ohne Ausnahme. Und doch höre ich Viele sprechen: Ja, es ist etwas Großes, wenn Ein Gedanke den Menschen erfüllt, wenn er ihm allein lebt, in ihm sein ganzes Glück und seine ganze Kraft findet, wir anerkennen und bewundern das, und wir mögen es wohl leiden, wenn diese Einheit für Andere das Christenthum ist, aber uns ist es diese nicht. Wie solche auch sprechen mögen, meine Brüder, auch in ihnen ist unser Herr das A und das O; wie sie sich auch sträuben mögen, an ihnen gerade zeigt Christus seine geistige Allgewalt, seinen Triumph über alles, was sich seiner Herrschaft entziehen will. Auch diese vermögen nichts ohne ihn, auch sie erhalten nur von seinem Geiste alle wahre Kraft ihres Lebens.

Zwar nennen sie sich allein begeistert von der Kunst, von der Wissenschaft, von der Freiheit, und was sonst noch groß und herrlich ist außer Christus. Aber was gibt ihnen die Kraft, diesem Einen ihr ganzes Leben zu weihen? Ist es nicht das Bewußtsein, daß diese Güter Heiligthümer des menschlichen Geistes sind, daß sie enge mit seinem innersten Wesen zusammenhängen, daß sie diesem dienen, dieses fördern? Und dieses innerste Wesen ist ja eben das, was von Christus seinen Lebensfunken und Lebensodem erhalten hat. Und wenn sie nun diese Güter erreichen wollen, wird sich die höchste Kunst, die höchste Wahr-

heit einem unheiligen Auge zeigen? wenn nur Ehrgeiz ihre Kraft, ihr Gott ihre Leidenschaft sein sollte, dann würden sie wahrhaftig das Große nicht erreichen, wornach sie streben; nur eine reine Gesinnung, nur Ernst und Ehrfurcht vor der Wahrheit führt zu ihr, und diese Ehrfurcht kann nur aus dem Bewußtsein stammen, daß die Wahrheit etwas Unverletzliches ist, von Gott geordnet und bezeugt. Auch sie vermögen also nichts ohne eine reine, heilige Gesinnung. Ist es aber wirklich eine solche, die sie antreibt, dann haben sie diese doch nirgends anders als von Christus her. Denn sie ist in ihnen geweckt worden durch ihre ganze Erziehung, durch ihr ganzes Leben mitten in einem christlichen Volke; was Jahrhunderte zum Gemeingute auch derer gemacht haben, die sich nicht zu Christus bekennen, das hat sich auch ihnen unbewußt mitgetheilt, vielleicht getrübt und verzerrt, aber immer noch als eine gewaltige Macht, die sie zu ihrer Lebensaufgabe hintreibt.

Aber nicht nur die Kraft verdanken sie Christo, auch das Ziel, wornach sie streben, finden sie doch nur bei ihm. Denn wir wollen nicht zu niedrig von ihnen denken, sie wollen wirklich etwas Preiswürdiges, sie wollen keine Freiheit, die nur eine Knechtschaft der eignen, statt der fremden Leidenschaft und Sünde wäre, aber diese Bezwingung der Sünde erreichen sie nimmer ohne Christus, nur wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. — Sie wollen wirklich nur das Große, das Schöne, das Edle, aber dieses lügt seinen Namen, wenn es nicht zugleich das Heilige ist. Das Reich Gottes will ja diese Geistesgebiete nicht zerstören, nicht unterjochen, es will sie nur heiligen und veredlen; wie könnte Christus gegen die Wissenschaft kämpfen, die überall Gott verkündigt? wie gegen die

Wahrheit, er, der die Wahrheit selber ist? Aber die ächte Wahrheit findet ihr eben nirgends anders als nur bei ihm; denn nur er gibt euch jene himmlische, welche nicht bloß die Wahrheit des Gedankens, sondern auch die Wahrheit der Gesinnung, der That, des Lebens ist, jene Wahrheit, die der ganze Geist mit allen seinen Kräften und Thätigkeiten umfaßt. Was gibt euch denn das Recht, den Menschen zu zersplittern? die Wahrheit zu suchen, wo keine Liebe ist, die Freiheit, wo kein Kampf ist gegen das Schlechte, die Kunst, die von nichts Göttlichem zeugt? Sie sind ja nichts Unheiliges. Ihr habt etwas Großes erwählt, aber nicht das Ganze, weil ihr die Einheit nicht im Innersten der Menschen selbst sucht.

Und seht nur, meine Brüder, wie sich dieser Irrthum an ihnen rächt, denn sie können doch nicht bei dem stehen bleiben, was sie für das Einzige ausgeben, sie haben doch das Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden, sie können doch der innern Ruhe und des Trostes im Unglücke nicht entbehren; zeigt ihnen nur einmal ein recht frommes Gemüth, zeigt ihnen den Adel des Christen, die Treue des christlichen Freundes, die Größe, den Muth dessen, der auf Gott vertraut; zeigt ihnen die rechte Liebe, die nicht, aus Selbstsucht geboren, Heuchelei oder Selbstbetrug ist; laßt sie nur a h n e n, was diese reine, heilige Liebe sei, und sie werden gestehen, daß dieses doch das Höchste, Seligste, Göttlichste sei. Das ist der Sieg des Herrn, der auch die Widerstrebenden zur Rührung und Bewunderung nöthigt. Ihr innerstes Wesen macht seine Rechte gleichwohl geltend, alles an ihnen strebt gleichwohl auf Christus hin, er ist dennoch die Einheit und der feste Mittelpunkt ihres Lebens, sie finden kein anderes A oder O, ohne an sich selbst eine Sünde zu begehen.

Ja, steigt hinab zu den ruchlosen Tiefen des Lasters, schaut jene Unglücklichen, welche sich abmühen, ohne Gott zu leben, jedes edle Gefühl, jedes Glück in sich zu zerstören, ihr Gewissen zu betäuben, zu tödten; das Höhere bricht dennoch hervor, und quält sie, und zeigt ihnen die verlorene Seligkeit; umsonst kämpfen sie gegen Christus, nur die Qual ihrer Seele steigt. Wer ist nun der Sieger, wer ist der starke Held, der Gewaltige? Stürze in den Staub; du Unglücklicher, Ohnmächtiger, der du mit Christus ringest! Doch nein, stehe auf, blicke empor zu ihm. Du hast das Heiligthum deines Lebens verwüstet, Jesus Christus will es dir wieder geben aus freier Gnade, denn er ist auch dein A und O, dein einziger Haltpunkt, dein einziger Retter. —

Doch erheben wir uns über den einzelnen Menschen; nicht nur in ihm ist Jesus Christus der feste Mittelpunkt, er ist es auch in der Weltgeschichte.

Blicket hin auf die Völker des Alterthums, auf die Vorväter unserer Vorväter. Ihr wißt es ja wohl, noch in Nacht begraben, von Sünde beherrscht, suchten sie doch schon das Licht, das ihnen in grauer Ferne dämmerte. Auch ihnen hatte sich Gott nicht unbezeugt gelassen. Ihr dumpfes Hinbrüten über ihr eigenes Dasein und ihr stürmisches Handeln nach außen, ihr Ahnen und Bilden des ewig Schönen, ihr Suchen Gottes in der Natur, ihre Opfer und Gebete, ihre Tugend und Weisheit ist nichts anderes gewesen, als das Hinweisen und Hinstreben der Geschichte auf den, der da kommen sollte. Und als er nun gekommen war, der Heilige und Vollkommene, er, das Leben und Licht der Welt, seht, wie sich von da an sein Reich über die Erde verbreitet, wie um ihn die Völker sich schaaren, wie sie für den Glauben kämpfen, für den Glauben

sterben, wie auch da, wo sie um andere Interessen kämpfen, doch alles ihm dient, von ihm ausgeht und auf sein Reich hinzielt, wie er alle Mächte in sich aufnimmt oder überwindet, ein Strom des Heils, der sich über die lechzende Erde ergießt. Es sind Weise aufgetreten gegen Christus; wo ist ihre Weisheit geblieben? Sie hat ihn verherrlicht. Es ist eine Kunst aufgetreten, habt ihr ihre heiligen Gesänge vernommen, habt ihr die wundervollen Tempel des Herrn geschaut? — Blickt hinein in das Leben der Völker; wo ist Glück, wo Freiheit, wo ist Eintracht und Friede, wo steht das Recht über denen, die es verwalten, wo kämpft der Krieger um des Friedens willen? Wo der Geist des Herrn ist, da herrscht Friede in den Hütten und den Palästen, und wo er nicht ist, da ist Knechtschaft bei den Freien, da schüttelt die Empörung ihr Schlangenhaupt, da tritt der Herrscher auf den Nacken seines Volkes, da wühlt sich Neid, Laster, Selbstsucht in das Volksleben hinein. Aber auch die siechende und blutende Menschheit erhebt ihr Antlitz zu dem Heiland der Welt, denn sein Reich ist die Wahrheit, die Freiheit, die Liebe, die Seligkeit.

Das ist es, was der Seher Johannes spricht: Jesus Christus ist das A und das O, der Anfang, das Ende und die Mitte, der Mittelpunkt und das Ziel alles geistigen Lebens, die Quelle aller Kraft und alles Heiles, — sein Geist und sein Reich ist das einzig Bestehende, dem alles dient, auf den alles hinstrebt, bewußt und unbewußt, das allem Wechselnden seinen Werth, sein Bestehen, seine Beziehung aufs Ewige gibt, — er ist der Ewige, Unveränderliche, vor dem und nach dem, neben dem und außer dem nichts Anderes wahrhaft besteht, keine andere Macht, kein anderes Heil, kein anderes Streben. Er ist nicht der

Erhabenste, nicht der Höchste, nicht der Größte, — er ist der Einzige, den alles Große als seinen Herrn anerkennt. Die Weltgeschichte, heißt es, sei ein Weltgericht; wer sagt den Menschen, welche gut, welche schlecht seien, wer richtet zwischen Leben und Tod? Jesus Christus stehet da als der Richter der Welt, als Lohner und Strafer, als der Sieger und Herrscher, er scheidet die Zeiten und bestimmt die Epochen, er ist die Summa der Geschichte, das A und das O, der Erste und der Letzte. Blickt ihr nun hinein in die Fülle dieses großen Wortes der Schrift? ach, wir haben es lange nicht ausgeschöpft! Verstehet ihr wohl, wie es dem Johannes der Stützpunkt, der Anfangs- und Endpunkt aller Weissagung der Zukunft ist? wie es uns das Verständniß der Welt und unser selbst aufschließt, daß wir uns selbst erkennen, und den Herrn erkennen, den Herrn der Zeit und der Geschichte und den Herrn unsers Lebens!

II.

Allein, meine Brüder, wenn dem so ist, wenn der Sohn Gottes wirklich der Mittelpunkt und der Herr unsers Lebens ist, so wollen wir ihn auch als solchen anerkennen. Behält unser Text seine Gültigkeit beim Zeitenwechsel, so laßt uns wohl bedenken, woran uns das mahnt. Laßt uns das Ewige nicht verlieren über dem Zeitlichen, Wechselnden, aber laßt uns dieses wohl benutzen, um auch dadurch das Ewige zu gewinnen!

Laßt uns das Ewige nicht verlieren über dem Zeitlichen! Ungeachtet der scheinbar allgemeinen Freude, wie verschieden gebehrden sich jetzt die Menschen!

Ein Jeder faßt neue Vorsätze, macht neue Plane, die er vielleicht morgen schon wieder aufgibt; er trachtet nach etwas Bleibendem, auch wenn er sich an dem festhält, was jeder Tag, jede Stunde ihm zu rauben droht. Der Eine geht aus auf Reichthum, auf Genuß, der ihm bald zum Ekel wird, auf Freundschaft, die ihm nicht treu bleibt. Der Andere wirft sich hinein ins Leben, er gedenkt eine Welt um sich zu gestalten, die Menschen mit sich fort zu reißen nach seinen Planen; ein Sturmwind geht über sie hin und zertrümmert liegt vor ihm die Arbeit von Jahrzehnden. Oder buhlt er um Ruhm und Ehre bei der Menge? Die Leichenhügel mögen ihm sagen, wann die Welt seinen Namen vergessen wird. Mit banger Furcht blicken die Menschen in die Zukunft, denn sie ahnen, daß diese ihr Spiel mit ihnen treiben wird; scheu blicken sie rückwärts, denn auch hinter sich sehen sie mehr Plane als Thaten, und unter den Thaten wenig Großes und Bleibendes. Sie streben umsonst nach etwas Festem, Bleibendem, weil sie es nicht bei Christus suchen, der allein ewiges Gut und ewiges Leben, nicht bloß ewige Fortdauer gibt; was nicht aus seinem Geiste hervorgegangen, das kann und wird nicht bestehen.

Wir aber wissen, woran wir uns halten; auch unsere Plane können scheitern, auch unsere äußern Hoffnungen zu Grabe gehen, sie haben uns doch ihre Frucht getragen, sie sind für uns und Andere doch nicht verloren, denn sie waren uns nie Zweck, nur Mittel, die uns dienten bei unserm Lebenswerke. Dieses Eine Werk aber, an dem wir bis zum letzten Pulsschlage fortzuarbeiten haben, das ist der feste Punkt, den der Herr auch in uns gewonnen hat, unser inwendige Mensch, unser Innerstes, und daß wir hierin nicht läßig seien, das ist unsere einzige Sorge

bei dem schnellen Entfliehen der Tage unsers Lebens. So blicken wir freudig und ruhig in die Zukunft, was sie uns auch bringen, was sie uns rauben wird, wenn wir ihn nur haben, wenn nur er uns bleibt, so bleibt uns alles; denn alles erhält für uns nur Werth durch ihn, durch das Ewige.

Haltet das Ewige fest, das Eine, was Noth thut, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, seine Wahrheit, Freiheit, Liebe, so seid ihr reich genug, reicher, als wenn ihr die ganze Welt gewönnet und Schaden an euerer Seele littet. Aber es hilft nichts, zu theilen und zu halbiren, das halbe Herz Christo, und das halbe der Welt hinzugeben, einen Vertrag zu schließen zwischen dem Gewissen und der bösen Lust, des Sonntags andächtig zu sein und Werktags für etwas Anderes zu glühen. Glühst du für Christus, ist er wirklich dein A und dein O geworden, das du in dir und in Andern suchst, dann ist dir nichts mehr groß als das Reich Gottes, und was ihm dient. — Ja, groß ist auch, was ihm dient, so laßt uns ihm alles dienstbar machen.

Wir dürfen auch das Zeitliche nicht unbenutzt lassen, um das Ewige zu gewinnen, wir dürfen uns nicht lossagen von der Erde und ihren Gütern, von den Bestrebungen der Menschen, wir dürfen ihnen nicht aus der Ferne zuschauen und über sie klagen. Gott hat uns ja hineingestellt in die Zeit, in das Leben, so wollen wir dann eingreifen in seine Räder, und Heil wirken unter unsern Brüdern, und vor allem aus in uns selbst. Nicht ängstlich und furchtsam wollen wir in die Zukunft blicken, denn unsere Arbeit kann nicht vergeblich sein, wenn wir auf Gott vertrauen; aber alles erhält für uns Werth und Bedeutung durch sein Verhältniß znm Ewigen. Gewissenhaft wollen wir jeden Tag

benutzen, der uns von ihm geschenkt ist; unser Beruf, unsere Familie, jedes Verhältniß, in das wir von ihm gestellt sind, ist auch ein Wink von ihm, ein Gnadenmittel, das christliche Leben in uns und Andern daran zu üben und zu stählen, in Glaube, Liebe, Hoffnung fester zu werden.

Vorwärts! ist die Loosung unserer Zeit, sie gilt auch im Gottesreiche; vorwärts rufen uns die rollenden Jahre, vorwärts ruft uns die Entwicklung der Geschichte. Ein Jahrhundert rinnt nach dem andern an der Menschheit vorüber, aber die Sonne ist ewig gleich, ihre Strahlen blicken gleich ruhig zu uns hernieder wie zu den Wäldern der Vorzeit; die Pflanzen neigen sich vor ihr, die Thiere begrüßen ihren Aufgang, der Himmel wölbt sich über uns wie vor Jahrtausenden. Aber die Menschheit ist anders geworden. Das ist ihr großes Vorrecht vor der ganzen Natur, daß sie allein kein Stillstehen kennt, ganze Völker sind in gräßlicher Verdorbenheit untergegangen, ganzen Völkern, die in Todesschatten saßen, ist ein Licht in ihrer Seele aufgegangen, — das Menschengeschlecht, mit seinen ungeheuern Kräften und Triebfedern, es bleibt nicht dasselbe, nie, in keinem Augenblicke, — wir können nicht stillstehen, vorwärts oder rückwärts müssen wir. So wollen wir denn vorwärts, vorwärts mit Gott! Der Strom der Ereignisse schwellt seine Fluthen an uns heran, aber wir sollen uns über ihn stellen, daß er uns diene, der Gewaltige; wir sollen ihn beherrschen, wir schwache Menschen, ausgerüstet mit der Kraft dessen, dem nichts zu widerstehn vermag. Was wir jetzt auch beginnen, welche Vorsätze wir fassen mögen, sie werden heilig und christlich gefaßt! Unsere Voreltern haben alles mit Gebet angefangen, sie haben auch das neue Jahr nie begonnen,

ohne Kraft und Stärke von oben zu erflehen, — an Gottes Segen war ihnen alles gelegen, und in dieser Kraft haben sie Großes gethan. Unsere Zeit hat es vielfach verlernt. So laßt uns zurückkehren zu der frommen, reinen Sitte; ein jeder Vorsatz sei ein Gebet, laßt uns alles mit Gott beginnen und es wird wohl begonnen sein. Der Herr, der allein in allem das Gedeihen schafft, ohne den wir nichts vermögen, der Erste und der Letzte, er lasse uns stark werden am inwendigen Menschen, er mache uns dieses Jahr zu einem Gnadenjahre, er segne uns! Amen.

Druckfehler.

Seite	4	Linie	12	von	oben lies: welchem statt welcher
„	92	„	7	„	unten statt: doch sein Schriftwort gehörte – durch s. S. gehörte er.
„	138	„	3	„	oben: von zu streichen.
„	141	„	4	„	oben: statt 18. Aprill – 19. Aprill.
„	204	„	13	„	unten: und zu streichen.

Johannes Wolf.

Ein schweizerischer Studirender der Theologie in seinem Bildungsgange

dargestellt

von

Joseph Scherrer,
Katecheten.

Zürich,
S. Höhr.
1840.

Fuchs.

Wolf (J. J.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scherrer, Joseph,

Johannes Wolf ein Schweizerischer Studirender der Theologie in seinem Bildungsgange

Zürich 1840

Biogr. 1251 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068062-1